Allgemeine Sammlung Historischer Memoires vom zwölften ...

Friedrich Schiller

Ludwig der XIV

Digitized by Google

H. P. 1175. a –
H. un. 514-2,17

Digitized by Google

<36602879220011

<36602879220011

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Hist. univ.
574

Digitized by Google

Digitized by Google

Ludwig der XIV
Koenig von Franckreich

Digitized by Google

Allgemeine Sammlung

Historischer Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neuesten Zeiten

durch mehrere Verfasser übersetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen versehen, und jedesmal mit einer universalhistorischen Uebersicht begleitet,

herausgegeben

von

Friedrich Schiller

Hofrath und Professor der Philosophie in Jena.

Zweyte Abtheilung.

Siebzehnter Band.

Mit einem Kupfer.

Jena,

bey Johann Michael Mauke. 1799.

Digitized by Google

Digitized by Google

Richelieu's

Staatsmaximen.

a 2

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Es ist unläugbar wahr; bis auf Richelieus Ministerschaft „theilten die Hugenotten den Staat mit „dem König, die Großen betrugen sich wie wenn „sie nie Unterthanen gewesen wären, die Statthalter in den Provinzen handelten gleich Souverä„nen in ihren hohen Stellen.“ *)

All diese Kräfte trieben sich, wie in einem Spiele, gegeneinander. Willkühr und Eigennutz stieß sie fort, List oder Zufall entschied, wer gewinne. Neugehobne Günstlingsfamilien wollten den ältern an Reichtümern gleich kommen, und so mußte Krieg seyn. Ein junger König, keusch durch Unvermögen, bedurfte anderer Zerstreuungen, als die alltägliche Hofintrigue schleichend herbeiführt. Er war kränklich und sollte Bewegung haben. Mochten etliche tausende, durch ein Manifest zu

*) Richelieu's Worte im Eingang seines Testament politique.

Feinden gegeneinander gestempelt, sich wechselsweise die Hälse brechen. So gab es was zu rennen und zu treiben. Funfzig Meilen her brachten ihm Eilboten die Neuigkeit: Ew. Majestät haben gesiegt! und dem Minister: der Staat ist in Gefahr! Bedächtliche Fürschritte zum ungesäumten Zusammentreten in geheimnißvolle Präliminar- Negotiations- Berathschlagungs- Sitzungen gaben nun auch der Altklugheit ihre Beschäftigung. Man feilschte und ließ sich feilschen. Ewige Aussöhnung wurde beschworen. Der Staat war gerettet; die Annalisten hatten Großthaten einzutragen und die Hofgelehrten die Inschriften auszusinnen, durch welche der Siegreiche im Durchfahren seine eigne Expeditionen auf den Triumphbögen kennen lernen mochte. Der Tag der Friedensfeyer brach an, und die treuen Unterthanen, versteht sich die übrig gebliebenen, sahen ein, daß sie ohne den Krieg so ein Fest nicht haben könnten, und — jubelten.

Alles genoß nun die entbehrte Ruhe desto gemüthlicher, bis etwa einen Großen die Uebellaune an einem unglücklichen Morgen seinem Rivalen in den Weg führte, dessen Nachtschlaf gerade auch nicht in Ordnung gewesen war. Sie entzweyen sich. Der Hof ist in Gährung. Ausgleichungen werden überdacht; Worte gewogen und zu leicht befunden. Das königliche Ansehen wird auf die

Spitze

Spitze gestellt und beleidigt. Morgen ruft Rebellion die Provinzen in die Waffen und nach Monatsfrist stehen die großen Beyspiele der königlichen Verzeihung wieder um den Thron her. Nur der Staatssecretär und der Finanzminister wissen, wie viele Statthalterschaften, Appanagen, Renten und Plätze die neue Ruhe des Staats werth gewesen sey.

Weil niemand sprach, so redeten bisweilen die Parlementer, auch wo sie nicht zu reden hatten, weil dies allein etwa noch zu fehlen schien, daß die Männer des Rechts ihre Rechte mißbrauchten. Kam es gar zu Versammlungen der Stände, so sprachen alle, damit die Krone jeden auf Kosten des andern zufrieden stellen sollte; und hatten sie mehr gesprochen, als die Krone selbst auf diese Weise vermochte, so gab es ja noch Raum, das neue Dolieren (doléances) den alten Acten ruhig beizulegen.

Wider dieses endlose Spiel aller Staatsübel gegeneinander, so sagen Richelieu's Lobredner, hat dieser des Grossen Heinrichs Hülfsmittel in volle Würkung gesetzt. Seine Ministerschaft, erwiedern die Catone der Staatskunst, hat den Spielen der Willkühr ein Ende gemacht, um die höchste Willkühr des Thrones werkthätig in ein System zu bringen.

Jene Behauptung kann die unläugbarsten Thatsachen für sich aufstellen. Wo Heinrich der IV. hatte aufhören müssen, da begann Richelieu. Nur Ein Unterschied ist Ursache, daß der Vollender von Heinrichs edlen Planen in der Geschichte doch blos als der unedle Stifter planvoller Gewaltthaten unvergeßlich seyn kann. Heinrich starb über den Zurüstungen zu einer wohlthätigen Umbildung der ganzen Lage Frankreichs. In diesem durch die unerschöpfliche Lebhaftigkeit seiner Bewohner unaufhörlich bewegten Staate war bis dahin nichts in der Regel, als daß nach kleinen Fristen herrschsüchtiger Einfluß des gedoppelten spanischen Hauses mit dem Ehrgeiz, Eigennutz und der Laune der Großen, und mit dem rückwürkenden Freyheitsdrang des Mittelstands im Bunde, welcher durch Religionsfragen zum Fragen überhaupt geweckt war, alle Kräfte des Staats auflöste und gegen einander jagte. Es war Charakter des Zeitalters geworden, daß sich das Ganze durch seine Theile zerrütten müsse, damit die übriggebliebenen in den Zwischenzeiten gesetzlos in die Reste sich theilen könnten.

Selbst unter gefahrvollen Erfahrungen dieses Drucks und Gegendrucks aufgewachsen, hatte Heinrich Mitgefühl mit jeder Classe seiner Unterthanen bis auf den erkämpften Thron mitgebracht. Um gründlich helfen zu können, bedurfte es gesammelter

melter neuer Kräfte, mit langsamer Eile bereiteter und gesicherter Mittel. Planmäßig mußte von Aussen nach Innen gearbeitet werden. Und deswegen war Er gerade auf dem Wege, um die auswärtige Macht, welche nicht zufrieden, seine Staaten von den Pyrenäen, von Italien und von dem Rhein her zu umschließen, sich selbst vielmehr durch Herrschaft über das dazwischen liegende Frankreich einen ununterbrochenen Zusammenhang ihrer ungeheuren Ausdehnung erzwingen wollte, jetzt auf ihrem Boden anzugreifen, nachdem ihre Heere und Cabalen ihn so lange blos im Innern seines Reichs beschäftigt hatten. Wäre Er nur erst des auswärtigen Einflusses los gewesen, wie bald würden alsdann seine Magnaten aus Rivalen der Krone würkliche Stellvertreter der gesetzlichen Königsmacht geworden seyn. Nicht länger wäre Frankreich genöthigt gewesen, sich selbst, so oft es den Statthaltern gefiel, Provinz für Provinz, Burg für Burg zu erobern oder aufs neue zusammen zu kaufen. Die Monarchie würde durch den heiligen Zweck des gemeinschaftlichen Wohls einen republikanischen Geist erhalten und der Mittelstand sein Bestreben unnütz gefunden haben, die Form einer Republik an ihre Stelle zu setzen. Hätten die Misvergnügten keines Vorwands mehr bedurft, so würde man bald sonnenklar gefunden haben, daß, wer sich auf der Erde

zufrieden befindet, durch die Religion sein Wohlbefinden für den Himmel ohne Groll und Fehde gegen die irrdischen Mitbewohner zu sichern habe. Und erst mit diesem Hinsterben der Anarchie hätten alsdann feste Vorschriften für die Gerechtigkeit, Ordnung in den Staatsbedürfnissen und Einnahmen und wahre Sicherheitsanstalten gegen fremde Gewalt ins Leben hervortreten können, ohne ferner durch die Menge der Gesetze die Gerechtigkeit zu erdrücken, durch die Staatserhaltung die meisten Staatsmitglieder zu erschöpfen und durch kriegerische Sicherung des Eigenthums die Früchte des theuren Friedens aufzubrauchen.

Eben diesen vierfachen Feind des Wohls von Frankreich sah auch Richelieu's durchdringender Geist. Ueber die ungeheure Zerrüttung aller Theile der Staatsverwaltung im Innern, die nächste und drückendste Beschwerde aller Einzelnen in diesem großen, von der Natur zu selbstständigem Glück bestimmten Umkreis, konnte der wahre Regent nur alsdann Herr werden, wenn er erst das Ganze mit Kraft so zu lenken vermochte, daß die Menge der Magnaten nicht über ihre Rechte und Verdienste steigen, der Mittelstand nicht unter sie herabgedrängt werden und keine Kirchenparthie die andere ihrem Klerus und dem Dämon der Faktionen zum süßen Geruch hinopfern konnte.

Soll-

Sollten aber je die Triebfedern der Regierungskunst so vielen und so alten Hemmungen widerstehen, so mußte wenigstens keine fremde Hand in die Maschine eingreiffen. Alles dies wollte Richelieu so gewiß als Heinrich der IV. — — Nur wozu? und wodurch die große Umschaffung? Dies waren für Beyde die unendlichen Divergenzpunkte.

Heinrich arbeitete nicht für seine Person, sondern für die Erhabenheit des Throns, den er auf seine Nachkommenschaft bringen und für diese durch den Wohlstand der Untergebenen sichern und erhöhen wollte. Höher als alles im Staate muß dieser stehen, damit der Geber und Vollstrecker der Gesetze alles übrige in stufenweiser Unterordnung überschaue und entscheide. Wer ihm gleich stünde, würde ihn zum Kampfe reizen und den, welchem alle Partheyen mit gleichem Vertrauen als dem Partheylosen sich nähern sollen, selbst Parthey zu werden zwingen.

Für den Premierminister Ludwigs des XIII. war selbst des Throns Erhabenheit nur Mittel zur persönlichen Erhebung. Niemand sollte mit dem Thron, aber auch der Thron selbst nicht mit seinem ersten Diener rivalisieren. Nicht damit Gesetz und Ordnung über alles gälte, sollte man sich vor dem Throne beugen, den Er stützte. Nur deswegen muß-

mußten alle Partheyen zum Verstummen gezwungen werden, damit der Thron für ihn allein partheyisch seyn könnte. Große Unternehmungen mußten für diesen Zweck geschehen; und Richelieu war der Geist, welcher sie nicht wagte, sondern berechnend mit ununterbrochener Beharrlichkeit das Vorherbestimmte zur Würklichkeit brachte. Auch viel vortreffliches, viel unentbehrliches war unter dieser Summe großer Erfolge. Aber nicht, weil es Staatsbedürfniß und treflich war! Nicht gut, nur groß mußte es seyn, um den Einen größer zu machen, als irgend einer im Staate seyn darf, wenn der Staat selbst etwas seyn soll. Auch das niedrigste ward groß, wenn es Mittel für diese Allgewalt wurde.

In diesem Sinn hatte Richelieu dem König, welcher für ihn das einzige unentbehrliche Organ werden sollte, gelobt: der Hugenotten Parthie zu ruinieren, der Großen Uebermuth niederzudrücken, alle Unterthanen zu ihrer Schuldigkeit zurückzuführen und seinen Namen — den Namen eines Ludwigs des XIII.! — unter allen fremden Nationen auf den Punkt, wo er seyn sollte, zu erheben *).

Auch

*) Je promis à votre Majesté d'employer toute mon industrie et toute l'autorité, qu'il lui plaisoit me

Auch in Heinrichs des IV. Seele lag ein Gelübd über gleiche Gegenstände. Aber mit welcher Verschiedenheit der Gefühle! Er, welcher jedem Bauer so gerne das Huhn in den Topf besorgt hätte, dachte sich, statt des „Ruinierens" ein Aufheben der Partheysucht durch gerechte Gleichstellung, statt des „Niederdrückens" ein Unterordnen. Nur durch Sicherung der Rechte und durch Stillung der Bedürfnisse, wußte er, würden Unterthanen zur Willigkeit für ihre Pflichten zurückgeführt. Und Ihm würde die „Nennung seines Namens" unter beyden Polen wenig wehrt gewesen seyn, wenn er sich selbst hätte sagen müssen, daß man, wenn er noch so oft genannt werde, bey seinem Namen nicht den selbstthätigen, genialischen Helden und Staatsmann denken würde, der Er war. Richelieu's Gelübd, von unbegränzter Selbstsucht eingegeben, hatte blos im Verstande seinen Sitz; an Heinrichs Planen behielt Herz und Kopf gleichen Antheil.

Durch welche Thaten und Unthaten Richelieu (seit 1624) sein Gelübd ausgeführt habe, bis endlich

me donner, pour ruiner le parti Huguenot, rabaisser l'orgueil des rands, Greduire tous ses sujets à leur devoir et relever son nom dans les nations étrangères au point, où il devoit être. Richelieu Testament politique. Ch. I. p. 8. (Amsterd. 1688. 12.)

lich (gegen 1642) in ganz Frankreich — vom König bis auf die Teufel zu Loudün hinab — alles nach dem Winke des Kardinals, welcher selbst kaum noch auf seinem Siechbett athmete, reden oder verstummen mußte; dies ist weltkundig. Aber nach welchen Maximen er diese Alleingewalt errungen habe, verdient in einen Ueberblick gebracht zu werden, da er selbst sie darzulegen keinen Anstand genommen hat. Er konnte dies. Denn man muß staunen, wie viel richtiges und unverbesserliches dieser helle Verstand in der höhern Staatskunde durchschaut und in seiner merkwürdigen Hinterlassenschaft an Ludwig den XIII. klar gemacht hatte, was doch alles nur der möglichsten Begründung seines Unglückssystems fröhnen mußte, weil es ihm blos als Mittel galt und dem allverschlingenden Götzen des raffinirtesten Egoismus hingeopfert wurde. Man sieht und erstaunt, wie der abscheulichste Zweck von der Rechtschaffenheit nicht blos den Schein, sondern selbst eine ganze Reihe von Hülfsmitteln zu borgen gezwungen ist. Nur durch diese gelingt die Verbindung vieler Kräfte zum gewagten Plane des Verbrechens und gerade, weil dieses der Mitwürkung von Recht und Treue nicht entbehren kann, bedarf man auch nur der Zeit, um durch die zum Mittel für das Laster herabgewürdigte Rechtschaffenheit das Laster selbst vom erstiegenen Gipfel herabgestürzt zu sehen.

Nir-

Nirgends liegt das Gift von Richelieu's Staatsmaximen so offen da, als in seinem Abschnitt über das Volk *). Alle Staatskundigen, so beginnt der Sprecher der Despotenpolitik, alle Staatskundigen stimmen darin überein, daß, wenn die Völker allzuviel Wohlstand hätten, man sie unmöglich in den Schranken ihrer Schuldigkeit erhalten könnte." Da es für dieses Allzuviel keinen Maasstab giebt, so dürfte für all jene Staatskundige der bequemste Gegensatz dieser seyn: je weniger Wohlstand unter der Menge, desto leichter das Spiel, sie in ihrer Schuldigkeit zu erhalten!

R. begründet das Fundament seiner dem Wohlstand der Meisten wörtlich entgegengesetzten Staatskunst durch Halbwahrheiten: „Das Volk ist weniger cultivirt und unterrichtet als die andern Stände; nur eine gewisse Nothwendigkeit kann es den Regeln unterworfen erhalten, welche man ihm doch — nach der Vernunft und den Gesetzen vorschreiben muß." Wie „sehr unterrichtet" R. war! Zwang wird in seiner Sprache eine gewisse Nothwendigkeit. Noth und Mangel sollen nur dem Allzuviel des Wohlstands abhelfen. „Wären die Völker frey

von

*) Chap. IV. Sect. V.

von Abgaben (S. 180) so würden sie bald denken, auch vom Gehorsam frey zu seyn." Er „weiß, (S. 181) daß — mehrere Regenten ihre Staaten und Unterthanen ins Verderben gestürzt haben, weil sie zu ihrer Erhaltung die nöthigen Kosten, aus Furcht, das Volk zu drücken, nicht aufzubringen wagten." Solche Seltenheiten von Schonung, welche nur Richelieu aus der Geschichte wußte, hätten wohl ein Paar Belege verdient.

Es ist sehr gewiß: „die besseren Regenten wären diejenige nicht, welche nicht, was nothwendig ist, erheben wollten". Auch giebt R. weiterhin selbst den Wink, daß der König „in Nothfällen lieber des Ueberflusses der Reichen sich bedienen, als die Armen ausserordentlich bluten lassen solle" und macht, nach seiner Weise durch Gleichnisse das Gesagte einzuprägen, die Sache dadurch anschaulich: daß „der Verwundete, wenn das Herz zu viel Blut verliere, nicht früher von den untern Theilen etwas an sich ziehe, bis er erst aus den obern geschöpft habe." Somit kommt es allerdings in seinem System auch an die „cultivierteren und besser unterrichteten Stände" gar sehr, und daß etwa diese „allzuviel Wohlstand" haben möchten, eine solche Ungleichheit wäre auch in seinem Staat am Ende nicht zu befürchten. Ausser ihrer

gröſſern Kultur würde auch bey ihnen jene „gewiſſe Nothwendigkeit" eintreten. Denn für die Armen iſt gewiß nichts ſicherer, um von Abgaben wenig beläſtigt zu werden, als der Rath des Staatsminiſters am Ende des Abſchnitts: der König werde künftig die eigentliche Subſtanz ſeines Staats aus den Generalverpachtungen der Finanzen (ſes fermes generales) ziehen können, welche — die Reichen mehr als die Armen träfen. Denn „je weniger dieſe verzehren, deſto weniger hätten ſie zu den Einkünften beyzutragen."

Gerade dieſe endliche Gleichheit in Erſchöpfung der „eigentlichen Subſtanz des Staats" aber iſt das ſchreyende Reſultat dieſes wohl berechneten Syſtems der Allgewalt. In ihm iſt Gehorſam nicht Mittel, ſondern Zweck. Vernunft zwar und Geſetze werden als das genannt, wofür durch jene gewiſſe Nothwendigkeit Gehorſam geſucht werden müſſe. Aber gerade für dieſe Gebieter erwächst der unverbrüchlichſte Gehorſam aus vermehrter Kultur, aus verbeſſertem Unterricht, aus möglichſt befördertem Wohlſtand. Richelieu's Volk hingegen ſoll gehorchen, damit es gehorche. „Man muß es (S. 180.) mit den Maulthieren vergleichen, ſagt der Gleichnißfreund, welche, ans Laſttragen gewohnt, ſich durch ein langes Ausruhen mehr als durch die Arbeit verderben. Nur muß auch die Laſt mit den Kräften dieſer Thiere im Verhältniß ſtehen." —

Gieb, um zu geben; doch sollst du nicht allzuviel mit einem mal geben, damit du desto mehr und länger geben kannst. Dies ist Richelieu's Quintessenz, sobald man noch den letzten Zweck hinzusetzt: Geben aber muß von euch jeder, so viel er irgend kann, damit Ich seines Unvermögens, ungehorsam gegen mich zu seyn, gewisser werde.

Aber nein doch! Nur gegen die Vernunft sollt ihr nicht ungehorsam zu werden vermögen, sagt das Orakel der Politik. Ein eigenes Kapitel *): daß die Vernunft (la raison) die Regel der Staatsverwaltung seyn müsse, giebt hierüber die nächsten Aufschlüsse.

„Das Licht der Natur — beginnt der Kardinal, welcher die Schule nie verläugnen konnte — zeigt einem jedem, daß der Mensch, vernünftig zu handeln fähig, auch nichts anders, als durch Vernunft thun solle". — Zugegeben! Dies ists, was wir alle wünschen. Aber die Sophismen beginnen immer von Wahrheiten. „Je erhabener Einer ist, desto mehr soll er auf dieses Vorrecht (privilége) halten." Die Vernunft ein Vorrecht, ein Privilegium? Wohl! etwa für den Menschen gegen die Thiere? Man höre. Es giebt ja solche, die über

*) II. Partie Ch. II. p. 8.

über alle andere groß und erhaben sind. „Folglich, „wenn ein Mensch mit Allgewalt vernünftig ist, so „soll es mit Allgewalt die Vernunft herrschend „machen *). Dieser Satz fordert, nicht bloß daß „der Souverän-Vernünftige nichts anders als „nach der Vernunft thue, sondern er verpflichtet ihn „auch, zu bewürken, daß alle, die unter seinem Anse„hen stehen, sie verehren und ihr pflichtschuldigst „Folge leisten. Er soll allerdings nichts als was „vernünftig und gerecht ist wollen, aber was er auf „diese Weise will, das muß er auch ausgeführt se„hen wollen. Denn würden seine Befehle nicht „mit Gehorsam befolgt, so wäre Er selbst Ursache, „daß die Vernunft nicht mit Allgewalt herrschte." (la raison ne regneroit pas souverainement).

Was ist bündiger, als diese Schlußkette, um nichts als Ketten zum Gebrauch für die allgewaltige Vernunft daraus zu schmieden, welche ja wohl die privilegirteste, höchste Vernunft seyn muß, so gewiß sie die Allgewaltige ist, und welche sogar die Pflicht hat, allgewaltig zu seyn, blos damit sie die allgewaltige Vernunft sey.

Eine Kleinigkeit möchte einen Unterschied machen. Alle Menschen können und sollen vernünftig

*) „Si l'homme est souverainement raisonnable, il doit souverainement faire regner la raison."

seyn. Einige sind Souveräne. Folglich — würden die Pedanten schließen — können und sollen die Souveräne vernünftig seyn. Der Premierminister Ludwigs des XIII. — welch eines homme souverainement raisonnable! — macht die Schlußfolge: Folglich sind einige Menschen — souveränvernünftig. Nur zur Unzeit könnte sich Schulphilosophie um diese Distinktion mit dem Manne streiten wollen, welcher selbst Stellvertreter eines souverän-Verständigen gewesen ist. Eine solche Pedanterey von Logik wäre gerade der unleidlichste Gegensatz von dem — Gehorsam, welcher hier sogar demonstriert ist.

Vollendet ist das Recht der Souveränvernünftigen, wenn man sich überdies erinnert, daß gewisse Politiker sogar eine eigene Art von Vernunft, die Staatsvernunft (raison d'état) besitzen. Für Richelieu gewiß war es Unmöglichkeit, an eine andere zu denken.

Das wahrste und nützlichste, was in dem politischen Vermächtniß gleichsam aus der Gruft dieses Staatsvernünftigen zurück erschallt, erhält durch diese Grundsätze seine Deutung und Beschränkung. Gehorsam gegen den Souveränvernünftigen ist das höchste Princip des von Richelieu in Wort und That ausgedrückten Staatssystems. Die Vernunft

nunft hat ihren Werth darinn. Sie dient der Allgewalt.

Würklich der Vernunft sich zu bedienen, ist Richelieu's ernstliche Forderung an den Regenten. Alles, soweit es der Souveränetät vortheilhaft ist! „Es ist unmöglich, daß die Unterthanen nicht den Regenten lieben sollten, wenn sie sehen, das all seiner Handlungen Führerin die Vernunft sey." Nichts ist mit dieser unverträglicher, als die Leidenschaft, deren Vollendung uns oft statt des Körpers den Schatten greifen läßt." (S. 9.) „Was er aber einmal — als souveränvernünftig — beschlossen hat, darüber muß er sich Gehorsam verschaffen. Mit Kraft wollen ist bey einem Regenten, welcher Ansehen in seinem Staate hat, gerade so viel als sein Wollen realisiert haben. Unerschütterliche Festigkeit sichert, selbst wenn der Erfolg mißlänge, wenigstens die Ehre." (S. 10.)

Im Vorbeygehen, da von dem Regenten männliche Gemüthsstärke, Verschwiegenheit und Ordnungsliebe gefordert werden muß, wird der Seitenblick (S. 13) nicht vergessen, daß die „Damen, bequem und nicht verschwiegen nach ihrer Natur, zur Staatsverwaltung wenig taugen. Sie sind der Leidenschaft unterworfen und daher der Vernunft und Gerechtigkeit wenig empfänglich." Anna

von Oesterreich etwa zur Regentin zu ernennen, diesen Gedanken sollte Ludwig der XIII. bey dieser Stelle verabscheuen lernen. R. — seiner Uebermacht über Ludwigs bloße Receptivität so gewiß, daß er auch nach seinem Tode ihn noch beherrschen *) zu können voraussah, ist dafür so sehr interessirt, daß er ihn nicht einmal die Schlußfolge selbst

*) Dies scheint der Hauptgrund zu seyn, durch welchen R. mit jenem politischen Vermächtniß sich zu bemühen, veranlaßt seyn konnte. Alle Wendungen desselben sind auf das Gemüth eines Prinzen, wie Ludwig XIII. war, berechnet. Gewissen, Gottesfurcht, Ehre sind die Uebertünchung aller Rathschläge. Und zum Trost für die trotzig verzagte Seele läßt er im Hinterhalt durchscheinen, daß zugleich diese Regierungsweise dem Regenten seine Ruhe verbürge. — Diese innern Gründe, verbunden mit so vielen einzelnen eigenthümlichen Ansichten, welchen nachgegangen zu seyn fast zu viel Kunst in in einen Unterschieber vorausgesetzt, bewähren, da keine Gegengründe von Bedeutung bekannt sind, die Aechtheit des Aufsatzes, welche auch im Styl, durch die Jagd nach Gleichnissen, durch Fragmente kirchlicher Gelahrtheit und durch ein Haschen nach überraschenden Schlußsätzen bestätigt wird.

Die Eigenthümlichkeiten dessen, welchem sein Testament gelten sollte, benutzt R. so sehr, daß diese Züge zugleich für den Historiker unentbehrlich sind. Er gewinnt sich den Kränkelnden durch die sorgfältigsten Rathschläge für seine Gesundheit (Ch. VI. S. 193) Die mindeste Leidenschaft brachte Ludwigs zerbrechliche Maschine in Unordnung. R. folgert daraus — die unbeschränkte Herrschaft seines Geistes

ſelbſt finden läßt. Dieſer Grundſatz allein ſchon, ſetzt er hinzu, ſchließt ſie von allen öffentlichen Ver-

ſtes über ſeinen Körper! — Er war aufſahrend. Das geringfügigſte, was ihm mißfiel, konnte ihn ſo ſehr aufbringen, daß nur die Zeit ſolche „Nebel" zu zerſtreuen vermochte. R. ſieht hierinn das Jugendfeuer, welches nach einer ſchon 25jährigen Regierungserfahrung (S. 196.) durch das Phlegma des reifern Alters gedämpft werden würde. — Den Krieg, fand der Miniſter in dieſer Periode für gut zu mißrathen, da die zärtliche Geſundheit und die Unruhe und Ungeduld, welche Ludwig beſonders, wenn er ſeine Armee anführete, zeige, dieſen Zuſtand für ſeine Erhaltung gefährlich mache und doch auf der andern Seite die Leichtigkeit der Franzoſen kaum anders, als durch die Gegenwart des Königs, in Schranken gehalten werden könne. — Heinrich der IV. bezahlte viel mit ſchönen Worten. Ew. Majeſtät, ſagt R. S. 198 haben dieſe Stimmung nicht, ſondern eine natürliche Trockenheit (ſechereſſe naturelle) von Ihrer Mutter geerbt, wie Sie ſelbſt mehrmahls in meiner Gegenwart bemerkt haben." Geradezu geſagt, war L. gegen ſeine Diener bitter und unerkenntlich. R. erinnert ihn, daß Wunden der Zunge tödtlicher ſeyen, als die des Degens, daß kein Adler Fliegen haſche, und der großmüthige Löwe, die ſchwächern Thiere ungeſtört laſſe. — Endlich deutet R. auch noch auf Ludwigs Schwäche, ſeinen Günſtlingen nichts verweigern zu können (S. 202) und auf ſeine ſchwächliche Ungeduld, unangenehme Wahrheiten andern nicht mit Entſchloſſenheit ganz ſagen zu wollen. (S. 203) — — Nur in einem Vermächtniß (S. 206) konnte ſich alles dies ſagen laſſen!

waltungen aus." Und nur, um nicht allen Wohlstand zu beleidigen, wird nachgegeben: daß keine Regel ganz ohne Ausnahme sey.

Nichts von Weiberregiment! „Ein Reich Gottes zu errichten, sagt er dem andächtigen Prinzen (S. 4) ist das erste Fundament zum Glück eines Staats." Hat der Kardinal durch solche Fundamentalsätze sich nicht für die christliche Moral unsterblich gemacht, so hätte er wenigstens die Canonisation verdient. Was kann schöner klingen als daß „die Regierung eines Fürsten, welcher Unordnung und Laster herrschen lasse, unmöglich beglückt seyn könne, daß ein tugendhaftes Betragen der Prinzen das sprechendste und würksamste Gesetz sey, daß eines Vornehmen Laster mehr noch durch das böse Beyspiel, als durch das Vergehen an sich, Sünde werde." Er weiß dabey die Keuschheit *) Ludwigs und seine ängstliche Bedachtsamkeit gegen Flüche und Betheurungsformeln als glänzende Beyspiele einzuflechten. Aber Eine Folgerung war ihm wohl das wichtigste: daß „kein Souverän in der Welt sich nach diesem Grundsatz von der Verpflichtung

*) Alles in der Welt hat seinen Grund. Da Er der Königin vorwarf, daß sie auf seinen Tod und auf Vermählung mit seinem Bruder hoffe, antwortete sie schnell: Bey diesem Tausche würde ich allzu wenig gewinnen! (s. unten S.)

tung lossagen könne, für die Bekehrung derer in seinem Gebiete, welche von dem Wege des Heils abgewichen sind, Sorge zu tragen". Wie in Richelieu's Munde Vernunft einzig die Staatsvernunft bedeute, zeigt keine Stelle deutlicher. Zum Proselytenmachen verpflichtet soll der Fürst doch nur alle vernünftige Mittel anwenden. Ein gewagtes verbiete ihm die Klugheit, welche mit dem Unkraut den guten Weizen auszureissen fürchte." (S. 7.).

Der Stifter eines solchen Gottesreichs erhält noch andere *) Vorschriften. Wie das Volk nicht „allzuviel" Wohlstand, so soll der Fürst auch „nicht allzuviel Gewissenhaftigkeit" haben. Aengstlichkeit des Ununterrichteten ist gewiß höchst schädlich. Ueberzeugende Belehrung, sollte man denken, ist für diese Geistesschwäche das einzig ächte Heilmittel. Das von Richelieu ist eines CardinalMinisters würdiger. „Stärken Sie sich gegen jene Skrupel immer mehr und behalten sie fest vor Augen, daß Sie vor Gott keine Schuld haben können, wenn Sie in zweifelhaften Fällen dem Rath ihres Conseils, durch einige unverdächtige, gute Theologen bestätigt, folgen." (S. 192.) Konnte dem Premierminister je noch etwas mangeln, so mochte der Theologe in ihm den Ausschlag geben!

*) Partie I. Ch. VI.

Da der Regent „nicht alles thun kann, da er nur auf große und wichtige Staatssachen sehen, kleinere Dinge seiner Sorge unwürdig achten soll (S. 195.) so ist es „keine der unbedeutendsten Eigenschaften eines großen Königs, daß er andere das ihrige ausführen, daß er sich dienen zu lassen wisse." (S. 198.) So führt R. seinen Souverän vernünftigen in die Hände eines Conseils, dessen Fähigkeiten er so beschreibt (Ch. VIII.) daß am Ende *) nichts nöthiger erscheint, als ein — Premierminister.

„Der Allmächtige selbst wirke durch Mittelursachen. Nach seinem Beyspiel sey der beste König der, welcher, durch sich selbst zu handeln fähig, Bescheidenheit und Urtheilskraft genug hat, um nie ohne guten Rath handeln zu wollen (S. 218.). Der gute Rathgeber soll mehr vom Bley als vom Queckſilber haben. Allzuviele Anschlägigkeit werde schädlicher, als die Bosheit selbst. Wenig zu reden, jeden Sachverständigen zu hören, nach dem eigenen Resultat von all diesem fest zu handeln, dies zeige in dem Staatsminister die vollendete Vereinigung der Bescheidenheit, Urtheilskraft und Festigkeit. Gegen nichts eifert R. mehr als gegen allzu große Lenksamkeit und Mangel an Strenge (S. 225.).

Sein

*) Ch. VIII. Sect. VI.

Sein Gemälde eines Staatsmanns sollte für ihn Selbstrechtfertigung seyn. Wäre nur auch das, was ihm die Wahrheit zu verschweigen verbot, seines eigenen Bildes Zug gewesen: daß Privatrache nie den Mann der öffentlichen Sache bestimmen solle, daß „Gewalt in der Hand des Rachsüchtigen ein Schwerdt in der Faust eines Wütenden sey." Denn daß auf einem so erhöhten Posten „kaltblütiger Widerstand gegen Neid, Haß und Verläumdung die Frucht eines gerechten Selbstvertrauens seyn müsse" würde alsdann jeder gerne anerkennen. Auch das Selbstgefühl Richelieu's, daß, wenn er zum Ideal des vollkommenen Staatsministers sein eigenes Bild copiren wollte, die Tapferkeit darinn für entbehrlich erklärt werden müsse, würde man nie gegen ihn wenden wollen, wenn nur sein Beyspiel ausgedrückt hätte, was er sich selbst nicht verhehlen konnte: daß (S. 232.) „der Kopf des Staatsministers zwar nicht auf seinen Arm, desto mehr aber auf sein Herz gestützt seyn solle. Des Steuermanns Aug setzt er hinzu, ist, was das Schiff bewegt. Das Weltall selbst wird nicht durch Arme und Beine, sondern durch einen Geist in seinen Lauf gesetzt" (S. 239.).

Um so mehr innere Thätigkeit fordert R. von dem Staatsminister. „Er soll nicht zum Lastthier unter seinen Geschäften werden (S. 232.). Erheiterung

terung ist ihm nothwendig. Aber sie artet aus, sobald sie Zerstreuung wird. Oft muß er im Geiste eine Reise durch die Welt machen, mit dem Seherblick, was geschehen, wie das Schlimme zu verhindern, der Staatsvortheil zu erreichen seyn möchte. Eilen und Zaudern sey ihm gleich möglich. Je weniger er sein Fach überschreitet, desto gewisser wird er es ausfüllen. Was immer auszuführen seyn mag; nur von andern erwarte er nicht den ersten Stoß und die leitende Richtung, am wenigsten vom andern Geschlecht. Wie eine Frau die Welt ins Verderben gestürzt hat" — R. weiß seine Theologie zu allem zu gebrauchen! — so ist dem Staate nichts verderblicher, als Weibereinfluß. Ihre besten Einfälle sind schlimm, wenn Leidenschaft die Stelle der Vernunft in ihnen einnimmt." — Weiber hatten zu oft Richelieu's Plane durchkreuzt und sein eigenes Leben hatte zu sehr den Schein, von ihren Reizen ungerührt geblieben zu seyn, als daß er eine Merkuriale gegen sie irgend hätte unterdrücken sollen. Er ist so freymüthig, dagegen einmal einen Mangel an sich selbst zu bekennen. „Der Staatsmann soll zu gewissen Stunden für jedermann zugänglich seyn" (S. 236.). — Ihm selbst aber habe seine schwächliche Gesundheit dieses Gesez zu erfüllen nicht gestattet.

Aus

Aus Männern von diesen Anlagen bildet R. den Staatsrath seines Königs. Unter ihnen sich selbst die Oberstelle zuzusprechen *), sezt ihn, wie er sich die Miene gibt, in eine grössere Verlegenheit, als man von dem Mann erwarten sollte, welcher gewiß diese Stelle für die einzige hielt, die ihm gebühre. Auf Schriftsteller, Kirchenväter und Politiker, versichert er, sich berufen zu können, wenn es nöthig wäre, auf etwas anderes, ausser dem Willen des Königs, die Unentbehrlichkeit eines dirigirenden Ministers zu gründen. Was ist sichtbarer, als daß die obersten Besorger der verschiedensten Fächer in der Staatsverwaltung ihren Vereinigungspunkt haben müssen. Nur, daß dieser nicht der Souverain selbst seyn solle, darüber bedurfte es glatter **) Worte. Was ist zu thun? „Man muß es geradezu sagen, daß, wenn der Kö„nig nicht immer selbst das Aug auf der Karte und „dem Kompaß haben kann oder will, die Vernunft „gebiete, diese Mühe einem der Uebrigen ins besondere zu übertragen. „Auch das Steuerruder führt nur Einer. Dieser soll die übrigen hören, sie sogar zum Reden auffordern und ihren Rath prüfen.

*) Ch. VIII. Section VI.

**) „Il faus parler aux Rois avec des paroles de Soye." p. 238.

fen. Nur die Richtung muß er selbst zu geben wissen und die Hand nie vom Steuer lassen."

Auf dieses Ziel hin deutet Richelieu's ganzes Bild von einem Premierminister. „Die Wahl und das Vertrauen des Königs, gäbe ihm, wo möglich im Einklang mit der öffentlichen Stimme, jene große Gewalt, Gutes zu stiften" (S. 245.). „Leicht finde sich ein Primum Mobile der Staatsmaschine, aber desto schwerer der Mann, fähig alles zu bewegen, ohne sich in seiner Bewegung irre machen zu lassen. Geschenke und Cabalen der Feinde, Furcht oder Ueberraschung von näheren Intriguanten, selbst der Freunde Zudränglichkeit und Schmeicheln, alles drohe, seinen Gang unregelmäsig zu machen. Um so fester müsse er, wie alle Mitglieder des Staatsraths, das Vertrauen des Königs besitzen und dieses Besitzes versichert werden (S. 247.). „Ohne Gefahr frey zu sprechen, werde der König nicht nur an ihnen dulden, sondern ausdrücklich fordern. Alle Welt müsse wissen, daß Haß und Verläumdung sich umsonst gegen sie in Athem setze. Keine Vestung ist unüberwindlich, wenn sie allzu lange belagert wird. Auch nur die Aussenwerke vernachlässigen, wäre gefährlich. Dem Regenten selbst aber seyen seine Minister die unmittelbarste Schuzwehr, die unverlezliche Citadelle." Ihre Dienste zu belohnen, sey eben so königlich als

nach

nach der Menschlichkeit nothwendig. Die Angelegenheiten derer dürfen einem Regenten nicht gleichgültig seyn, welche sich für seine Angelegenheiten hingeben. Den Wenigsten sey die Tugend blos durch sich selbst theuer *). Das beste Mittel, ihren Blick von ihren Privatangelegenheiten abzuziehen, bleibe dies, daß der Regent sie selbst zu seiner Sache mache. Je wichtiger die Festung, desto künstlicher versuche man den Befehlshaber; je schöner die Frau, desto vielseitiger die Verführung; je einflußreicher der Minister, desto mehr bleibe seine Stelle der Gegenstand der Misgunst und Versuchung." (S. 252.). Oft, ist sein Wink, seyen Männer aus dem geistlichen Stande die tauglichsten. Der Priester soll weder Vater noch Mutter kennen.

Der reinste werde endlich in den Augen seines Regenten schwarz erscheinen, wenn er jedem das Ohr gegen ihn öfne. Nur für den eben so sichtbaren Schaden des entgegengesetzten Betragens ist Richelieu's Mittel abermals sehr unzureichend. Wenn der Regent nach seinem Rath, „alles für Verläumdung ansehen muß, was man ihm blos ins Ohr sagen will" (S. 257.) so war ein Richelieu geborgen, welcher seinem König selbst, auch was man ihm ins Ohr sagte, zu entlocken und unversöhnlich zu verfolgen wußte. Und dismal dachte der Premierminister wie-

*) „Il se trouve peu de gens, qui aiment la vertu toute nüe." p. 249.

wieder unmittelbar an sich selbst; denn er schließt — so wehrt war ihm sein Nachruhm — mit der zweydeutigen Bemerkung, daß der König nie einer Unzufriedenheit gegen ihn offen gewesen sey, als wenn er seinen Rath, „niemand gegen ihn anders als in seiner Gegenwart sprechen zu lassen", verlassen habe. — Sollte gleich auf eine wahre Anklage gegen diese Mächtige eine große Belohnung, nach Richelieu's Rath, gesezt werden, so wagte sich doch gewiß niemand, wenn zugleich „nicht blos einer falschen, sondern sogar einer unwichtigen Beschwerde eine große Strafe" zu fürchten war.

Das Gottesreich — nach Richelieu — ist damit, wie man sieht, von oben herab vollendet, sobald man sich noch die eiserne Beharrlichkeit, gleichsam den unbedingten Rathschluß, welchen er nicht oft genug in dem Musterbild seiner Hierarchie einzuführen weiß, in allen Fällen hinzudenkt. Merkwürdig ist hier sein Hinweisen auf die Unveränderlichkeit des Cabinets der spanisch österreichischen Herrscherfamilie *). Schon damals machte „weder Tod noch Wechsel der Minister in den Planen dieses Hauses eine Aenderung." Nur in Frankreich sey diese Unbeständigkeit national, und die einzige Ausgleichung dieses Uebels liege wieder in der

*) Partie II. Ch. III.

der charakteriſtiſchen Leichtigkeit der Franzoſen, das ſchnell ergriffene Schädliche eben ſo oft als das Nüzliche zu verlaſſen.

Feſtigkeit und Conſequenz erhebt Richelieu mit vollem Grund als den Charakter ſeiner Miniſterſchaft (S. 16.). Und da vor ihm, in jenen Regierungen des Zufalls und der Laune, die Abſichten in der That nicht beſſer geweſen waren, ſo verdiente Richelieu's Kraft, in ſeiner Weiſe ſich nicht nur Bewunderung mit Zittern, ſondern ſelbſt das Eingeſtändniß, daß dieſe Gleichförmigkeit den Nachbarn Achtung, den Innländern Folgſamkeit und Ruhe aufgenöthigt habe. Er verhehlt es nicht, daß die Regenten gute Ordnungen, ſo lange ſie im allgemeinen vorgeſchlagen würden, willig genehmigen und dann doch, ſo bald ſie in Ausübung gebracht werden ſollen, für Hohe und Niedere „aus beſondern Rückſichten" der Ausnahmen unzählige allzu gerne erfinden laſſen. Auch iſt es ſehr wahr, daß in verdienten Beſtrafungen eine „politiſche Ablaßkrämerey" die ſchreyendſte Ungerechtigkeit gegen andere werden müſſe, wenn ſie mit gleicher Begünſtigung der Strenge zu entſchlüpfen hoffen konnten und nun doch mehr, als die übrigen, feſt gehalten werden. Auch hiervon läßt er einen Spanier ſprechen. Die Hinrichtung des Herzogs von Montmorency war unter allen Gewaltthaten Richelieu's die öffentlich

verhaßteste. Gerade über diese habe Cardinal Zapata, ein Mann von Geist, da die Nachricht kaum nach Madrid gekommen war, im Vorzimmer des Königs an einigen Franzosen die Frage gemacht: Was die Haupturſache von dem Tode des Herzogs sey? Seine Verrätherey, erwiderten diese. Sagen Sie die Nachgiebigkeit der vorigen Könige! habe der Spanier geantwortet (S. 27.). Kein Fehler war von Richelieu's Regierungsplan entfernter, als diese grausame Gnade. Was sein Beyspiel ohnehin sagte, wagt er auch wörtlich zu lehren, daß man bey Vergehungen, welche ihrer Natur nach geheimnißvoll seyen, bisweilen von der Bestrafung, wenigstens durch „die unschuldigen" Mittel von Gefängniß oder Exil, den Anfang zu machen habe. (S. 29.) — Gegen einen solchen Grundsatz kann man nicht laut genug fragen: wo denn die Vergehung sey', wenn das Geheimnißvolle sie ganz verschleyert? Ist aber dies nicht, so stellt sich die Politik hier, durch das Unentwickelte ihrer Grundbegriffe, selbst schwärzer dar, als sie ist. Wo der Verdacht über geheimnißvolle Vergehungen erweislich wird, da ist Verhaftung wirklich nicht unter den despotischen Attentaten, welche den Proceß von der Execution anfangen. Eben so gewiß „sollen erwiesene Staatsvergehungen nicht durch unzeitige Hinsicht auf frühere Verdienste ausgeglichen werden." (S. 30.)

Bey

Bey Belohnungen durch die Art zu geben, ihren Werth zu verdoppeln, empfiehlt R. so warm (S. 32.) daß man gerne die Bemerkung der Geschichtschreiber glauben möchte: er selbst habe bey seinen Feinden erst das Aeusserste gethan, um sie zu gewinnen und nur, wenn er daran verzweifelte, sie mit seiner ganzen Härte unerbittlich sie niederzuwerfen sich entschlossen.

Die Bemerkung, daß im Staate jeder an den Platz, wozu er taugt, gestellt werden sollte, so wichtig, und die Lection*) gegen die Augendiener der Regenten, so unvermeidlich sie ist, geben der Grundlegung seines Staatssystems, wie wir sie im bisherigen überschauen, keinen beträchtlichen Zusatz. Man wird sie für geschlossen annehmen können, wenn man die Aufforderung zu Vorsichtsmaasregeln**) hinzufügt, welche seit seiner Zeit so sehr für Character des französischen Kabinets gehalten werden, daß man selbst die Fortschritte der Republik nicht selten von längst vorbereiteten Planen abgeleitet hat, durch welche das Schicksal der Zukunft wie Schritt für Schritt berechnet und in den Staatsarchiven der Monarchie niedergelegt gewesen

 sey.

*) II. Partie Ch. VII.

**) Ch. VIII.

***) Ch. IV.

ser. Das vorläufige Berechnen nebst der unscheinbaren Vorbereitung aus der Ferne war Richelieu's Stärke. Er schildert sich dabey treffender, als er selbst wollte, wenn er (S. 20.) den Staatsmann auffordert: daß er, ohne die Augen zu schließen, schlafen solle, wie — der Löwe.

Von dem Gebäude, welches Richelieu auf diese Basen stellte, sind nur einige Parthien vorgezeichnet. Sie betreffen innere und äussere Verhältnisse Frankreichs, da die Grundlagen selbst, wie wir sie bisher aufgesammelt haben, in jeden Boden, wo das Verhängniß den Machiavellismus practisch werden lassen will, übergetragen werden können.

Im Innern fallen tadelnde Blicke auf die Hofhaltung, die Geistlichkeit, den Adel, die Justizämter, die Finanzbeamte. Nur die Bemerkungen über die Geistlichkeit sind bis ins kleinere ausgearbeitet. Selbst dies unvollendete vermehrt die innern Spuren der Aechtheit unserer Quelle.

Die Macht des Königs gegen das Ausland gründet Richelieu auf Kriegsrüstungen und Negotiationen.

Die Weiberregierungen hatten den Hof jenen Glanz allmählich verlieren lassen, welcher

den

den Souveränvernünftigen umhüllen muß. „Die Umbildung des Reichs muß von der Umschaffung des Hofs ausgehen." (S. 208.) Ludwig selbst, wie Richelieu bedauert, war nicht gestimmt, die innere Harmonie zwischen dem orientalischen Herrscheransehen und der pünktlichsten Hofetikette zu fühlen. „Zu Ihres Vaters Zeiten speisten nur Prinzen nebst den höchsten Kronbeamten an der Tafel, die jetzt für Gensdarmen und Bediente kaum gut genug scheint. Wer in vorigen Zeiten kaum zu Mittelbedienungen steigen konnte, erhebt sich jetzt zu den ersten Aemtern. Man nähert sich Ew. Majestät ganz geradezu." Und warhaftig; wer etwa nicht in jedem unvorbereiteten Augenblick Ehre davon haben kann, wenn man ihn spricht, für den ist nichts gerathener, als sich mit dem strahlendsten Prunk zu umgeben, welcher ungewohnte Augen blende oder zurückschröcke. „Die alte Sitte des Reichs umgibt den König mit den Dücs und Pairs und Großen des Staats, wo jetzt, wenn die fremden Gesandten vortreten, sie vor Pagen und Kammerdienern kaum den Fuß setzen können." (S. 211.) „Alles von der Küche bis ins Kabinet ist in dieser Unordnung." (S. 209.)

Man hört es hier an Richelieu's Tone *), wie wehe es dem Priester gethan hatte, den Gott, welchen

*) Partie II. VII.

chen er repräsentirte, nicht mit einem heiligen Dunkel umschatten zu können und alsdann statt des Sultans, als sein Vizir allein sichtbar zu seyn. Er erinnert den gerne großen Ludwig XIII. daß seine Größe dieses Ceremoniel fordere. Selbst die Treue der Adelichen sey sicherer, als die von andern Erdensöhnen, und wer war ängstlicher für die Sicherheit seiner Person als abermals Richelieu's König! Auch der Vorwurf der Unreinlichkeit wird zu Hülfe genommen. Und immer ist das Resultat: daß der König sich blos von Adelichen bedienen lassen, mit adelichen Garden umgeben, diesen ihre Stellen lieber schenken, und dafür den Bürgerlichen die Entledigung von Abgaben, welche an den Hofbedienungen hieng, entziehen solle. Möge ihnen dies misfallen. Die besten Familien, welche sich um des Königs Willen ruinirten, würden dagegen, „in einem Zeitalter, in welchem alles um Geld feil sey!" sich Verdienste zu erwerben angefeuert werden, (S. 216.) — Verdienste, welche zu den unentgeltlichen Hofchargen den Weg öfnen!

Mit Bedauren sah der PremierMinister, durch selbsterworbenen Reichthum anderer Geschäftsleute, „welche das Unglück des Zeitalters gehoben habe" die Geschlechter zurückgedrängt, welche nur „an Muth reich" seyen. Er läugnet es nicht, daß dieser Stand der Vaterlandsbeschützer nicht selten

den

die übrigen seinen Muth zu sehr fühlen lasse (S. 141.) „Scheine doch aber diesen, Gott selbst die Arme, mehr um ihr Leben durchzubringen, als um es zu vertheidigen gegeben zu haben."

Die Bitterkeit eines Richelieu gegen den Geldadel ist so auffallend, daß sie ohne Verkettung mit dem Innern seines Systems unbegreiflich seyn würde. Was aber könnte dem, welcher alles zur Abhängigkeit nöthigen will, verhaßter seyn, als jene sicherste Begründung bürgerlicher gerechter Freyheit, — der Privaterwerb. Selbst den Adel beschreibt er als einen „paralytischen Arm", welcher dem Staate blos zur Last sey, wenn er nicht vornehmlich dem Kriegsdienste, dieser Schule des unbedingten Gehorsams, sich widme. Ohne diese Bestimmung würde er selbst ihn seiner Vorrechte zu berauben rathen (S. 142.). Welch ein richtiges Vorgefühl, daß der Souveränvernünftige keinen stärkeren Widerstand, als im Adel selbst, finden würde, sobald dieser, seine höchste Ehre im Dienste zu suchen, verlernte. Auch die große Verbreitung des adelichen Bluts gehört in den Plan dieser Politik. „Sie macht den Adel ärmer, aber „sie bereichert die Krone mit Dienern, welche alles wagen, weil sie zu leben suchen müssen, um „die Reinheit des Herzens, die sie durch ihre Geburt haben, zu erhalten." (S. 143.)

Um den Kriegsadel aufrecht zu erhalten, opfert Richelieu das liebste auf. Selbst die Verkäuflichkeit der höchsten Stellen am Hofe und in den Statthalterschaften soll ihm zum Besten aufhören; so unthunlich er sonst die Aufhebung des Dienstverkaufs bey den Aemtern der Bürgerlichen zu schildern pflegt. Dem Hofadel soll Verminderung des Luxus durch Aufwandsgesetze zu Hülfe kommen. Der Landadel hingegen, — abermals die der Unabhängigkeit nähere Classe! — würdigt der Despote, nur noch der Fortpflanzung wegen, eines Seitenblicks, voll unverdienter Kränkung: „Sa misére ne lui permet pas de faire des depenses superflues.“ Funfzig Compagnien Gensdarmen und eben so viele Chevauxlegers, den Provinzen aufgelastet, sollen dem Nachwuchs von adelicher Geburt Plätze und Brod geben. Und wo diese nicht ausreichen und je einige sich den Studien hingeben wollen, so öfne ihnen die Kirche den mütterlichreichen Schoos der Beneficien. (S. 145.).

Im Vorbeygehen *) sucht R. ein Mittel gegen die Duelle. Sie verminderten ihm die Zahl der Dienstergebenen, welche sein Plan nicht zu groß haben konnte. Heinrich der IV. hatte (1609.) diese Tollheit Gesetzen unterwerfen wollen. Durch

rechts-

*) Partie I. Ch. III. Sect. II.

Digitized by Google

rechtliche Anklagen und Ehrengerichte sollten, wie im Mittelalter, Duelle erlaubt werden. „Der Franzose achtet sein Leben viel zu wenig." (S. 146.) Lebensstrafen und Güterverlust vermochten die eigenmächtigen Duelle doch nicht auszurotten. Ein neueres Gesetz (vom März 1624.) mußte mildere Strafen verhängen, damit nicht jeder einzelne Fall zur Ausnahme würde. R. giebt den Rath, auch die zufälligen Duelle (Rencontres) mit gleicher Strenge zu bestrafen. Verlust der Freyheit, der Aemter und der Ehrenvorzüge werde mehr als Bedrohung des Lebens wirken, welches, in jenen Augenblicken ohnehin gering geschätzt, dem Aufgebrachten nur durch eine gewisse Aussicht auf eine unglückliche, erniedrigende Fortdauer wieder bedeutend werde.

Auch in seinem eignen Stande, welchen R. nach dem gewöhnlichen Rang als den ersten nennen mußte, für ein System der politischen Despotie aber nur bey weitem weniger gelten lassen durfte, geht er bis auf die Wiederherstellung der ersten Grundkräfte zurück. Wenn irgend, so entscheidet hier die Meinung alles. Ein Clerus, den der große Haufe nicht als Sprecher der Gottheit ansehen kann, ist mit all seinen Reichthümern mehr als verachtet. Das öffentliche Urtheil erklärt ihn jenes Genusses unwürdig und ist dies, so bedarf es nur der Gelegenheit, um diese Volksstimme ohne Bedenken zu vollstrecken. Sollte

der Clerus in Richelieu's Planen irgend zu etwas gut seyn, so mußte denselben Strenge der Sitten und eine öffentliche Meinung entweder von Heiligkeit oder Gelehrsamkeit auf seinen eigenen Standpunkt wieder erheben. Als Halbgötter müssen diese Geweyhten erscheinen, wenn sie nicht weit unter die Weltmenschen herabsinken wollen, deren Kreise sie einmal nicht anzugehören erklärt haben.

Ein Bischoff, wie ihn R. *) wünscht, soll gelehrt, fromm, und von guter Geburt seyn. (S. 62.) Aber die Gelehrten haben ihm nicht Feinheit und Weltkenntniß genug, die Vornehmen zu selten jenen exemplarischen Wandel. Keine allgemeine Regel über ihre Wahl dünkt ihn die beste. Dort mag ein Gelehrter stehen, wenn R. gleich in allen Nichtadelichgebohrnen eine gewisse Niederträchtigkeit und Unbeholfenheit vorauszusetzen geneigt ist. An einer andern Stelle scheint ihm ein Mann von Geburt im geistlichen Ornate der passendste Figurant. — Nur in ihrem Sprengel zu bleiben, ihre Heerden zu besorgen, die geistliche Seminarien in Aufsicht zu haben, dies macht er ihnen zur unerlaßlichen Pflicht. (S. 65.). Er spricht gerade so eifrig hierüber, wie wenn er gefühlt hätte, was für Uebel dem Staate von Frankreich und seinen Nachbarn erspart gewesen seyn würden,

*) Partie I. Ch. II. Section I.

würden, wenn die kanonische Residenz den ehemaligen Bischoff von Lúcon an seine Diöcese festgebunden hätte.

In einem Detail über die besondern Verhältnisse des französischen Klerus *) brüstet sich die Eitelkeit des Cardinals, welcher so gerne den Allwisser spielte, mit Reminiscenzen aus seinen kanonischen Studien. Die Wahl zu geistlichen Stellen durch weltliche Patronen, die Erben der ehemaligen frommen Stifter, ist dem Hierarchen ein Greuel. Doch erkennt er das theuer erkaufte Recht. Und sollte nicht die gar zu parallele Frage: um wie viel gegründeter alsdann die Rechte der Krone zu geistlichen Wahlen seyn möchten? eine noch tiefere Ursache zum milderen Rath gewesen

*) Die Sectionen des Appels comme d' Abus (Appellationen der Geistlichen an den König gegen Eingriffe in die Freyheiten der Gallikanischen Kirche) des cas privilegiés, de la Régale prétendue par la sainte Chapelle sur les Evechés de France, de la Reformation des trois sentences conformes, requises pour la punition des Clercs und des Exemtions du droit d'Indult — sind, ohne Noth, so citatenschwer, daß Ludwig XIII. gewiß vor ihnen zurückbebte. Sie stehen, wider den Plan des Ganzen, dem Anfang so nahe, daß schwerlich etwas anderes als die Eitelkeit des Cardinals ihnen diesen Plaz und diese unverhältnißmäßige Vollständigkeit gegeben haben kann.

Digitized by Google

sen seyn? R. will den Patronen die Wahl lassen, nur aber unter Candidaten, welche zuvor von Clerikern geprüft wären. — Warum er aber nicht auch diesen treflichen Mittelweg auf die Wahlen des Hofs anwendet? Sogar alsdann, wenn nach den ächten Begriffen von kirchengesellschaftlichen Rechten, die Gemeinden selbst die nächste Wahl des Mannes, welchem sie ihr Vertrauen zu öffnen geneigt wären, frey auszuüben haben sollten, würde der Vorschlag, daß sie nur unter solchen, die von Erfahrnen geprüft und überhaupt tüchtig gefunden worden, wählen dürften, der verständigste seyn.

Dem Mönchsgeiste war Richelieu's Charakter zuwider. Enge Gesellschaften des unverweigerlichen Gehorsams, welche von fremden Oberhäuptern abhängen, können auch blos in vorübergehenden Zufällen Organe der weltlichen Allgewalt seyn. R. rechnet auf sie nicht. Er will (S. 120). die vorhandenen Mönchsanstalten auf ihre alten Ordensgesetze zurückgeführt sehen, die Errichtung von neueren durch Klugheit hemmen. Auch in diesem Fach sind ihm die weiblichen Anstalten das unerträglichste. Man wundert sich, daß er endlich ohne Unterschied die Mönche auffordert, in gelehrten Kämpfen gegen die Ketzer sich um das leider! verpestete Vaterland verdient zu machen. Wußte er ihnen gar nichts besseres und dauernderes zuzutrauen? Auf die

alte

alte Ordensregeln, wenn dies je möglich wäre, zurückgeführt, würde ihr wahres Verdienst seyn, durch gesellschaftliches Zusammenwürken, Anbau und Industrie unter dem Volke zu befördern, dem sie nach jenen ersten Vorschriften so nahe stünden.

Die päbstliche Tiare, der Krone gegenüber gestellt, kann in Richelieu's System keine Vortheile erwarten. Er ruft alle Gelehrte, Theologen, Fakultäten und Orden gegen sie zu Zeugen auf. Doch ist er Kardinal genug, um hier nicht in das Einzelne einzugehen. Auch soll man „den Hofleuten nicht glauben, welche die zirkelrunde Gestalt der Königskrone zum Sinnbilde der unendlichen Macht zu erheben allzugroße Neigung haben. (S. 123.) Die Mönchsorden erhalten zugleich das zweydeutige Compliment, daß sie nirgends für Erhebung der Rechte des Vaterlands gegen die Rechte der Kirche partheyisch seyen. Konnte sich denn R. sagen daß der Mönch ein Vaterland habe? —

Unwissenheit! als welch eine erwünschte Pflegerin seiner Plane muß R. dich gekannt haben. Der Mecän, welcher so gerne für den Mann von allen Fächern gegolten hätte, schämt sich doch nicht, die Unwissenheit nur als bisweilen schädlich für den Staat vorzustellen (S. 124). Nothwendig muß er wohl die gelehrten Kenntnisse nennen,

nennen. Aber die Geistlichkeit soll sie im Depot haben und „nicht jedermann soll sie erlernen dörfen.“ Wenn nirgends, so würde hier die Planmäßigkeit sichtbar, das Reich der Souveränverständigen tief zu begründen. Welch ein Ungeheuer, ruft R. aus, welches überall nichts als Augen hätte. So ein Staat, dessen Unterthanen alle, Gelehrte wären!! — Und solche Uebertreibungen konnte er für täuschend genug halten, um nun das entgegengesetzte Aeusserste anzurathen? Gelehrsamkeit, will er uns bereden, wenn sie jedermann zugänglich wäre (indifferement enseignée à tout le monde) würde den Handelsstand, die Quelle des Staatsreichthums, den Ackerbau, die Pflegemutter der Nationen, und den Soldatenstand ersticken. Von den letztern mag R. die Behauptung verantworten, daß „er besser in der unwissenden Rohheit als unter den Verfeinerungen der Wissenschaften gedeyhe“ *). Er schaudert zurück bey dem Gedanken, daß „wenn die Wissenschaften den Profanen zu theil würden, man überall Leute finden würde, welche zu zweifeln und Zweifel auszulösen fähig wären.“ Und dies nennt Er Frankreich mit Schikanen anfüllen! In diesem Sinn war nach dieser Probe Richelieu selbst der

größte

*) Il deserteroit en peu de tems la pepiniére des soldats, qui s'élévent plûtôt dans la Rudesse de l'ignorance, que dans la Politesse des Sciences.“ p. 125.

größte Gelehrte seiner Zeit. Ihm, wenn er sich die Menge von Lehrern und Lernenden (man denke sich die ersten Decennien des XVI. Jahrhunderts!) vorstellt, scheint Frankreich in ein Krankenhaus verwandelt, in welchem Tausende, von der Natur bestimmt klares Quellwasser zu trinken, von einem Fieberhaften Durst nach unreinen Getränken befallen wären, welche oft, — denn die bösen Huguenotten waren nicht selten gelehrter als der bepfründete Bischoff! — sogar aus vergifteten Fässern strömten; von einem Durst, der, jemehr getrunken würde, nur desto weniger zu stillen sey."

Man sieht es; R. ist im ganzen Werke nirgends sophistischer beredt, als wo es ihm nöthig scheint, das einzige Mittel zu Verminderung der hohen Vormundschaften, das Reifen zur Mündigkeit, als die verdächtigste Misbildung wegzuschwazen. Nur, da ihm die Ausführung etwas schwürig dünken mochte; (die Volksschulen eines ganzen Reichs zu schließen, war dem Ende des XVIII. Jahrhunderts vorbehalten!) verbessert er in Einem Punkte seinen Vorschlag. Das Depot der „unreinen Getränke" dem geistlichen Stande allein zu lassen, mochte dem allgewaltigen Trankſteueramte etwas bedenklich scheinen. Theile und herrsche ist die Regel. „Die Vernunft; — denn in solchen Fällen vergißt R. nie, sich im Alleinbesitz der Vernunft zu

zeigen!

zeigen! — die Vernunft erlaubt nicht, den alten Besitzer ganz zu vertreiben, aber das öffentliche Wohl gebietet auch, eine durch Gottesfurcht und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Gesellschaft von einer Beschäftigung nicht zu entfernen, bey welcher sie so gemeinnützig werden kann." Die Universitäten, heißt dies am Ende, sollen sich in den Unterricht mit den Jesuiten theilen. Der beste Ausweg, um keinen Theil unentbehrlich werden zu lassen. Der geschmeidigste, versteht sich von selbst, wird bey der souveränen Vernunft der beliebteste und beschützteste seyn. R. verhehlt es nicht, daß er den einen Theil zum Gegengewicht gegen den andern bestimme. (S. 132.) Aber schnell verkleidet er diesen Selbstverrath in ein Frohlocken, welch vortrefliche Früchte die Nacheiferung zwischen den Universitäten und den geistlichen Vätern hervorbringen werde. Wenn nur diese Freude nicht in allzu auffallendem Widerspruch mit dem Bedauern stünde, so viele gute Kinder Frankreichs am unauslöschlichen Durst nach Kenntnissen krank sehen zu müssen.

Nichts behandelt Richelieu's Politik stiefmütterlicher als die bürgerlichen Aemter; und nichts ist folgerichtiger. Wie viel leichter würde der Triumph seines Systems seyn, wenn man dieser Mittelmacht ganz entrathen könnte, von welcher die Herrschergewalt immer eine allzu theilnehmende An-

Annäherung zu befürchten hat. Giebt es ein entscheidenderes Mittel dagegen, als die Verkäuflichkeit und Erblichkeit dieser Aemter. Der Vernunft zwar und allen rechtlichen Verfassungen, giebt diesmal R. zu, ist diese Einrichtung zuwider, ein Amt wie ein Landgut in Geld umzusetzen. Aber „welche Misbräuche würden unvermeidlich seyn, wenn die Austheilung blos von dem Willen des Königs abhienge."

Wollte oder konnte R. das Bessere, welches zwischen diesen beyden Uebeln in der Mitte liegt, bey weltlichen Aemtern nicht eben so gut, wie oben bey den geistlichen, entdecken? Nichts als Leute von niedriger Geburt (de basse extraction) sieht er herzuströmen, sobald das Amt nicht vom Sohn auf den Enkel, vom reichen auf den reichen übergienge. Und „Menschen von niedriger Geburt bringen selten die zu einer Obrigkeit nöthige Eigenschaften in sich hervor. Die Fähigkeiten einer Person von Stande haben etwas gewisses Edles, was in der geringen Herkunft nicht entsteht. Bäume aus guter Erde tragen immer bessere Früchte!" Am Ende aber von all dieser Rhetorik entdeckt es sich, daß Männer, welche sich selbst emporarbeiten mußten, nicht eben so gut zu behandlen seyen, daß sie eine gewisse Ernsthaftigkeit zu haben pflegen, deren Stachelnder feine Hofmann zu Zeiten unangenehm gefunden

haben muß *). In einem ſolchen Fall mag es dann „billig" bey dem bleiben, was die Sache an ſich betrachtet, „der Vernunft und allen rechtlichen Anordnungen entgegen" iſt. Mag es ſeyn, daß, „wer die Gerechtigkeit im Großen gekauft hat, nun gerne damit „den Kleinkrämer machen werde." Er wird dies Gewerb doch nicht allzu auffallend treiben, er wird ſeine Maasregeln nehmen müſſen, nicht den „ganzen Kaufſchilling in Gefahr zu ſetzen." (S. 157.) Und „will er ein ehrlicher Mann ſeyn, ſo wird ihm dies leichter werden, wenn er reich iſt." (S. 161.) — — Preiswürdige Geſchicklichkeit, an der ſchlimmſten Sache, wenn man ſie zu verewigen Luſt hat, möglich gute Seiten zu finden. — Der letzte Vorſchlag iſt, die Preiſe „räſonnabel zu machen;" (S. 167).) und ſelbſt dieſer hat ſeine Zweckmäßigkeit. Um ſo leichter werde es dem König, wenn er einen andern an die Stelle zu ſetzen

für

*) „Une baſſe naiſſance produit rarement les parties néceſſaires au Magiſtrat et il eſt certain, que la vertu d'une perſonne de bon lieu a quelque choſe de plus noble, que celle, qui ſe trouve en un Homme de petite extraction. Les Eſprits de telles gens ſont d'ordinaire difficiles à manier et beaucoup ont une auſtérité ſi epineuſe, qu'elle n'eſt pas ſeulement facheuſe, mais préjudiciable." p. 160.

für nützlich finde, den Besitz zurückzukaufen. — — Ob auf diese Aemter überhaupt Anwartschaften zu geben seyen, ob besonders die Statthalterschaften dreyjährig bleiben sollten, sind Nebenfragen. „Wem man mehr nicht geben kann, dem muß man wenigstens das Hoffen frey lassen" (S. 189) ist auf das erste Problem die Hauptantwort. Daß in den mächtigeren Statthalterschaften die Staatsvernunft niemand allzufest werden lasse (S. 187.) versteht sich von selbst. Dem Grunde des allgemeinen Wohls, daß den bestgesinnten erst die Erfahrung vieler Jahre solche Stellen ausfüllen lehre, wird daher nur bey den unbedeutenderen seine Gültigkeit gelassen.

Gerechtigkeit unter der Menge gegen einander zu erhalten, findet auch die Staatsvernunft — nicht undienlich. „Der König müsse nicht gut dazu sehen, wenn der Käufer eines Justizamts gar kein Verdienst habe *). Auch bey mangelhaften Gesetzen werde die Sache

*) Giebt es in der ernsthaftesten Sache von der Welt etwas naïvers, als der gute Rath an Se Majestät: qu'elle ne voit pas de bon oeil, ceux, qui n'ayant eû autre moyen, que celui de leur argent pour parvenir à la magistrature se trouveront destitués de tout merite. p. 168.

dannoch nicht allzu schlimm gehen, wenn nur die Menschen gut seyen." In welche weise Sprüche sich der Staatsminister hier vertiefte! In diesen Dingen nämlich mochte es gehen, wie es gehen konnte. Die Höheren in seinem Gottesreich wußten sie ja zu helfen, und la balle extraction ——! Nur die Aufgeblasenheit „junger Papageyen" welche, des Weltlaufs noch unkundig, mit dem Herkömmlichen nicht auszukommen verstünden und sich von einigen Doctoren etwas von höherer Weisheit in den Kopf setzen ließen, dringt, mitten in diesem sorglos hingeschriebenen Kapitel, der Vernunft des Staatsministers einige Wärme ab. Uebrigens „werden Se Majestät alles mögliche gethan haben, wenn Sie von Zeit zu Zeit reisende Justizdeputationen, bey denen allerdings alles wieder auf die Auswahl der Personen ankomme, im Lande umhersende. Nicht etwa blos um der lieben Gerechtigkeit wegen. Man mußte ja wohl den Parlamentern, welche sich bisweilen ganz bedenkliche Dinge gegen die souveräne Vernunft beygehen ließen, den Daumen auf dem Auge halten! (S. 171.) Der ganze Staatseifer des Premierministers ist in Bewegung, indem er sich hier an Fälle erinnert, wo jene mächtige Korporationen sich allzu sehr in die Zügel gelegt hatten. „Der Ruin des ganzen königlichen Ansehens ist unvermeidlich, wenn man den Meinungen von diesen Leuten folgen wollte, welche in

der

der Praxis der Regierungskunst eben so sehr Ignoranten sind, als sie in der Theorie derselben sich für Tiefdenker halten. Man muß Collegien manchen Fehler der Vielheit nachsehen, nur diesen nicht. Die Menschen, gleich von Natur, finden nichts unerträglicher als die Ungleichheit, welche das Glück unter ihnen festsetzt. Wenn sie sich an Macht geringer sehen, wollen sie zeigen, daß sie an Verdiensten einen Vorzug haben." (S. 175.) — Und wohl dem Menschengeschlecht, je wahrer dieser tiefe Blick ist, welchen R. mit Unwillen in das menschliche Herz warf!

Unter allen Stellen, durch welche Bürgerliche an der Staatsverwaltung Antheil nehmen konnten, haben die aus dem Finanzfach, Richelieu's ganze Bitterkeit gegen sich. Man kann sehr gute Gründe haben, mit seinem Resultat übereinzustimmen, wenn eine Regierung verkehrt genug ist, daß selbst der Premierminister Blutigel und Finanzbeamte wie Synonyme zu gebrauchen keinen Anstand nimmt und die Vermeidlichkeit dieser Plusmacherey auch nur zu denken ganz entwohnt ist. Mit ihm müßte man sie alsdann als Schwämme betrachten, die man nicht einmal auspressen darf, damit sie nicht aufs neue verschlucken, was sie irgend erreichen können. (S. 178). Aber Richelieu's Widerwille geht abermals von seinem System aus. „Das

Gold und Silber, welches sie verschlingen, blöht sie auf, bis zur Vermischung mit den besten Häusern des Königreichs. Bastardartig entfernen sich diese (s'abâtissent) von der angestammten Würde der Vorältern, deren Familienzüge von den Gesichtern verschwinden." (S. 177.) Das beste ist auf alle Fälle der Rath, ihre Anzahl möglichst zu vermindern.

So viel von innern Verhältnissen. Mit neuem Schwung im Vollgefühl der Macht, als deren Schöpfer er sich mit Grund denken konnte, setzt Richelieu an die Spitze seiner Maximen über die auswärtigen Angelegenheiten den Grundsatz: Der Regent muß als mächtig gelten! Diesem „Baum der Macht giebt er fünf Wurzeln. Ansehen, Kriegsmacht zu Wasser und Land, eine volle Schatzkammer und — endlich das Herz seiner Unterthanen."

Das letztere hat selbst in dem Gemälde dieser Staatsbedürfnisse eine bedenklich kleine Stelle erhalten. In der Kunst, Herzen zu gewinnen, hat der erfinderische Richelieu eine „solche natürliche Trockenheit" daß er sich in den wenigen Worten: „Wenn in den Finanzen Ersparnisse gemacht werden, so wird sich das Volk erleichtert fühlen, und

der

*) Partie II. Ch. IX. Sect. VIII.

der König durch Besitz der Herzen seiner Unterthanen mächtig seyn, weil sie ihn wegen seiner Sorgfalt für ihr Vermögen aus Eigennutz lieben werden" (S. 177) völlig erschöpft fühlt. Armer Eroberer der Herzen! Begründer der Liebe durch bloße Verminderung des Verlusts! In der That ist es ihm auch bey diesen Ansprüchen auf die Herzen gar nicht wohl zu Muth. Es ist ihm eine Sache aus der alten Welt, daß die Könige auf ihrer Unterthanen Herzen „Staat gemacht" hätten und lieber „Könige der Franzosen" als „Könige von Frankreich" gewesen seyen (S. 128). Sonst wohl sey die Nation leidenschaftlich für ihre Regenten gewesen. Unter den Königen vom ersten, zweyten und dritten Stamm bis auf Philipp den Schönen haben die Herzen die Schatzkammer des Reichs ausgemacht. Aber von dieser alten Schatzkammer konnte R. kaum ohne sichtbares Nasenrümpfen schreiben. „Vergangene Zeiten! Die Dinge ändern sich." Aus der Schatzkammer des guten Willens seiner französischen Mitbürger möchte der unbürgerliche Mann allerdings nur sehr kleine Subsidien zu ziehen gehabt haben. Abläugnen aber konnte er es sich doch nicht, daß, wer eines von beyden, Geld oder guten Willen nicht besitze, mitten im Ueberfluß in Verlegenheit sey. *)

*) Das ganze Werk schließt mit diesen Worten: Necessiteux dans l'abondance. Sie könnten das Motto dafür

Desto beredter ist er über die Macht durch Waffen, Geld und Negotiation. Das Mächtigseyn durch Achtung nämlich bleibt ihm auf Befolgung all seiner bisherigen Regierungsmaximen gegründet. Er fügt „Wahrhaftigkeit und Treue in Zusagen und Verträgen als absolut nothwendig" hinzu. Die Ausnahmen zu berühren, welche seine Staatsvernunft bey dieser Regel sich vorbehalte, wäre absolut unschicklich gewesen.

Ueber die Kriegsmacht Frankreichs giebt Richelieu nicht wenige Ansichten, welche noch bis auf die neuesten Weltbegebenheiten herab reichen.

Eine feste Stärke der Gränzen, fest durch Bewaffnung sowohl als durch reiche Magazine, macht Frankreich von der Landseite unüberwindlich. Den ehmaligen Plünderungskrieg, in welchen Horden zu Pferd in wenigen Tagen ganze Provinzen für Jahrzehnde ruinirten, konnte nur eine solche Befestigungskette in Vergessenheit bringen. Uebrigens ist es gut gesagt, daß „das Herz der Belagerten so hart, als ihre Wälle seyn müsse."

Die

für seyn. Es enthält für Regenten, welche nicht regieren sondern herrschen wollen, die Meisterkunst, necessiteux dans l'abondance zu werden.

Die Landmacht theilt R. in stehende und blos aufgezeichnete Truppenmasse. Von jenen fand er noch 4000 zu Pferd, 40,000 zu Fuß, von diesen, 10,000 zu Pferd 50,000 zu Fuß hinreichend. (S. 72.) Die zu Pferd sollten, so viel möglich, Adeliche seyn, damit diese Wächter des Throns hier Vorübung sowohl als Unterhalt fänden.

Keine Nation in der Welt sey übrigens weniger zum Kriege gemacht, als die Französische. In dieser Behauptung setzt R. sich selbst Cäsars Ausspruch entgegen, welcher die Stärke der Gallier in die Kriegskunst und die Kunst zu reden gesetzt hat. R. erinnert an Leichtsinn und Ungeduld als Charakterzüge seiner Nation. Ein listiger Feind habe nichts nöthig als Zögerungen entgegen zu setzen. Denn diese zu überwinden, mangle es ihnen auch eben so sehr an Zufriedenheit mit dem Gegenwärtigen, als an Vaterlandsliebe *) „Sie rennen hundert Meilen herbey, um eine Schlacht mitzumachen; keine werde irgendwo auf dem festen Lan-

*) Ils ne sont pas seulement légers, impatiens et peu accoutumés à la fatigue, mais outre cela on les accuse de n'être jamais contens du présent et d'être peu affectionnés à leur patrie, et cette accusation a tant de fondement etc. p. 75.

de geliefert, ohne Zulauf von Franzosen; aber acht Tage lang sie abzuwarten, sey ihnen unerträglich. Jede Gefahr sey ihnen gering; nur Mühe müsse es ihnen nicht machen, sich hineinzustürzen. Ihren Sieg zu benutzen, oder gegen Misgeschick auszuharren, sey gleich sehr eine Unmöglichkeit. Tapferkeit, Muth und Menschlichkeit hingegen erhebt R. als ihre gute Eigenschaften. Er mahlt sie als leicht versöhnlich, ohne Rachgier, ohne Grausamkeit. (S. 7.)

Gemildert hat wenigstens R. nichts in den Zügen, welche die Untauglichkeit seiner Nation zum Kriegführen beweisen sollten. Desto ehrenvoller für ihn, auch durch solche Truppen im Kriege sich furchtbar gemacht zu haben. Jene Fehler der Flüchtigkeit findet Er durch Frankreichs Ueberfluß an Menschen zu ersetzen. Das übrige, selbst die Kriegszucht, hange blos von der Beharrlichkeit des Befehlshabers ab. Alles könne dieser aus ihnen machen, wenn er erst über die Nothwendigkeit der Anstalt ihren Verstand zu gewinnen wisse und alsdann über dem gefoderten mit unbeugsamer Strenge festhalte. Unter den Spanischen Heeren werde der Franzose ein Spanier, unter den Croatischen Horden ein Croate. (S. 79.) Marillacs und Montmorency's Bestrafung habe alle Größe des Reichs zur Ordnung geführt, ein Exempel, an zehn Offizieren und funfzig Gemeinen gegeben, werde ein gan-

ganzes Heer disciplinieren. Den König selbst an der Spitze zu sehen, entscheide das äusserste.

Nur an dem Kriegsadel vermißte R. bereits manches, was er als unersetzlich und gewiß von ganzem Herzen beklagt. Durch Ruhe des Dienstes entwöhnt, seyen sie nach Staatsbedienungen gierig geworden, welche das Unglück des Zeitalters vervielfältigt habe. Im Heere selbst ziehen sie sich vom täglichen Dienste zurück und zerstieben unter tausendfachem Vorwand, wenn sie nicht sogleich in Gefechte geführt werden könnten. (S. 84. 86.) Die Reuterey, vornehmlich auf die Menge des Adels berechnet, zähle ihren Verfall nach den Graden seiner Nachlässigkeit. (S. 100.)

Nach all diesem sey es unmöglich, größere Kriege blos durch Franzosen zu führen. Zu Erhaltung der Stätigkeit und Wachsamkeit bleiben die fremden Truppen unentbehrliches Bedürfniß (S. 87.). Nur diese Mischung verbessere die Mängel beydes Theile. Denn „habe gleich der Kayser das Glück, die wahre Pflanzschule des Kriegsvolks zu beherrschen, so sey doch das Ueberlaufen dieser Leute von einer Parthie zur andern nebst ihrer Völlerey und Rohheit" (S. 78.) eine große Hemmung wohl berechneter Unternehmungen.

Dem

Von einzelnen Rathschlägen in diesem Fach nur wenige Proben! Dem Feldherrn verzeyht R. Mangel an Geist eher als Mangel an Muth. Muth aus Besonnenheit gibt Anführer, der blos natürliche Muth Soldaten. Oft trägt der Kopf das Lob des Erfolgs davon, welches die Herzhaftigkeit, in ihrer glücklichen Blindheit über die Gefahr, dem Glück abtrotzte. Für die Zufriedenheit der Offiziere muß das möglichste geschehen. Unzufriedene verwildern mit ihren Truppen. Hat der Soldat Brod und die Aufmunterung seines Anführers, so sey alles mit ihm durchzusetzen (S. 103.). Schnell aufgebotene, von den Offizieren unterhaltene Truppen kosten doppelt und leisten die Hälfte soviel, als ein von der Staatsgewalt allein abhängiges Heer. Nur verlange der Franzose auch in diesem Zustand eine gewisse Freyheit. Man muß ihn auf bestimmte Jahre kapituliren lassen. Sobald er sich gezwungen dünkt, wird er, wenn er tausend Leben zu verlieren hätte, die Fahnen verlassen! (S. 95.) Aus gleichem Grund müsse die Doppelzahl ausgehoben werden, weil die Hälfte sich verläuft, ehe sie der Feldzug in volles Feuer setzen kann (S. 102.). Die Sorge für die Vorräthe vertraue man Personen von Stande an, deren Treue zu berechnen ist, weil ihr Leben Werth für sie hat. Ein einziger Munitionswagen, am Tage der Schlacht in einem engen Passe zerbrochen,

entscheidet vielleicht, wenn der Zug um eine halbe Stunde zu spät eintrift, das Glück eines Feldzugs.

Selbst dieses Ausmalen einzelner Bedürfnisse, wenn sie gleich von dem großen Staatsplan Richelieu's wie entfernte Mittel vom Ziel abstehen, zeichnet seinen Geist. Auch die Heere Frankreichs hatte seine Umschauungskraft und Beharrlichkeit an Ordnung und Gehorsam festgebunden.

Mit noch mehr Selbstzufriedenheit blickte der insulirte Großadmiral von Frankreich auf die Kriegsmacht zur See. Englands Inselreich, ist sein Grundgedanke (S. 109.), kann sich alles gegen uns erlauben, wenn Frankreich ohne Seemacht ist; und ein großer Staat muß keine Möglichkeit lassen, ungestraft geneckt zu werden. Sülly, da er als Großbotschafter Heinrichs des IV. mit der französischen Flagge am Hauptmast nach England überfuhr, sollte vor einer englischen Schaluppe die Flagge niederlassen. Auf seine Weigerung durchbohrte der Engländer mit drey Kanonen — „mehr die Herzen der Franzosen als das Fahrzeug des Gesandten." Heinrich der Große mußte die Beleidigung übersehen, aber sie allein fordert Frankreich zu den Kosten einer verhältnißmäßigen Seemacht auf (S. 111.). Auch Spanien muß nachgiebiger werden, wenn Frankreichs Flotten seine Indische Goldquellen zu verstopfen drohen können (S. 113.). An dieser Macht sich zur See zu rächen,

hatte

hatte R. 1638 das erstemal das Vergnügen gehabt. Die Wiedereinnahme der Inseln St. Margarethe und St. Honorat und das Galeerentreffen bey Genua nennt er mit jubelndem Stolz. Vierzig runde Schiffe an den nördlichen und westlichen Küsten waren damals hinreichend (S. 116.) um auf dem Ocean, und dreissig Galeeren mit 10 Gallionen, um im Mittelmeer den Nebenbuhlern Frankreichs das Gleichgewicht zu halten, wenn gleich Spanien und Neapel zusammen würkte. Italien betrachtet Richelieu als „das Herz der Welt" (S. 122.) und doch mußte Heinrich der Große, da selbst seiner Gemahlin Vater der Erzherzog Ferdinand von Florenz sich dort mit Spanien einverstanden hatte, die Antwort annehmen: Hätte der König 40 Galeeren zu Marseille, so hätte ich nie gethan, was ich that. Den Aufwand der ganzen Seemacht, durch welche allein Frankreich auch seinem alten Alliirten zu Stambul die Hand zu reichen und die Küsten der Barbarey im Respekt zu halten vermochte, fand R. noch nicht höher als dritthalb Millionen Livres.

Dafür sah er im Geiste Frankreichs Häfen von den geschützten Handelsschiffen zweyer Meere anschwellen, um welche er jetzt das landarme Holland, das sich selbst „nur Bier und Käs zu geben hätte" so sehr als England, beneiden mußte, dessen Kunstfleiß Er mit Bewunderung

nennt.

nennt. Selbst das felsichte Genua übertraf hierinn das so wohlgelegene, an allen Schiffsbedürfnissen reiche Frankreich, welches nicht einmal über die Fischerey seiner Küsten Herr war.

Mit Aengstlichkeit zählt R. die innländischen Fabrikate auf, berechnet die Küsten, wohin man handeln könnte, beklagt auch hier die Ungeduld seiner Nation, welche ihr lange Seereisen unerträglich mache (S. 130.) und wirft um so schärfer sein Aug auf den näheren Levantischen Handel, welcher lange als überflüssig und gelderschöpfend im Verdacht gewesen sey, in der That aber nicht gegen Geld, sondern für Schiffsholz, Hanf und Leinwand die Bedürfnisse von Seide, Coton, Wachs, Marokein und Arzneywaaren, oft mit einem Gewinn von Cent pro Cent, herbeyschaffen könne, wenn nur ein Streifzug von zehn Galeeren das Mittelmeer von Corsaren rein halte, der König den allzu bequemen und eilfertigen Handelsleuten die Schiffe schon auf der Loire und Garonne ausgerüstet verkaufen lassen und — durch Erhöhung des Rangs die Eitelkeit der Frauen für den Handelstand gewinnen wolle. Alles, auch sein Weiberhaß, weicht in Richelieu dem Ganzen seiner titanischen Plane!

Wer sollte aber auch das Zuströmen fremden Reichthums besser zu schätzen gewußt haben, als der, welcher im Solde den Archimedeischen Punkt

ge-

gefunden hatte, durch den die Welt aus den Angeln gehoben werden könne." *) Um fremden Reichthum war es um so mehr zu thun, da Richelieu's System in keinem Punkt der wahren Staatskunst näher steht, als in der festen Regel, von den Unterthanen der Abgaben nicht zu viel ohne Noth zu fordern (S. 141.).

Auch hierinn steht Er mit sich selbst nicht im Widerstreit. Prunk und Verschwendung, die allgewaltigen Erpresser des letzten Sparpfennings der Wittwe, waren seinem Charakter so fremde als seinem Staatsplan (S. 142.). Mächtig, groß, im Staube verehrt zu seyn, war das Ziel von beyden und diese Größe selbst — so bedarf auch das Laster der Billigkeit! — ist weder zu erreichen noch zu erhalten, wenn nicht der Uebermüthige seinen Feind auf die Kräfte der Menge hinweisen kann, deren letzte Anspannung dem Bezweifler seiner Allmacht entgegen zu setzen, ihn nur einen Wink koste. Und wo wäre diese Schonung leichter gewesen als in dem Lande, welchem die eigene Art des Einsammlens und Ausgebens der Einkünfte um die Hälfte so viel kostete als die Forderungen der Schatzkammer. Die ganze Summe der Auflagen betrug 80 Millionen L. (S. 162.). Mehr als die Hälfte davon (45 M.) ging

*) Partie II. Ch. IX. Sect. VII.

gieng für Renten ab, mit denen alle Zweige der Einkünfte durch ältere und neuere Vorauseinnahmen und Vorausanweisungen sowohl als durch die laufende Besoldungen der vervielfältigten Aemter überlastet waren. — Für jährliche funfzig Millionen freyer Einkünfte nennt dagegen R. Quellen (S. 152.), die mit größerer Erleichterung des Volks erbnet werden könnten, als die des jetzigen freyen Ertrags, welcher sich nur auf fünf und dreissig Millionen belief. In beyden Fällen ist die Salzabgabe allein mit 20 Millionen darunter, wenn gleich mehrere Provinzen davon eximiert waren; und Richelieu fühlte schon sehr, wie populär es seyn würde, jedermann sein Salz wie sein Korn, blos nach Bedürfniß, kaufen zu lassen.

Die Ausgaben hätten nach seinem Anschlag mit gewissen Einschränkungen auf 25 Millionen zurückgebracht und also selbst bey der herkommlichen Einnahme zur Entlassung der Taille von ihren alten Bürden eine Ersparniß von 10 Millionen gemacht werden können. Aber mitten in dem Vorschlägen, der ausserordentlichen Renten los zu werden, verzweifelt R. an der Möglichkeit, bey seiner Nation 25 Jahre lang über einem Plane festzuhalten. Für Land- und Seemacht, die Garanten der öffentlichen Sicherheit, war in dem gemässigterten Calcül beynahe

nahe die Hälfte (12 Millionen), für die Ausgaben des Hofs die Hälfte des Ueberrests gerechnet *).

Mit der Freude einer für wahre Größe empfänglichen Seele versichert R. am Ende seines Ersparungsplans, daß er hier nicht den Traum einer platonischen Republik entworfen habe (S. 177.). „Einen dauerhaften Frieden; und seine Vorschläge sollten mehr als eine testamentarische Willensmeinung werden." — Wie oft mag Er innere Vorwürfe über seine herrschsüchtige Kriege und über die geheimen Flammen, welche er dem auswärtigen Kriegsfeuer ränkevoll beyzumischen wußte, mit diesen Vorsätzen, im Frieden einst desto mehr gutes zu schaffen, eingeschläfert haben. Das Böse ward vollbracht, das Gute unterblieb; und traurend über diese immer minder erfüllte Ausgleichung deutet die niemals schlummernde Nemesis auf die Ruinen hin, in welche durch Richelieu's Staatsplan, weil in ihm immer das Böse gewiß, das gute nur zu gelegener Zeit zur Ausführung bestimmt war, Frankreichs Monarchie zusammengestürzt ist; sie, in welcher

*) Les depenſes des Maiſons du Roi, de la Reine et de Monſieur 3½ Millons. Les ordinaires du Roi 50,000 L. Les parties inopinées et les voyages 2 Millions. Les Comptant du Roi 300,000 L. (p. 160.).

Digitized by Google

cher ein zum Unglück des Menschegeschlechts großer Geist das erste Beyspiel seiner ins System gebrachten Despotie — einen Coloß auf Füssen von Leimen — aufgestellt hatte.

Für den Frieden behielt sich Richelieu noch eine andere — Beschäftigung oder Unterhaltung? vor. Von nichts spricht er mit auffallenderem Wohlbehagen als von den überall verbreiteten ununterbrochenen Negotiationen*), deren Erfindung seit dem fünften oder sechsten Jahre seiner Ministerschaft, er zu einer Epoche seines Lebens macht.

Und freylich — nichts war so ganz aus dem Geiste dieses Ränkevollen, als dieser pestartige Gährungsstoff, welchen er in alle Staatsorgane Europa's hineinzukünsteln wußte. Nur der Staat, welcher nicht scheinen darf, was er ist, kann es lieben, daß er jetzt die Vortheile seines Volks durch die erlauschten Schwäche des Nachbars erschleichen soll. Es ist eine zu einfache Wahrheit für den Dämon der Kabale, daß doch nur Verträge auf gemeinschaft-

*) „Negocier sans cesse, ouvertement on secretement, en tous lieux, encore même que . . le fruit, qu'on en peut attendre à l'avenir ne soit pas apparent, est chose tout a fait necessaire pour le Bien des Etats." Partie II. Ch. VI. p. 33.

schaftlichen Nutzen gebaut, ihre Dauer in sich haben. Sobald seine Eingebung nur einmal befolgt ist, wird sie unvermeidliches Uebel. Man darf über das erschlichene dem Getäuschten die Augen nicht klar werden lassen. Neues Erschleichen, neue Benutzung und selbst Vermehrung seiner Schwächen erscheint nun als Gebot der Selbsterhaltung. Und wäre es auch um ihre Unentbehrlichkeit zu erproben und die öde Zeitleere auszufüllen; die Negotiatoren müssen auf Plane zu Aenderungen sinnen, so gewiß als das Heil der Staaten auf beharrlicher Gleichförmigkeit des ihren innern Kräften angemessenen Gangs begründet werden müßte.

Rom war in Richelieu's Zeitalter noch das Centrum all solcher Staatsunterhandlungen, oder mit andern Worten, der Tempel der Intrigue, in welchem die Diplomatie, von den Vortheilen der Großen geleitet, das Schicksal der Völker zu Markt brachte. Wer auf der Wagschale der geistlichen Staatsklügler und des sichtbaren Statthalters der Gottheit gewichtig erfunden wurde, war überall vollgültig. Die gute Mine zu Rom nennt R. das Symptom der guten Gesichtsfarbe, welche dem Arzt die Gesundheit der innern Theile bezeuge. Denn dort besitze man jene Schärfe des Ueberblicks, welche jeden der Höfe nur nach der Stärke schätze, die er durch die Ordnung und das Glück der Angele-

gen-

genheiten seines Reichs sich würklich zu geben wisse. Es ist die naiveste aller Bemerkungen, welche hier von R. über die Quelle dieser romanistischen Staatsklugheit gemacht wird: „daß kein Mensch in der Welt mehr auf die Vernunft zu setzen Ursache habe, als die Päbste *) und dannoch niemand mehr auf die Macht halte." Nur um des Witzes willen konnte der Premierminister einen Augenblick ignoriren, daß nur die Macht der Probierstein auch seiner Staatsvernunft sey.

Unter den übrigen Staaten, von denen jeder nach seinem Temperament zu behandeln sey, charakterisirt R. die Republiken seiner Zeit, oder richtiger: die Aristokratien, welche jenen Namen entweyhten, durch den bleyernen Gang. Ehe der Privatgewinn der Vornehmen gegen einander ausgeglichen war und daraus der Schluß reifte, was folglich — einzig um des allgemeinen Besten willen — geschehen müsse; bedurfte es dort allerdings der meisten und langsamsten Schlangenwindungen, gewiß also auch der häufigsten Anwendung von der schlausten Regel des Staatskünstlers: daß „der schlauste nie schlau scheinen müsse!"

Wie

*) „Qu'il n'y ait personne au monde, qui doive faire tant d'état de la raison que les Papes." p. 55. Wenn Richelieu und wenn die Moralphilosophie von Vernunft spricht, so ist von Antipoden die Rede.

Wie dieser Wink, so der Geist des ganzen bis jetzt nach Richelieu's Vermächtniß entwickelten Systems. Wenn es die Goldprobe der Rechtschaffenheit ist: würklich zu seyn, was man zu scheinen wünschte! und wenn durch Erfüllung dieser einfachsten Vorschrift das Wohl der Einzelnen und des Ganzen auf einem ewigen Grundstein befestigt seyn würde, so koncentriren sich Richelieu's Staatsmaximen in das Problem: blos zu scheinen, was man seyn sollte, um als das, was man ist, wo möglich nicht entdeckt zu werden. Ein Weiser des Alterthums sagte: „Gott hat den Menschen aufrichtig gemacht, aber sie — erfinden sich viel Künste!"

Denkwürdigkeiten

des

Grafen von Brienne,

Heinrich August von Lomenie de la Ville aux Cleres.

Dritter Theil.

Digitized by Google

Digitized by Google

Dritter Theil.

1648.

Da itzt die Ruhe in Deutschland wieder hergestellt war, so hatten wir eigentlich nur noch mit Spanien Krieg. Man sah aber bereits die ersten Funken eines entglimmenden Feuers, das bald darauf in einen großen weit um sich fressenden Brand ausbrach. Die Herrn vom Parlement waren es, die es unterhielten, indem sie sich die Freiheit herausnahmen, Eingriffe in die königliche Regierung zu thun und Schlüsse abzufassen, welche die Grenzen ihrer Vollmacht überschritten. Besonders suchten sie ihre Gewalt zu erweitern nach dem Tode des Prinzen von Condé, Vaters des Herzogs von Enguien, im Jahr 1646. Dieser Prinz hatte sich unzufrieden vom Hof entfernt. Die Veranlassung dazu war folgende.

Der Herzog von Brezé, Schwager des Herzogs von Enguien, dem der König Ludwig XIII. das Gou-

vernement von Brouage, Rochelle und den benachbarten Inseln, und die Admirals-Stelle unter dem Titel eines Oberaufsehers über das See- Schiffs- und Handels-Wesen verliehen hatte, war nach dem Tode des Kardinals von Richelieu zur See geblieben [1]). Die Königinn Mutter, übel berathen durch den Kardinal Mazarin, wollte die letztere Stelle, eines Marine-Ober-Aufsehers für sich behalten [2]), und auf die Nachricht von diesem Todesfall du Dognon nicht arretiren lassen, obschon man ihr gesagt hatte, dies müsse geschehen und könne auch leicht bewerkstelligt werden, ehe er noch Brouage erreicht hätte.

Als nun der Prinz von Condé bei Ihr um die erledigten Stellen des Herzogs von Brezé für seinen Sohn den Herzog von Enguien anhielt, befahl Sie mir, zu ihm zu gehen: und ihm zu sagen: da sie bereits dem Herzog von Orleans das Gouvernement von Languedoc, und dem Herzog von Enguien das von Champagne mit einigen wichtigen Plätzen verliehen habe, so hielte sie es für Zeit, auch sich selbst zu bedenken. Daher habe sie beschlossen, die itzt offenen Stellen für sich zu behalten; was sie um so lieber thue, da sie eben keinen Drang fühle, weniger für sich selbst zu thun, als was sie schon für andre, nach deren Wünschen gethan habe, und da sie sich überzeugt halte, er werde der erste seyn, der sie wegen dieses Entschlusses sowohl, als ihrer dabei noch überdies bewiesenen Mäßigkeit loben werde, besonders, da er selbst ihr mehrmals angelegentlich gerathen habe, es so zu halten.

Der Prinz gab mir zur Antwort: es sei allerdings wahr, daß er der Königinn gerathen, einen einträglichen Posten für sich zu behalten; es habe ihm aber natürlich nie in den Sinn kommen können, daß dies auf

Kosten

Kosten seines Hauses geschehen sollte. Ihre Majestät hätten freilich zu gebieten, und könnten sich der in Ihre Hände niedergelegten Gewalt bedienen; er könne jedoch nicht glauben, daß Sie seinem Sohne vorenthalten würden, was durch den Tod eines Schwagers von ihm erledigt worden sey.

Ich glaubte mich verbunden, ihm vorzustellen, daß die Staatsämter keineswegs vererbt würden, und daß sein Haus so viele Beweise von der Freigebigkeit der Königin erhalten hätte, daß ich mich überzeugt hielte, er bereue bereits, was er hierüber geäussert habe.

Allein weit entfernt, meinen Wink zu verstehen und zu benutzen, gab er mir eine bittere und hitzige Antwort, und da ich sah, daß er in Drohungen verfiel, verließ ich ihn, entschlossen, der Königinn zwar die Wahrheit zu hinterbringen, jedoch in so allgemeinen Ausdrücken, daß sie keinen nachtheiligen Eindruck zurücklassen könnte. Ich hatte nämlich von meinem Vater, einem sehr einsichtsvollen Mann, dessen Klugheit ich hier zu rühmen nicht umhin kann, gelernt: „ein „Diener müsse seinem Herrn nie etwas „hinterbringen, das ihn gegen jemand er„bittern könnte; wenn ihn anders nicht das „allgemeine Beste, oder die Besorgniß, „daß die Wahrheit dennoch auskommen „müßte, dazu nöthigten; in welchem Fall „nichts, was daraus entstehen möchte, ihm „zur Last gelegt werden könne".

Ich hinterbrachte also der Königinn in Gegenwart des Kardinals: die ersten Worte des Herrn Prinzen wären so gewesen, wie man sie von einem sehr verständigen Herrn erwarten könnte; die folgenden hätten mir mit etwas Bitterkeit vermischt geschienen, und da

ich voraus gesehen hätte, daß die letzten einen noch stärkern Beisatz davon bekommen dürften, so hätte ich ihn unterbrochen und mich entfernt. Ich hielte daher auch dafür, daß wohl nichts weiter übrig seyn dürfte, als das Admirals-Patent und das über das Gouvernement von Brouage auf den Namen der Königinn auszufertigen.

Vergessen darf ich nicht, hierbei noch anzuführen, daß der verstorbene Prinz mir in Ansehung der Gouvernements zugestanden hatte, daß sie mit Recht seinem Sohn verweigert werden könnten; daß er aber in Ansehung der Admiralsstelle keinen Grund davon einzusehen vermöge.

Ich war noch nicht weg aus seinem Palais, als er schon nach dem Präsidenten Nesmond schickte. Da er nicht glauben konnte, daß ich discret genug gewesen seyn würde, gar nichts von seinen eigentlichen Reden zu hinterbringen, so ließ er der Königinn alles sagen, was er mir gesagt hatte, unter der Voraussetzung: ich werde ihn haben reden lassen, entweder wie er glaubte, daß ich habe thun müssen, oder vielmehr wie er glaubte, daß ich gerne gethan habe, um ihn der Gnade von Ihro Majestät zu berauben.

Als ich darauf zur Königinn kam, gab sie mir einen Verweis, daß ich ihr verheimlicht habe, was ich von dem Prinzen gehört hätte, oder haben sollte. Ich bat sie aber, Sie möchte geruhen sich zu erinnern, was ich Ihr hinterbracht hätte, und sie würde finden, daß ich nichts vor Ihr verborgen habe, was Sie hätte wissen müssen. „Da indessen — setzte ich hinzu, — der „Herr Prinz meine Ehrlichkeit und Bescheidenheit in „Zweifel gezogen hat, so glaube ich, um mich meiner „Pflicht ganz zu entledigen, Ew. Majestät alles, bis

„auf

„auf die kleinsten Umstände hinaus erzählen zu müs-
„sen". Und nun fieng ich an alle seine Worte so zu wiederholen, wie mein Gedächtniß mir solche angab.

Es sei aus Verdruß über das Vorgefallene, oder weil sein letztes Stündlein ohnehin herannahte, genug! der Prinz hatte seit seiner Entfernung vom Hofe keine gesunde Stunde mehr. Zwar kam er noch auf einige Tage nach Fontainebleau, als der Hof dort war; allein er gieng bald wieder nach seinem Gute Valery, und von da nach Paris, wo er starb. Auf das Gerücht von seiner Krankheit begab sich der Herzog von Enguien, da der Feldzug ohnehin zu Ende war, eilig dahin. Bald aber war er über den Tod seines Vaters getröstet, da er alle Stellen desselben erhielt. Er sagte daher zum Kardinal: so mit Gnadenbeweisen überhäuft, wie er sey, habe er keine weitern Ansprüche mehr zu machen; diese Eminenz aber, statt von ihm eine bestimmte Versicherung darüber zu bewürken, gab zur Antwort; man werde allerdings Bedacht auf die Ansprüche nehmen, die ihm etwa noch auf den Nachlaß seines Schwagers zustehen möchten.

Bei dieser Lage der Angelegenheiten setzte diejenigen, welche die Regierung führten, nichts weiter in Verlegenheit, als die Freiheit, die das Parlement sich nahm, Schlüsse abzufassen, welche das Ansehn ihres Collegiums erhöhten und das des königlichen Staatsraths schmälerten. Ungeachtet der Hof diejenigen Parlementsglieder, die sich am meisten durch ihre Hitze ausgezeichnet, exilirt hatte, so hatte er nichts desto weniger zugelassen, daß das königliche Ansehen geringschätzig gemacht wurde, insofern die Kammern aufhörten, Recht zu sprechen, und

das Parlement, nicht zufrieden, um die Zurückberufung seiner verwiesenen Mitglieder eingekommen zu seyn, ihre Verweisung für null und ungerecht erklärte, indem das Collegium allein berechtigt sey, seine Mitglieder zur Strafe zu ziehen; sie könnten und dürften daher nicht ferner an Schlichtung der bei ihnen anhängigen Rechtssachen arbeiten. — Da man dem Parlement sagen ließ: es solle thun, was Pflicht und Gewissen von ihm erheischten, so nahm es äußerlich mit Respect die Befehle des Königs an, unterließ aber aus Verachtung deren Befolgung.

Es sey nun, daß die angesehensten Mitglieder desselben ein grösseres Ansehn zu erhalten trachteten, als der Kardinal hatte, dessen Uebergewicht ihnen mißfiel; oder daß sie darauf ausgiengen im Trüben zu fischen, und während der Unruhen im Staate ihre Macht zu erhöhen: kurz, sie unterstützten die Beschlüsse des Staatsraths gar nicht nach Pflichten. Sie nahmen Besuche von Leuten an, deren Betragen ein Gegenstand des Tadels war, und trugen die Gründe, von denen sie den Kopf voll hatten, selbst vor dem Conseil vor, so daß auf der einen Seite ihre Autorität, auf der andern die Schwachheit des Ministeriums unaufhörliche Unordnungen erzeugte. Um diesen auszubeugen, bewilligte man dem Parlement was es verlangte, nämlich die Zurückberufung der durch Siegelbriefe verwiesenen Parlementsglieder, durch ein andres königliches Dekret zum Wieder-Eintritt in ihre Stellen.

Da der Kardinal durch diese schwache Manier doch zu herrschen wähnte, und nicht merkte, daß er unterlag, so ließ er sich nichts so sehr angelegen seyn, als die Geschäffts-Männer in Zwietracht und Eifersucht untereinander zu erhalten, indem er dreust ersann und vorgab, was er zu diesem Behuf sachdienlich glaubte.

Mit

Mit etwas mehr Vorsicht benahm er sich gegen die Prinzen. Er bediente sich ihrer Kreaturen, um Einigkeit unter ihnen zu verhindern. Es gab keine Gnadenbelohnungen, die er nicht dem Abt de la Riviere und denen, die mit dem Prinzen in Verbindung standen, versprochen hätte; und entspann sich ein Mißverständniß zwischen diesem und dem Herzog von Orleans, so war der, dessen beide sich versichert glaubten, bemüht, sie wieder auszugleichen.

Da einige Rücksichten Se königl. Hoheit bewogen hatten, nicht wieder zur Armee zu gehen, so bekam der Prinz von Condé das Commando darüber. Kaum war er bei ihr angelangt, so rückte er auch schon in das Land des Feindes vor, welcher es nicht wagte, sich in eine Schlacht einzulassen, sondern sich vortheilhaft verschanzte. Der Prinz rückte gegen ihn an und blieb vor ihm stehen, in Hoffnung, ihn zur Schlacht heraus zu locken; da er aber nicht dazu zu bringen war, mußte der Prinz ablassen und retiriren. Er unternahm dies am hellen Tage, und der Feind machte sich die gute Gelegenheit zu Nutze, fiel in seinen Nachtrab, und schlug ihn in die Flucht. Der Prinz von Condé eilte herbei, ließ seine Truppen anrücken und schlug die feindliche ganze Armee. So erprobte er seinen Muth und sein Talent in jener berühmten Schlacht bei Lens; denn hier trug er einen der vollständigsten Siege davon.

Angestiftet von einigen Personen am Hofe glaubte itzt der Kardinal, der Zeitpunkt sey günstig, sich ein unumschränktes Ansehn anzumaßen. Statt daß er zuvor sich begnügte, die Parlementsglieder, die seinen Beifall nicht hatten, exiliren zu lassen, beschloß er itzt den Parlementsrath, Peter Broussel, fest zu setzen. Der

Marschall de la Meillerage war gleicher Meinung, und damit die Sache desto mehr Aufsehen machen müßte, wollte er, daß die Verhaftnehmung an demselben Tage vorgenommen würde, an welchem zu Paris das Te Deum für den Sieg des Prinzen von Condé bei Lens gesungen wurde.

Sobald also der König aus der Kirche U. L. Fr. weg war, erhielt den Befehl, Broussel festzunehmen, der Lieutenant Comminges von der Leibwache der Königinn, der ihn auch mit dem, an diesem Ort besonders erforderlichen, Muth und Kopf ausführte, und Broussel in einen Wagen steigen ließ, um ihn nach dem bestimmten Platz abzuführen.

Das Gerücht von diesem Vorgang verbreitete sich bald durch ganz Paris, weil Broussel in seinem Viertel sehr beliebt war, und bei mehreren Gelegenheiten den Volks-Tribun gemacht hatte. Man griff daher zu den Waffen und fieng in der Gegend des erzbischöflichen Palasis an, Barrikaden zu machen.

Auf die Nachricht hievon ließ die Königin die Wachen verdoppeln; man ließ aber den Capitains ganz frey, sich in ihrem Benehmen nach eignem Ermessen der Umstände zu richten, und dies geschieht gewöhnlich, wenn Leute ohne Erfahrung das Oberkommando haben.

Der Erzbischoff von Corinth, Coadjutor von Paris [3]), ein Prälat, dessen Ehrsucht aufs höchste stieg, fand entweder, daß itzt eine vortreffliche Gelegenheit wäre, sich bei Hof geltend zu machen, oder glaubte etwa, dadurch sich bei dem Volk einzuschmeicheln; kurz, er sprach, als wollte er diese Unruhen beilegen, auf die er doch sein Glück gründete. Er begab sich, eben so wie das Parlement, in das Palais Royal, und über-

überzeugte sich, dem Volk sagen lassen zu müssen, sie müßten sich verbollwerken, wenn sie ihr Gut und Blut gesichert wissen wollten.

Das Parlement und die Herren vom Stadtmagistrat hatten nicht Zeit, vielleicht auch nicht den Willen sich zu widersetzen; der Befehl dazu wurde also überbracht und ausgeführt, und das Parlement würkte nach einer Berathschlagung im Palais Royal, das Versprechen aus, daß Broussel wieder frei gelassen werden sollte, was auch am folgenden Tag geschah.

Der Kanzler, welcher Befehl bekommen hatte, nach dem Parlement zu gehen, kam unterwegs in Lebensgefahr, und mußte sich in das Hotel de Luines flüchten, wo ihn der Marschall de la Meilleraye wieder abholte. Dieser war endlich der gleichen Meinung mit den andern vom Staatsrath, Broussel in Freiheit zu setzen und die Stadt dadurch zu beruhigen; es gab aber noch einige andre, einsichtsvollere oder entschlossenere Personen, welche der Königinn sagten: man müßte ihn eigentlich nicht ausliefern, ohne ihn zuvor erdrosselt zu haben; da sie wohl einsahen, daß es um alles Ansehen geschehen sey, da man in dem, was man einmal begonnen habe, wieder zurücktrete. Dies verrieth der Hof selbst deutlich genug dadurch, daß er sich nach Ruel und dann nach Saint Germain en Laye entfernte, wohin der Prinz von Condé sich ebenfalls begab.

Das Parlement schickte Deputirte dahin, mit Anfuchungen, die dem königlichen Ansehen schnurstracks zuwiderliefen. Da sich indessen nur Wenige dagegen erklärten, so erhielten sie was sie verlangten. Der Prinz von Conti, der Herzog von Longueville und mehrere andre

andre hatten sich mit in ihre Parthei eingelassen, und der Herzog von Orleans nebst dem Prinzen von Condé, welche bis dahin bei dem König ausgehalten hatten, stimmten dennoch dafür, daß die Declaration von 1648 gesiegelt werden sollte, vermöge deren Se Majestät sich anheischig machte, daß alle Arrestanten binnen vier und zwanzig Stunden verhört und die Erkenntnisse über den Criminalpunkt an die gewöhnlichen Richter verwiesen werden sollten. Sie berücksichtigten hierbei nicht, daß dieser Artikel dem königlichen Ansehen gänzlich zuwider lief, und den Grund zu einer Menge nachtheiliger Folgen legte.

Der Prinz sagte der Königinn, sie möchte wohl bedenken was sie thue, und erklärte ziemlich frei dem Parlement, es werde für dasselbe seyn, und er werde über die Beobachtung dieser Declaration halten, wenn sie ihm bewilligt würde; dabei ließ er jedoch in seinen Reden merken, er mißbillige sie, wolle sie aber doch dadurch im Credit beim Parlement erhalten.

Die Königinn hatte mir befohlen, sie zu prüfen, und ich that es als ein Mann, der sich nicht von der seinem Monarchen stets bewiesenen Treue entfernen konnte. Ich antwortete ihr also: das Gesetz an sich scheine mir allerdings gerecht; da ich mich aber zugleich auch als einen Mann betrachtete, der unfehlbar bei denen, die am Ruder saßen, schwarz werden müßte, wenn er die Wahrheit gar zu frei sagte, so setzte ich hinzu: „ich hätte jedoch gewünscht, daß dies „Gesetz schon unter den vorhergehenden Regierungen er„gangen wäre, und kann keineswegs der Meinung „seyn, daß der König sich unter gegenwärtigen Umstän„den darauf einlassen solle; denn mit geringerem Nach„theil könnte er einen Theil des Reichs aufopfern, als „seinem Ansehen hierinn vergeben. Sollte indes-

„sen

„sen die Noth es unumgänglich erfordern, so muß der „König wenigstens stets den Vorsatz behalten, es bei „erster Gelegenheit wieder zu annulliren und dadurch „eben dies Ansehn wieder herzustellen, das sonst ganz „entkräftet seyn würde".

Es sey nun, daß die Noth es durchaus erforderte, oder daß die Schwäche der Regierung durchdrang; das Parlement kam nach Paris zurück, beladen mit der Beute unsrer Schande, und registrirte die Declaration.

Der König fuhr fort, sich gewöhnlich zu St. Germain en Laye aufzuhalten, gab aber endlich doch dem Anhalten der Deputirten des Stadtraths nach, und kam am Abend vor Allerheiligen nach Paris zurück. Die Königinn konnte das Benehmen gegen Sie nicht vergessen, und der Kardinal, statt sie zu besänftigen, flößte ihr unaufhörlich Rache ein, in der Ueberzeugung, daß die Großen sämtlich nicht ermangeln würden, ihre Parthei zu ergreifen. Er war aber sehr schlecht unterrichtet von dem was vorgieng.

So wußte er nicht, daß der Prinz von Conti und der Herzog von Longueville sich mit dem Parlement verbunden hatten, daß der Herzog von Bouillon unzufrieden war, noch nicht in den Besitz der Domänen gesetzt worden zu seyn, die man ihm gegen Sedan versprochen hatte; und daß der Marschall von Turenne, dem er ruhig das Kommando über die Armee in Deutschland ließ, dem Rath und Beispiel seines Bruders folgen würde.

Um seinen Plan, sich an Paris zu rächen, desto geheimer zu halten, ließ er der Stadt die Zufuhr aller Bedürfnisse offen, war aber darauf bedacht, den König

daraus

daraus zu entfernen und Truppen anrücken zu lassen, denen man gestatten wollte, die Nachbarschaft ringsherum auszuplündern, überzeugt, daß sie gern ins Lager zurückkehren würden, nachdem sie sich mit Raub bereichert hätten.

Er that seinen vertrautesten Freunden, worunter auch der Marschall de la Meilleraye gehörte, den Antrag, sich von Paris zu entfernen, oder noch lieber, Meister zu machen. Beides fand jedoch seine Schwierigkeiten und Widersprüche. Der Prinz von Condé und der Marschall waren für dies letztere, in der Ueberzeugung, daß die Verbannung einiger Räthe, und die Verhaftung andrer das königliche Ansehn und die Ruhe in der Stadt wiederherstellen müßten. Der Herzog von Orleans hingegen war weder für das eine noch für das andre, und der Prinz schlug sich zu ihm, um die beschlossene Entfernung des Königs zu hintertreiben.

Um diese Zeit geschah es, daß der Kardinal ein Parlementsglied festnehmen und nach Havre de Grace setzen ließ, weil er dem Kardinal zur Verhaftung Broussels gerathen, den deshalb gefaßten Entschluß gelobt, ja sogar ihn unaufhörlich gegen mehrere andre Parlementsglieder gereizt hatte und dann doch hingegangen war, ihnen alles was gegen sie beschlossen wurde, zu hinterbringen; eine Treulosigkeit, die der Kardinal nicht so hinnehmen zu dürfen glaubte. Das Parlement empfand dies jedoch sehr übel, und that Vorstellungen, um seine Loslassung zu bewürken.

Unterdessen hatte der Prinz die Cession und Schenkung von Stenai, Clermont und andern Plätzen erhalten, und ich bekam Befehl, ihm die nöthigen Urkunden darüber aus-

auszufertigen und zu überbringen. Ich hatte mir verschiedenemal die Freiheit genommen, der Königinn vorzustellen: sie überschreite ihre Gewalt, und dürfte es wohl einst bereuen. Dem Regenten stehe alles frei zum Besten seines Volks, nicht aber dessen Zustand zu verringern. Itzt gieng ich also, wie mir befohlen war, zum Prinzen, der mich aufhielt, um von mir herauszulocken, was im Werke wäre. Da er nun zu dem Ende eine sehr freie Unterredung mit mir anfieng, antwortete ich ihm mit gleicher Freiheit: an ihn würde ich mich wenden, wenn ich gern wissen möchte, was im Werke sey, vorausgesetzt, daß ich mir mit der Hoffnung schmeicheln dürfte, in ihm noch dasselbe Zutrauen zu finden, womit er mich sonst wohl beehrt habe. Uebrigens sey ihm bekannt, wie wenig ich bei meinem gegenwärtigen Antheil an den Geschäfften im Stande sei, seine Neugier zu befriedigen, wenn er anders nicht sich mir so offen anvertrauen wolle, wie es jedermann glaube. Da er nun hierauf sagte, ich möchte mich näher erklären, versetzte ich: „Ihnen zu gehorchen, sage „ich also ohne Bedenken: die Furcht des Kardinals „wird den König dahin vermögen, sich aus Paris zu „entfernen; Sie und Monsieur werden darein willi„gen, und dieser Schritt wird zum Verderben des „Reichs ausschlagen".

„Wir — sagt er hierauf — ich und Monsieur „sind keines so verderblichen Rathes fähig; der Kardi„nal muß vielmehr unserm Einfluß sich anvertrauen. Bei „Gott! halten Sie mich für einem Schelm, wenn ich „in eine Entfernung des Königs willige!" —

„Erinnern Sie sich, erwiederte ich, Ihrer Versi„cherung; denn ich bin versichert, Ew. Hoheit werden „den Eingebungen des Kardinals folgen." —

Man

Man rieth ihm, bei dem Parlement die Einzeichnung des königlichen Geschenks zu betreiben, die Herzoginn von Lothringen that aber Einspruch dagegen und wurde damit zugelassen. Der Prinz war hierüber so aufgebracht, daß er beschloß, sich zum Kardinal zu schlagen. Da nun dieser sich durch diesen Beitritt verstärkt sah, drang er immer mehr auf die Entfernung des Königs.

Dies war dagegen nicht nach dem Geschmack des Herzogs von Orleans, der mit dem erfolgten Parlements-Schluß ganz und gar nicht unzufrieden war. Denn wenn gleich das Benehmen des Herzogs von Lothringen seinen Beifall nicht hatte, so ließ er sich doch wegen seiner Gemahlinn, einer Schwester des Herzogs, dessen Interesse angelegen seyn.

Die Königin, welche Monsieur auf ihre Seite zu ziehen suchte, besuchte ihn oft, und gewann den Abt de la Riviere, der ihm dann rieth, nachzugeben. Der Herzog stellte ihr zwar erst vor, wie höchstnöthig es sey, die Frechheit der Pariser und des Parlements zu beugen; endlich aber gab er doch nach, indem er nicht Kraft genug besaß, länger zu widerstehen.

Man entdeckte das Vorhaben blos denen, die man die Vertrauten (les Confidens) nannte, nämlich dem Herzog von Orleans, dem Prinzen von Condé, dem Marschall de la Meillerage und dem Herrn le Tellier. Es wurde mit solcher Uebereilung und Unvorsichtigkeit ausgeführt, daß man schon an demselben Abend, da der König sich nach Saint Germain begab, die Entdeckung machte, daß kein Geld in der Kasse sey. Die Schmeichler, welche an Königshöfen nie fehlen, lobten den genommenen Entschluß, und ihnen stimmten andre schwache und eigennützige Menschen bei, um sich bei denen, welche

che Einfluß auf ihr Glück haben konnten, in Gunst zu setzen. Redliche Männer hingegen beklagten den Staat, und nahmen sich die Freiheit, ihre Beweggründe hiezu gegen die Königinn zu äussern.

1649.

Da ich Befehl erhalten hatte, mich am Fest der drei Könige morgens um sechs Uhr in Saint Germain einzufinden, so gieng ich erst in die Messe und betete zu Gott, er möchte den König unter seinen gnädigen Schutz nehmen und ihm mit seinem Rathe beistehen, weil diejenigen, von denen er heilsame Rathschläge sollte erwarten dürfen, durch eine ungemeine Verblendung die Sachen in eine solche Lage gebracht hätten, von welcher allerdings das Verderben des Staats zu besorgen war.

Ich war einer von denen, bei welchen die Königinn den gethanen Schritt rechtfertigen wollte, indem sie zu mir sagte, ich würde sie ohne Zweifel darum loben.

Ich gab ihr aber zur Antwort, da mir die Gründe, sie zu loben, unbewußt seyen, könnte ich das geschehene weder loben noch tadeln. Bei meiner Ehrfurcht gegen sie hielte ich mich indessen überzeugt, daß Sie den Schritt wenigstens in der beßten Absicht gethan haben müßte. Meine geringe Einsicht lasse mich übrigens die Folge davon fürchten, daß die Prinzen nach der Gefälligkeit, die sie dem Kardinal bewiesen hätten, der Meinung seyn würden, er könne ihnen nun keine Gnade weiter verweigern; auch würden Ihro Majestät selbst Mühe haben, sich dessen zu erwehren, so ungerecht auch immer das Verlangen der Prinzen ausfallen dürfte. „Ich „habe — fuhr ich fort — wohl öfter schon gesehen, „daß ein Geiziger um sein Vermögen zu vergrößern,

„hunderttausend Thaler auf eine Speculation wagte in „Hoffnung hundert Procent damit zu gewinnen; noch „nie aber hat meines Wissens jemand sein Geld gegen „Nichts gesetzt. Durch den jetzigen Schritt Ew. „Majestät ist das Königreich gefährt, und man wird „ganze Städte und Provinzen dem Beispiel von Paris „folgen und sich empören sehen. Und, da Ew. Maje„stät einmal meine Freiheit gnädig aufzunehmen geru„hen, so will ich mir noch diese nehmen, Ihnen zu sa„gen, daß Furcht und Eigennutz die Grundlagen von „dem jetzigen Vorgang sind; in der That die gefähr„lichsten Rathgeber, die je ein Fürst hören kann". —

Kaum hatte ich geäussert, es sey niedrig und schimpflich, Furcht blicken zu lassen, so kam man mir mit dem Antrag, nach Paris zurück zu gehen. Die Angelegenheit, in der ich diese Reise machen sollte, war freilich allerdings von einer solchen Wichtigkeit, daß sie einem gemeinen Cavalier durchaus nicht eben so gut hätte anvertraut werden können, als mir. Es betraf nämlich nichts Geringeres, als die Königinn von England zu trösten und zu versichern, daß der König stets Antheil an dem Interesse ihres Hauses nehmen werde. Einige meiner Freunde bezeugten ihre Verwunderung über meinen Entschluß, und fragten, ob ich es auch wohl überlegt hätte. Ich antwortete ihnen, ja, und da ich die Furcht an andern getadelt habe, würde ich meiner Ehre selbst zu nahe treten, wenn ich welche blicken ließe. „Der Wurf ist aus der Hand; ich will sehen, was fällt!" —

Der Marschall von Villeroy, den ich über das Vorgefallene in Verwunderung fand, unerachtet er wahrscheinlich Theil daran hatte, fragte mich besonders, was ich wohl glaube, daß die Pariser thun würden,

und

und welche Parthei man zu ergreifen hätte, um sich aus dieser Verlegenheit zu ziehen.

„Meines Erachtens — sagte ich — werden Sie „nächstens die Gens du Roi vom Parlement hier haben, „mit der Anfrage, was wohl Se. Majestät bewogen „haben könne, Paris bei Nacht zu verlassen, und mit „der Einladung, dahin zurück zu kehren. Sie werden „sich erbieten, diejenige zu entfernen, deren Benehmen etwa mißfällig gewesen seyn dürfte. Wüßte „man seine Leute mit Einsicht zu behandeln, so würde „man vielleicht noch in einem großen Fehler seinen grossen Vortheil finden; wird man aber, wie ich „sicher erwarte, hitzig, so bekommt man einen Bürger-„Krieg, in welchem es Paris weder an Mannschaft noch „Geld zur Vertheidigung fehlen wird. Es werden so „viele Städte sich bei der Erhaltung dieser Hauptstadt „interessirt glauben, daß sie ohne Anstand die Waffen „für sie ergreifen werden. Können Sie es nicht dahin „bringen, daß ihr Anbringen gut aufgenommen wird, „so suchen Sie doch wenigstens einen gänzlichen Bruch zu „verhüten. Denn wenn gleich der Spinnrocken nur noch „an einem Fädchen hängt, so wollen wir doch dies so „gut drehen, daß die Monarchie noch aus dem Abgrund gerettet werden soll, in den man sie stürzte". —

Statt diesen heilsamen Weg einzuschlagen, wurde die Königinn hitzig, und drohte diejenigen zu bestrafen, die sie schuldig glaubte, worauf man auch augenblicklich Truppen anrücken ließ, um Paris einzuschließen.

Ich traf am Abend daselbst ein, und entledigte mich meines Auftrags. Ich bekam einen Besuch von den Präsidenten von Bellievre und Nesmond, welche gern erfahren hätten, was des Königs Wille wäre, um ihm Genugthuung schaffen zu helfen; wobei sie

mir jedoch zugleich zu verstehen gaben, wenn mans aufs Aeusserste zu treiben gesonnen seyn sollte, so würden sie einer beispiellosen Bedrückung eine rechtmäßige Vertheidigung entgegen zu setzen wissen. Sie hielten es für eine Ungerechtigkeit, daß man den Fehler eines Privatmanns zu einer Staatsklage erheben und eine Rache dafür nehmen wolle, die nicht anders denn tyrannisch und Gott mißfällig seyn könnte.

Als ich am folgenden Tag Paris wieder verlassen und nach Saint Germain zurück wollte, erfuhr ich, daß die Zugänge der Vorstadt besetzt seyen, daß aber immer noch ein Weg ins Freie durch die Gassen, die der Fluß unter Wasser gesetzt hatte, übrig sey. Ich ließ sie recognosciren, und auf den Bericht eines Cavaliers, der das Wasser sondirt hatte, von wo aus man in eine höher gelegene Gasse kommen konnte, wollte ich einen Versuch wagen, hier hinaus zu kommen.

Diesen Entschluß änderte ich jedoch wieder, weil einsichtsvolle Personen mir vorstellten, wenn ich von dem Prevot des Marchands, der den Oberbefehl in der Stadt hatte, einen Paß verlangte, so würde ich ihn unfehlbar erhalten, und damit ohne Anstand durchkommen. Ich erhielt ihn auch würklich; er war aber von keinem Nutzen für uns, weil der Pöbel uns fortdrängte, ohne uns zu gestatten, nach der Hauptwache zu gehen, wo er dem Commandanten erst vorgezeigt werden mußte.

Zum Glück erhielt Gott dem Abt de l'Escalle Verstand und Geistesgegenwart, denn sonst wäre es um mich und einige Cavaliers von meiner Begleitung geschehen gewesen. Denn da wir fortgestoßen, und unsre Pferde gepeitscht wurden, bekamen wir Lust, umzukehren. Wir befolgten aber den Rath dieses Abts,

und

und waren sehr erstaunt, die Ketten angezogen, und den Rückweg abgeschnitten zu finden. Wir ließen unsre Pferde über die Ketten setzen, und fanden die Stadt ganz im Aufruhr und das Volk entschlossen die Diener des Königs zu verhaften, die man, um sie noch gehäßiger zu machen, mit dem Nahmen Mazariner belegte.

Ich fand einen Officier von meiner Bekanntschaft, der die Wache meines Viertels kommandirte. Diesem zeigte ich meinen Paß, worauf er meine Abreise gestattete, wenn ich anders mich vor vier Uhr auf dem Posten einfände, wo er kommandirte. Mein Verlangen, mich zu dem König zurück zu begeben, ließ mich dies Anerbieten annehmen, und der Officier hielt Wort.

Bei meiner Zurückkunft fand ich zu Saint Germain, daß der Krieg bereits beschlossen war, wobei man sich um das Schicksal der Getreuen des Königs in Paris wenig bekümmerte. Man scherzte und spöttelte sogar über diejenigen, die sich einiger Gefahr aussetzten, um sich zu der Person des Königs zu begeben. Endlich, als wenn Gott den Untergang des Staats beschlossen hätte, faßte man sogar den Entschluß, die Stadt Paris, um sie in Schrecken zu setzen, durch einen Herold auffordern zu lassen, den aber diejenigen, welche darin zu befehlen hatten, nicht hinein ließen.

Der Herzog von Longueville, der nach Coulommieres in Brie gegangen war, vermied auf seiner Reise Paris und gieng nach Saint Germain en Laye, unerachtet er der Gegen-Parthei versprochen hatte, auf ihrer Seite zu seyn. Ich glaube, daß er diesen Schritt blos in der Absicht that, um seine Creaturen in Rouen dadurch zu bestärken, daß er den Prinzen von Conti

mit sich nehmen wolle, der sich ebenfalls verbindlich gemacht hatte, den Parisern seinen Schutz zu lassen.

Der Herzog von Longueville machte seine Aufwartung, und als ich ihm mein Compliment darüber machte, daß das Parlement von der Normandie den König durch Abgeordnete habe seiner Treue versichern lassen, gab er mir mit voller Zuversicht und ziemlich unvorsichtig zur Antwort: es sind blos die vom Semester, woraus ich schloß daß er wohl dem König nicht so sehr ergeben seyn müßte, als er gern scheinen wollte. Ich sagte ihm darüber bei dieser Gelegenheit ein Wort im Scherz, und da ich nicht glaubte, daß seine hingeworfene Aeusserung aufgefaßt werden dürfte, so sagte ich der Königinn nichts davon. Mit nicht geringem Erstaunen mußte ich aber am folgenden Tag hören, daß der Prinz von Conti und der Herzog von Longueville, begleitet von dem Herzog de la Rochefoucault sich mit in Paris eingeschlossen hätten, wo den Herzogen von Elbeuf und Bouillon bereits das Kommando übertragen worden war.

Der Prinz von Conti gieng zu einer Sitzung ins Parlement und versicherte dabei, er sey entschlossen, für die Vertheidigung der gemeinen Sache und das allgemeine Beste zu sterben. Der Herzog von Longueville kam ebenfalls ins Parlement; konnte aber doch die Vergünstigung nicht erhalten, auf der Bank der Prinzen vom Geblüt, Pairs des Reichs und Ehren-Räthe (conseillers d'honeur) Platz zu nehmen. Da nun das Parlement dem Herzog von Bouillon bereits einen solchen Platz eingeräumt hatte, bezeugte der Herzog sich empfindlich darüber. Er reiste wenige Tage darauf ab nach Rouen, das er dahin vermochte, sich für Paris zu erklären, unerachtet man es nicht vermieden

hatte,

Digitized by Google

hatte, ihn Mistrauen blinken zu lassen, und seine Gemahlinn genöthigt worden war, im Stadthause zu wohnen, um zu einer Art von Geisel für die Treue ihres Bruders und Gemahls zu dienen.

Das Haus Vendome erklärte sich in der Person des Herzogs von Beaufort, ebenfalls für das Parlement. Der Hof blieb einzig auf Mittel bedacht, Paris zu bezwingen. Man erstaunte aber nicht wenig, als die Nachricht einlief, daß man in Flandern Truppen marschiren lasse, um dieser Stadt zu Hülfe zu kommen, und itzt sah man, was man nie hätte denken oder besorgen sollen, daß nämlich das Parlement Briefe vom Ausland erhielt und angesehne Personen abschickte, um von denselben Ausländern, mit denen der König würklich im Krieg begriffen war, Hülfe zu erbitten.

Der Hof machte dagegen ebenfalls eifrige Anstalten, die Hauptstadt mit Gewalt zum Gehorsam zu bringen. Während die darinn eingeschlossene alles anstrengten, um sich Lebensmittel zu verschaffen, that man von aussen alles mögliche, um dies zu verhindern. Unter diesen letzteren gab es jedoch immer welche, die aus Habsucht oder Liebe zu den Belagerten Mittel auffindig machten, ihnen Proviant zukommen zu lassen.

Ich wunderte mich, als ich hörte, daß der Präsident Bailleul, der doch Lieutenant civil und Prevot des Marchands gewesen war, sich überzeugt hielt oder stellte, wenn man die Bäcker von Gonesse verhindere, Brod dahin zu schaffen, so würde die Stadt darunter leiden, und sich ergeben müssen. Le Tellier, ein Mann von vielem Geist, war nicht dieser Meinung; dagegen aber hatte er sich eingebildet, die Truppen würden sich in

den Quartieren um Paris her ſtark und fett werden, während die Stadt nach ſechs Monaten Noth ſich genöthigt ſehen würde, um Gnade zu bitten. Eben dieſe Truppen, meinte er, würden dann im Stande ſeyn, zu dienen wo man wollte. Als er dies gegen mich äuſſerte, konnte ich nicht umhin, ihm zu ſagen: ich begreife nicht, wie ein ſo einſichtsvoller Mann als er, glauben könne, eine ſolche Sache könne auch nur vier Monate anhalten.

Man war, wie geſagt, einzig darauf bedacht, zu Saint Germain Mittel ausfindig zu machen, Paris, das ſich auf eine muthvolle Vertheidigung gefaßt machte, aufs Aeuſſerſte zu bringen. Der Kardinal glaubte indeſſen einige Zeit lang: der Prinz von Condé ſey mit ſeinem Bruder und dem Herzog von Longueville einverſtanden; er ſah aber in der Folge, daß er ſich hierinn geirrt hatte. Denn dieſer Prinz that alles, was in ſeinen Kräften ſtand, um die Pariſer zu ihrer Pflicht zurück zu bringen, und ſchonte, ſo viel ich bemerken konnte, weder Mühe noch ſelbſt ſeine Perſon, um zu dieſem Zweck zu gelangen.

Die Furcht bemächtigte ſich bald des Kardinals in dem Grade, daß er ſeine Nichten nach Sedan ſchickte. Der Prinz wurde erſucht, einen Vergleich mit den Pariſern zu vermitteln und ſchien auch geneigt dazu; ſo ſehr er aber auch den Weg der Güte wünſchte, ſo unterließ er dennoch dabei nichts, was dem Feldherrn und getreuen Diener ſeines Monarchen zukam. Man bemerkte jedoch, daß er das Verfahren des Kardinals nicht guthieß, der alles was bei ihm ſtand, verſuchte, um es dahin zu bringen, daß die Pariſer ihn um ſeine Vermittlung angehen möchten, indem er ſich die Miene gab, als wollte er ihnen den Frieden verſchaf-

schaffen, ohne daß es des Herzogs von Orleans oder des Prinzen dabei bedürfe.

Unterdessen hatten die Feinde ihre Truppen vorrücken lassen, schlugen aber auch vor, jemand nach Saint Germain zu schicken, um eine Beilegung des Zwists zwischen beiden Kronen zu versuchen. Man hielt es nicht für sachdienlich, diese Eröffnung von sich zu weisen, und schickte jemand an die Grenzen, um den Envoyé zu empfangen, und nach Hof zu bringen, und zugleich darauf zu sehen, daß er nicht mit den Parisern korrespondirte.

Triguet war dieser Envoyé des Erzherzogs. Der Kardinal gab ihm die erste Audienz, der ich beiwohnte, und worinn er bezeugte, daß Ihro Majestäten gar nicht abgeneigt wären, die Hände zu einem anständigen Frieden zu bieten; ohne jedoch, außer in ganz allgemeinen Ausdrücken, einer Zurückgabe einiger von der königlichen Armee besetzten Plätze zu erwähnen. Hiemit war aber Triguet nicht zufrieden, sondern er behauptete, vor allen Dingen müsse er, ehe er sich einlassen könne, der Zurückgabe der Eroberungen versichert seyn.

Was in einer zweiten Audienz vorgieng, kann ich nicht sagen, indem ich mich nicht dabei befand; sehr wahrscheinlich muß aber der Kardinal darinn ansehnliche Erbietungen gethan haben, um den Erzherzog zu vermögen, das Interesse des Parlements und der Stadt Paris aufzugeben. Doch läßt sich nichts mit Gewißheit davon sagen.

Nachdem Triguet beurlaubt und wieder nach Cambrai zurückgebracht war, fuhr man fort, zweierlei zu thun; eines Theils Paris zuzusetzen, andern Theils Vorschlägen zu einer Conferenz Gehör zu geben, in der man alle Anstöße auszugleichen hoffte.

Sie wurde endlich beschlossen und Ruel zum Ort der Zusammenkunft und Eröffnung ernannt. Das Parlement, die Stadt und die mit ihnen verbundenen Prinzen schickten Abgeordnete dahin. Die des Königs waren der Herzog von Orleans, der Prinz von Condé, der Kardinal, der Reichskanzler, der Marschall de la Meilleraye, der Abt de la Riviere, le Tellier und ich.

Wir stießen gleich anfangs auf eine Schwierigkeit, die sich nicht heben ließ, so sehr man auch darauf gesonnen hatte, sie durch ein schickliches Temperament zu umgehen, um dem königlichen Ansehen nicht zu nahe zu treten. Sie bestand darinn, daß die Parlementsdeputirten mit dem Kardinal, als einem erklärten Feind des Vaterlandes, als einem verurtheilten, für vogelfrei erklärten Majestätsverbrecher nicht in Unterhandlung treten wollten und dürften.

Wir antworteten ihnen zwar hierauf, es komme nicht ihnen zu, dem König vorzuschreiben, wessen er sich bedienen dürfte, da schon dies viel Gnade von ihm gegen sie sey, daß er mit ihnen in Conferenz zu treten geruhe. Wir hatten gut reden; ihre Hartnäckigkeit zwang uns, uns gefallen zu lassen, was sie haben wollten, weil man uns sagte, wenn die Conferenz sich so endige, daß die Ruhe im Reich wieder hergestellt würde, so würden Se Majestät den Ruhm davon ganz haben.

Um sie indessen nicht ganz durchdringen zu lassen, traf man die Auskunft, daß der Kanzler und le Tellier in ein andres Zimmer zu ihnen gehen und ihre Vorschläge vernehmen, dann wieder zu uns kommen und uns solche vortragen und endlich wieder hinüber gehen und ihnen hinterbringen sollten, was wir bewilligt oder abgeschlagen hätten.

Man hielt mehrere Conferenzen, in denen die Geschäffte ziemlich weit vorrückten; es fand sich aber eine

neue

neue Schwierigkeit, nämlich die Einwilligung der Königinn in das, was man von den Deputirten verlangt hatte, so zu erhalten, daß Sie ihnen beföhle, sich dem zu fügen; eine Form worein die Deputirten bereits gewilligt hatten. Da sie, um ihre Ehre zu wahren, die der Königinn verletzen wollten, so ersah man mich dazu, diese Fürstinn dazu zu disponiren, wobei ich ihr verheimlichen sollte, was mir davon bereits bekannt war. Allein unfähig einer solchen Treulosigkeit, machte ich Ihr meinen Raport, und rieth ihr am Ende, ihre Minister darüber zu hören, und dann zu thun, was sie ihr riethen, indem sie für sich und ohne deren Rath sich nicht zu dem verstehen könnte, was man verlangte.

Da die Frist des sichern Geleites abgelaufen war, so gieng man auseinander, verabredete aber zuvor: wenn Ihre Majestäten es gemächlich hielten, sollte eine Prolongation geschickt und dann die Sitzungen zu Saint Germain fortgehalten werden.

Man kam auch wirklich hier wieder zusammen, und nachdem die allgemeinen Angelegenheiten abgethan waren, suchte man auch das Interesse der Privatpersonen mit den Deputirten auseinander zu setzen. Der Graf von *** der das Wort führte, drang auf die Wegschaffung des Kardinals über die Grenze. Man gab ihm zur Antwort, der König gebe seinen Unterthanen Gesetze, und sey nicht gewohnt, sich welche von ihnen vorschreiben zu lassen. — Die Abgeordneten des Parlements und der Stadt sprachen aus eben dem Tone, wie der Graf, und verlangten noch überdies, das zu Rouen eingeführte Semester sollte wieder aufgehoben werden. Dies wurde ihnen zugestanden, und es war der einzige Vortheil, den der Herzog von Longueville davon hatte, daß er sich von seiner Pflicht entfernte.

Man

Man verlangte ferner, die Ansprüche des Herzogs von Bouillon, so wie auch das Haus Vendome sollten befriedigt werden. Man war allgemein willfährig in Ansehung des letztern; was aber den erstern Punct betrifft, — zu dessen Unterstützung der erste Präsident Molé angeführt hatte, es sey eine Souverainetät, um die man die Monarchie dadurch vergrößere, und ich hätte dem Eigenthümer billige gute Behandlung zugesagt — so erwiederte ich darauf: dies sey wahr, und ich habe bei dieser Gelegenheit nichts gethan, als was mir befohlen worden sey; ich habe mich aber wohl gehütet, zuzugeben, daß Sedan eine Souverainität sey. Die Gerechtsame des Königs seyen mir zu wohl bekannt, um einen solchen Verstoß mir zu Schulden kommen zu lassen, und er selbst könne als rechtschaffener Mann diese Unabhängigkeit nicht behaupten. Denn da er General-Procurator gewesen sey, so habe er Gelegenheit gehabt, die königlichen Urkunden öfters zu sehen, aus denen ihm bekannt seyn könne, daß Karl VI. den Herrn von Sedan (das zween Brüder damals ungetheilt besaßen) blos erlaubt habe, Mauern darum aufzuführen. Hieraus aber ergebe sich ganz klar, daß diese zween Cavaliere damals sich nicht hätten einfallen lassen, es unter einem so erhabnen Titel zu besitzen, den man ihm gegenwärtig so laut beilege, um den Preis davon zu erhöhen.

In Ansehung des Herzogs von Vendome sagte ich, allerdings hätte ich zwar bei der Unterhandlung über den Ersatz für das Gouvernement Bretagne geäussert, die Königinn würde die Verfügung treffen, daß ihm dafür die Admiralsstelle abgetreten würde: ich glaubte jedoch hierbei zweierlei erinnern zu müssen, was man mir unfehlbar zugeben würde. Einmal, daß wer seine Vermittlung in einer Angelegenheit verwendet, dadurch

durch sich nicht in Ansehung des Erfolgs verantwortlich mache; und dann, daß ich nicht habe voraus sehen können, das Haus Vendome werde sich von der Treue gegen den König entfernen und die der Königinn schuldige Ehrfurcht aus den Augen setzen. Hieraus nun zöge ich für mich die zweckgemäßen Folgerungen, stellte es aber übrigens Ihro Majestät anheim, Höchstdero Willensmeinung zu erklären.

Der Vergleich kam endlich nach mehreren Konferenzen zu Stande, und der Cardinal entschloß sich, mit dem Hause Vendome in Verwandschaft zu treten, was der Prinz anfangs guthieß, in der Folge aber tadelte.

Der Graf von Harcourt, der dem Könige bereits gedient hatte, wurde zum Kommando der Armee bestimmt. Der Prinz von Condé erklärte, er wolle von seinem Gouvernement Bourgogne Besitz nehmen, und sich zugleich der schönen Jahrszeit zu Wiederherstellung seiner Gesundheit und Anordnung seiner Angelegenheiten bedienen. Er war aber nebenher mit Eifer für das Interesse derer besorgt, welche die Häupter in der Empörung von Paris gewesen waren.

Ich bat die Königinn, dies wohl zu erwägen, und die nothwendigen Folgerungen daraus zu ziehen, indem ich mich überzeugt hielt, der Prinz stehe in Verbindung mit ihnen. Denn was sich hiergegen allenfalls noch wegen seines Bruders und Schwagers vorbringen ließ, fiel meines Erachtens weg, wo er mit Wärme sich für den Herzog von Bouillon interessirte.

Doch muß ich auch wieder dem Prinzen zum Ruhme nachsagen, daß er dem König einige Zeit abrieth, dem Herzog von Longueville das Gouvernement von

Pont

Pont de l'Arche zu übertragen; nachher aber änderte er seine Meinung und davon weiter unten. Was den Herzog von Bouillon betrifft, so unterstützte er dessen obschon sehr ungerechte Forderungen, wie wir sogleich hier sehen werden.

Sedan, das schon auf eine beträchtliche Summe geschätzt worden war, wurde auf Bitte dieses Herzogs um dreitausend Livres Einkünfte über den Anschlag erhöht, so daß der Kardinal, ohne zu wissen, warum, ihm hundert und achtzig tausend Livres geben ließ. Der Prinz und der Herzog gründeten hierauf die Hoffnung, daß man ihnen alles zugestehen würde, was sie wollten, ohne es erst genauer zu untersuchen.

Da der Prinz von Condé sich des le Tellier versichert hielt, so machte er ihm den Antrag, auf die Bittschrift des Herzogs den von den königlichen Commissarien aufgesetzten Proces verbal abzulesen. Le Tellier lehnte es aber ab, indem Sedan zu meinem Departement gehöre, und er also dadurch einen Eingriff in meine Rechte thun müßte, wo er nicht Lust habe.

Der Prinz kam hierauf, nachdem er vergeblich versucht hatte, ihn dazu zu bereden, zu mir, und machte mir denselben Antrag. Ich gab ihm darauf zur Antwort, ich sey jederzeit bereit, den Verbal Proceß sowohl als das Bittschreiben zu lesen; um aber die Ansprüche des Herrn Herzogs zu untersuchen, wie Se Hoheit zu wünschen schienen, müßte ich erst seine Gründe sowohl als die der königlichen Commissarien wissen, ehe ich ihr Verfahren billigen oder tadeln könnte.

Sie begaben sich weg, und ließen mir die Papiere des Herzogs von Bouillon zurück, in denen ich seine Forderungen, die erste ausgenommen, schlecht gegründet fand. Dies gab ich ihm zu verstehen, worauf er,

schlecht

schlecht erbaut von meiner Antwort, sich eilig zu dem Prinzen verfügte, um ihm seine Beschwerden darüber vorzutragen. Er brachte ihn mit zu mir. Ich legte ihm meine Beweggründe dar, und da er nichts darauf zu antworten wußte, sagte Sr Hoheit mir zornig: „Es „scheint Sie wollen den Herrn Herzog nicht begün„stigen!“

Ich suchte mich möglichst zu mäßigen und gab ihm zur Antwort: „Da ich das Amt eines Richters zu ver„walten habe, wolle ich mich weder für noch wider er„klären, sondern blos Recht und Billigkeit vor Augen „haben. Wenn ich aber je einer Partheylichkeit fähig wä„re, so müßte es zum Vortheil meines Gebieters seyn, „überzeugt, daß Gott mir dies weit eher vergeben wür„de, als wenn ich dessen Vortheil irgend einem an„dern nachsetzte.“

Da der Prinz und der Herzog anfiengen zu befürchten, wenn ich in dieser Sache referirte, möchte sie nicht zu ihrer Zufriedenheit ausfallen, so hatten sie den Einfall, zum Kardinal zu gehen, und ihm zu sagen, sie würden als ein Gnadengeschenk annehmen, was man der von den Commissarien zugegebenen Erhöhung beifügen würde. Er gab ihnen zur Antwort, man müßte allerdings mich erst in der Sache hören; auf alle Fälle aber dürften sie alles hoffen von seinem Einfluß und dem Vergnügen, daß es ihm jederzeit gewähre, sich ihnen gefällig zu erzeigen.

Der Kardinal konnte es nicht erwarten, bis ich meinen Vortrag in der Sache gemacht hatte, sondern gab mir zu verstehen, er erwarte, daß ich den Herzog begünstigen würde. Ich gab ihm aber zur Antwort, er möchte doch nur wenigstens erst meine Gründe hören. Daraus schloß er, er müsse sich geirrt haben, oder von dem

dem Prinzen und dem Herzog übereilt worden seyn, und da er ihnen einmal Willfahrung versprochen hatte, sagte er zur Königinn: ohne das Recht des Königs und des Herzogs genauer zu untersuchen, müsse man letzterm fünftausend Livres Einkünfte über den Anschlag bewilligen. Ueberdies ließ er ihm ein Geschenk von hunderttausend Thalern machen, ohne andre Gründe dafür anführen zu können, als seine Begierde, sehen zu lassen, daß die Austheilung der Gnadenbezeuguug von ihm abhänge.

Man wird sich stets wundern, daß der Kardinal dem Hause Bouillon Gnadenbeweise auswürkte, wenn man weiß, daß der Herr von Turenne, sein Möglichstes that, um die Armee des Königs, die er kommandirte, zum Dienst der Rebellen zu verführen, mit denen auch sein Bruder es hielt, dem dieser Monarch das Majestätsverbrechen vergeben hatte, daß er mit den Feinden des Staats verbündet öffentlich an der Spitze der Empörer gewesen war. Man wird, sage ich, sich nicht in das Benehmen dieser Eminenz finden können, wenn man sichs nicht durch die Vermuthung und Beschuldigung zu erklären sucht, er habe die beiden Brüder auf seine Seite zu ziehen gesucht, um sie in künftigen Unfällen dem König, oder doch seinen Feinden entgegen zu stellen. Auch hatte er sich beredet, durch ihre Vermittlung sich wieder mit dem Prinzen aussöhnen zu können, welcher laut sagte, der Kardinal habe in keiner andern Absicht den Einfall bekommen können, mit dem Hause Vendome in Verwandtschaft zu treten, als einzig, um sich des Schutzes von Seiten des Herzogs von Orleans und dieses Hauses, mit Geringschätzung des seinigen zu versichern.

Der Graf Harcourt hatte Befehl, Cambrai einzuschließen und zu belagern, und diese Unternehmung würde

würde auch würklich gelungen seyn, wenn er etwas mehr Zutrauen zu dem Glück des Königs gehabt hätte; denn eine kleine Unterstützung an Cavallerie war noch kein Grund die Belagerung aufzuheben. Weil er aber diesen Succurs für beträchtlicher hielt als er war, so glaubte er sich zurückziehen zu müssen, nachdem unsre Posten auf der Seite, wo der Herr von Turenne kommandirte, zurückgeworfen worden waren. Der Hof vernahm die Nachricht davon mit Schmerzen, es ist aber ziemlich wahrscheinlich, daß es dem Prinzen eben nicht sonderlich zu Herzen gieng.

Seine Mutter, welche während der Reise nach Bourgogne die Königinn nicht verließ, söhnte ihn mit dem Kardinal wieder aus, dessen Freundschaft er sich daher versichert hielt. Da nun noch überdies der Prinz von Conti durch den Vergleich das Gouvernement von Danvilliers erhielt, so erblickte das ganze Haus Condé darinn einen Beweis, daß der Prinz in Gunst stehe. Zwar blieb seine Mutter dabei noch immer voll Mißtrauens; sie wußte es aber zu verbergen.

Der Herzog von Longueville fuhr seiner Seits fort, Pont de l Arche zu verlangen, und der Gouverneur davon, der sich einige Zeit lang dagegen gesetzt hatte, gab endlich nach.

Um diese Zeit stiegen die Unruhen, die im Reiche gährten, höher, und verbreiteten sich bis in die entferntesten Provinzen, selbst in Provence, welches unternahm, was man nie gedacht hatte. Dies veranlaßte den Herrn von Emern, dem König die Einführung eines Semestre daselbst vorzuschlagen, wodurch Se Majestät beträchtliche Summen gewinnen und Ihr Ansehn auf immer in dieser Provinz sicherstellen würden;

denn wenn auch ein Semestre fähig seyn sollte, widrige Entschlüsse zu fassen, so würde das zweite ihm entgegen arbeiten, und überhaupt beide um die Wette bemüht seyn, sich für das königliche Interesse eifrig zu beweisen, um die Aufhebung der andern Parthei dadurch zu bewürken.

Der Kanzler hatte sich von Emery für dies Project einnehmen lassen, als wir uns einst im Zimmer des Kardinals befanden, wo diese Sache zur Sprache kam. Ich widersprach aber beiden, und zeigte Sr Eminenz, wenn der König darauf bestände, dies durchzusetzen, so würde die Provence sich unfehlbar empören. Ich führte hierzu als Gründe an, daß das Parlement zu Aix mit Männern von Stand besetzt sey, deren Verfall unvermeidlich sey, wenn die Sache würklich zu Stande käme. Natürlich würden sie also sich aus allen Kräften dagegen setzen, und alle Mittel hiezu aufbieten. Beim Anblick der Abnahme ihres Vermögens würden ihre Gattinnen sie und ihre Freunde zum lebhaftesten Widerstand anfeuern, und wenn dadurch zur Ungnade gereitzt, der König welche von ihnen bestrafen wollte, so würde die Provinz sich unfehlbar empören.

Der Kanzler und Emery, die sich durch meine Gründe nicht überzeugen lassen wollten, zogen auch den Kardinal noch auf ihre Seite, und dieser sagte zu mir: „Sie sehen, es sind zwei gegen Sie, und dennoch wollen Sie in einer Sache von solcher Wichtigkeit Ihre „Meinung durchsetzen?“ — Ich gab ihm aber zur Antwort, man müsse die Stimmen wägen, nicht zählen.

Ich erinnere mich hierbei noch eines andern Falls, wo der Kardinal ebenfalls verrieth, wie wenig Kenntniß

niß er von unsrer Verfassung hatte. Als ich ihm nämlich einst sagte, man müßte auf den Frieden bedacht seyn, fiel er mir bei, fragte aber doch, warum ich wohl so dringend dazu riethe? Ich antwortete: nicht nur weil er mir an sich nothwendig schiene, sondern auch, weil ich hell genug sehe um zu begreifen, daß der Krieg nicht fortgesetzt werden könne, ohne die schon bestehenden Auflagen beizubehalten. Da nun das Volk erschöpft und folglich außer Stand sey, eine solche Last länger zu tragen, so würde es dadurch unfehlbar zu einem Aufstand kommen; der König würde also einen doppelten Krieg, und Mühe haben, sich so vieler Feinde zu erwehren. — „Wie! sagte der Kardinal, eine „Last die schon seit zwanzig Jahren besteht, sollte unerträglich seyn? Das kann ich nicht glauben!" — Ich lenkte das Gespräch auf einen andern Gegenstand. —

Der Prinz, der eine Zeit lang das Interesse des Herzogs von Angouleme unterstützt hatte, gab es auf, als er sich mit dem Parlement verband. — Da das Parlement zu Paris sich der andern, besonders derer zu Aix und Rouen, angenommen hatte, so wurde das Semester bei beiden wieder abgeschaft.

Der Hof machte um diese Zeit eine Reise nach Amiens.

In dem diesjährigen Feldzuge fiel nichts Besonderes vor, außer daß während desselben an einer vollkommenen Aussöhnung zwischen dem Prinzen und dem Kardinal gearbeitet wurde. Da ersterer sich überzeugt hielt, daß man aufrichtig mit ihm handle, so kam er nach Paris zurück, wo sein Bruder und der Herzog von Longueville ebenfalls eintrafen. Der Prinz von Conti wurde im Staatsrath zugelassen, und zum Unglück

wußte man es zu einer Trennung zwischen dem Herzog von Orleans und dem Prinzen von Condé zu bringen.

Der Coadjutor von Paris erklärte sich als Feind dieses letztern. Was zwischen ihnen vorfiel, ist eins der merkwürdigsten Ereignisse in der Geschichte *). Ich kann mich hier nicht darauf einlassen, da ich, wie gesagt nur von Dingen reden will, an denen ich selbst Antheil hatte.

Der Prinz war kaum in Paris zurück, als er an dem Herzog von Orleans Kaltsinn gegen sich bemerkte; dennoch benahmen sie sich äußerlich mit vieler Artigkeit gegeneinander. Der Kardinal, dessen Geist sehr fähig war, Mißverständnisse zu erzeugen, brachte dem Prinzen Argwohn bei, und beredete ihn, der Coadjutor (ein Feind von Mazarin) stehe bei Monsieur in großem Credit, und habe beschlossen, den Prinzen, wenn er über die neue Brücke fahre, ermorden zu lassen.

Um die Herzoge von Epernon und Bouillon, das Haus Rohan-Guimené und die Gräfin Fiesko in sein Interesse zu ziehen, würkte der Kardinal um eben diese Zeit bei dem König aus, daß sie sich bei Audienzen bedecken dürften, und ihre Töchter, so wie auch diese Gräfinn, das Tabouret erhielten.

Sie wurden demnach in den Besitz dieser Ehre gesetzt; allein der Adel formalisirte sich darüber und sagte unter andern: unter der Regierung einer Frau und eines Kindes könne man freilich alles wagen. Er hielt eine Versammlung, die sich zu der Assemblée der Geistlichkeit schlug, welche um eben diese Zeit gehalten wurde. Diese beiden Stände schickten gemeinschaftlich Deputirte an den König, um über die eingerissenen Mißbräuche im Staat, Beschwerden zu führen, denen nur durch eine Versammlung der Notabeln abgeholfen werden könnte.

Der

Der Adel beschwerte sich dabei noch besonders, daß man gewisse Häuser vor andern, die ihnen doch in keiner Rücksicht nachstünden, distinguiren wolle.

Man versuchte alles Mögliche, um diese Versammlung auseinander zu bringen; da aber alle Bemühungen dagegen fehlschlugen, so wurden die ertheilten Vorzüge zurückgenommen, und man versprach die Zusamenberufung der Reichs-Stände.

Der Prinz billigte zwar nicht, daß diese Vorzüge so vielen Häusern ertheilt wurden; aber doch hätte er gern einige begünstigt gesehen, wie das von Bouillon. Darum lag er der Königinn unaufhörlich an, daß die Urkunde, wodurch der König sich verbindlich gemacht hatte, die einen zum Nachtheil der andern zu erheben, unterdrückt werden sollte. Zum Unglück für ihn war sie aber mir in Verwahrung gegeben worden, und ich nahm keinen Anstand, der Königinn zu sagen: diejenigen, die mir so sehr um deren Herausgabe anlägen, kümmerten sich wenig darum, was daraus etwa für Sie erfolgen möchte, setzten also Ihr Interesse ihrem eignen Privatvortheil nach.

Da Sie zweimal in mich drang, Ihr diese von le Tellier und mir unterzeichnete Schrift auszuhändigen, so sagte ich, um dies abzulehnen, sie könnte ja durch eine zweite widerrufen werden. Da aber dies denen, die dabei interessirt waren, nicht genügte, so giengen sie den Kardinal darum an, daß er mit mir darüber sprechen mußte.

Er thats, und tadelte mich dabei wegen der Schwierigkeit, die ich machte, der Königinn zu gehorchen. Nachdem er aber seine ganze Beredsamkeit erschöpft hatte, mich dahin zu bringen, wo er mich ha-

ben wollte, sagte ich ihm blos mit den Worten eines Heyden, er rede — — — — — —
— — — — — — — — — —
er irre aber, wenn er glaube, mich zwingen zu können, für ihn zu thun, was ich der Königinn verweigert habe; Ihre Majestät hätte das Recht, mir zu befehlen; Andre könnten versuchen, mich zu bereden; doch würde dies nicht ganz leicht seyn.

Die Eminenz steckte sich hierauf hinter die Königinn, welche mir sagte: „ich möchte gern einen Beweis Ihrer Affection haben. Sehen Sie zu, ob „Sie mir ihn wohl versagen könnten". — Gern hätte ich ihr wie Aeolus der Juno geantwortet [5]); ohne mich indessen der Worte Virgils zu bedienen, versicherte ich ihr: ich wüßte nichts, was ich nicht thun würde, wenn es darauf ankäme, mich Ihr gefällig zu erzeigen.

„Nun denn, sagte sie, so stellen Sie dem Prinzen „die Schrift zu, deren Zurückgabe er schon so lange her „so eifrig betreibt".

Ich versprachs und sagte es le Tellier, der mir unaufhörlich darum anlag, und dem Prinzen keine angenehmere Nachricht bringen zu können glaubte, wobei ich ihm zugleich sagte, ich hätte mich sogar erboten, sie ihm einzuhändigen.

Der Prinz schickte einen von seiner Dienerschaft zu mir, und ließ mir sagen, ich möchte ihn morgen früh erwarten, indem er nicht gerne wollte, daß ich nach seinem Palais gienge. Diese Aeusserung befremdete mich; indessen versprach ich, seiner gewärtig zu seyn.

Er kam auch richtig um neun Uhr. Ich gieng ihm entgegen, und stellte ihm die Papiere zu, die er so sehnlich gewünscht hatte. Indem ich ihm mein Compli-

pliment machte, erkundigte ich mich zugleich: warum er sich denn her bemüht und nicht habe zugeben wollen, daß ich zu ihm käme?

„Dies — antwortete er — that ich, weil man „sonst hätte denken mögen, Sie kämen zu mir, um zu „negociiren".

Nehmen doch, sagte ich, wohl Andre sich diese Freiheit, und wenn ich mir sie nähme, so würde man hoffentlich nichts dagegen haben können? Ich merke aber wohl, was dies heißt. Da ich es nicht gethan habe, so werden Sie es übelnehmen. Ich werde mich künftig darnach zu richten wissen.

„Lassen Sie uns ein paarmal in Ihrem Cabinet „auf und abgehen," — sagte er, und als wir darin waren, fuhr er fort. Sie haben mein Benehmen gegen die Königinn getadelt, ohne Zweifel aber blos, weil Sie nicht wissen, daß sie mir das Gouvernement von Pont de l'Arche versprochen, es aber nicht gehalten hat".

Ich gestand ihm, dies sey mir etwas ganz Neues, und befremde mich um so mehr, da er darauf gedrungen habe, es dem Herzog von Longueville zu verleihen, nachdem ich ihn doch hätte sagen hören: Lieber müsse man den dritten Theil des Reichs wagen, als dies thun; ich begreiffe, aus mehrern angeführten Gründen, nicht, warum er wohl von dieser Meinung abgegangen seyn müßte; aber bitten müßte ich ihn, mir es zu gut zu halten, wenn ich zweifelte, daß die Königinn es würklich versprochen hätte.

„Freilich hatt' ich mich in der Sache nicht eben „an sie gewendet, sondern an den Kardinal, der „mir versprach, sein Möglichstes zu thun, um mich zu „befriedigen". —

Dieser kann, antwortete ich, auch würklich sein Möglichstes gethan haben, ohne etwas auszurichten; und so hätten Sie also keine Ursache, sich über die Königinn zu beschweren, wohl aber, mit dem Kardinal zufrieden zu seyn.

Er gab mir hierauf eine Antwort, die mich so sehr befremdete, als die bittern heftigen Reden, deren er sich bediente, um seinen Zorn an den Tag zu legen. Ich sagte ihm daher: Ihre Ausdrücke und Gedanken, gnädiger Herr, sind empörend in Rücksicht auf die Verbindlichkeiten, die Sie der Königinn haben; denn Ew. Hoheit wissen wohl, daß diese Fürstinn keine Beleidigungen verdient. Wenn sichs ereignet, daß der Gebieter, um einen alten Diener nicht durch einen andern unterdrücken zu lassen, einen Schritt thut, der in Anspruch genommen werden könnte, so entschuldigt er sich mit seiner Freundschaft für den, den man unterdrücken will; kömmt aber eine Dame in denselben Fall, so wird es stets übel ausgelegt; denn wenn man ihr Ehrfurcht schuldig ist, so wird man getadelt, wenn man diese gegen sie aus den Augen setzt. Sie wissen wohl, daß die Königinn nicht so behandelt werden sollte, da es keine Wohlthat noch Gnade giebt, um die Sie bei Ihr vergebens angehalten hätten.

„Und was wären denn dies für Gnaden? Wollen „Sie wohl hier in Anschlag bringen, daß sie mir das „Gouvernement einer Provinz und eines Platzes ver„lieh? Dies hatte man schon meinem hochseeligen Va„ter noch vor dem Tode des vorigen Königs verspro„chen."

Meine Antwort war: ich gäbe zu, daß der Bischoff von Beauvais es versprochen gehabt, daß aber die Königinn diesem geistlichen Herrn es erst möglich gemacht habe, Wort zu halten.

Auſſer

Außer sich vor Zorn sagte er hierauf: „Und meine geleisteten Dienste rechnen Sie für nichts?!“

O, weit höher, als Ew. Hoheit selbst die Bescheidenheit nicht zuläßt. Da aber die Gelegenheit sich darbietet, so achte ich mich verpflichtet, Ihnen, gnädiger Herr, zu sagen, daß nicht der Staat Ihrem Glück seine Größe dankt, sondern daß vielmehr umgekehrt, Sie der königlichen Macht Ihren Ruhm zu danken haben. Jeder andre hätte können die königlichen Heere kommandiren, und dabei eben das Glück haben, wie Ew. Hoheit. Ehe Sie dem Staat beträchtliche Dienste leisteten, hätten andre es ebenfalls thun können. Hätte man aber alles belohnen sollen, wie Sie belohnt wurden, die ganze Monarchie hätte man darüber zerstückeln müssen.

Es schlug Mittag, und der Prinz Conti pochte an meine Cabinets-Thüre, um seinen Bruder zu benachrichtigen, daß es Zeit sey in die Messe zu gehen; denn es war Sonntag; sie hatten noch keine Messe gehört, und Prinz Conti war sehr andächtig. Dies machte also unsrer Unterredung ein Ende.

Von diesem Tage an schien das Zutrauen des Prinzen zu mir, gesunken. Indessen hielt er sich des Hofs, den er ganz zu lenken wähnte, und der Ruhe von Seiten des Herzogs von Orleans versichert, in der Voraussetzung, daß dessen Einfluß geringer sey, als der seinige. Die verwittwete Fürstinn schöpfte zwar aus dem Kaltsinn der Königinn einigen Verdacht; allein der Kardinal benahm sich gegen den Prinzen mit so tiefer Verstellung, daß auch die hellsehendsten endlich seiner Meinung wurden, die auf folgendem Raisonnement beruhte: „es würde äusserst schwer halten, mich „ohne die Einwilligung des Herzogs von Orleans zu

„arretiren. Da nun dieser vor dem Abt de la Rivie„re kein Geheimniß hat, so bin ich sicher, daß ich „nichts zu fürchten habe; denn der Abt würde mir un„fehlbar Nachricht davon geben, wenn er etwas dergleichen vernähme.“

Es gab indessen doch welche unter seinen Kreaturen, die Verdacht schöpften, und ihm riethen, sich lieber zu St. Maur als zu Paris aufzuhalten, um sich desto leichter entfernen zu können, wenn er etwas von einem Anschlag auf seine Person entdeckte.

Wer kann aber dem entgehen, was Gottes Vorsehung über ihn beschlossen hat? Der Kardinal erregte in dem Herzog von Orleans Argwohn gegen den Abt Riviere in Ansehung des Prinzen, und wußte ihm dann seine Einwilligung zur Verhafftung des Prinzen abzulocken, indem er ihm vorstellte, es sey ein hochherfahrender Kopf, der bei mehrern Gelegenheiten den Respekt gegen S. K. H. aus den Augen gesetzt habe; diese itzige Einwilligung sey ein Mittel zu zeigen, daß Er einzig dem König anhange, dessen Ansehen dadurch befestigt würde. Da überdies noch der Herzog von Freunden des Coadjutors, erklärten Feinden des Prinzen, umgeben war, so willigte er um so leichter in alles, was man von ihm verlangte.

Die Ausführung eines solchen Vorhabens hatte indeß ihre Schwierigkeiten; denn man mußte zu gleicher Zeit die beiden Brüder und ihren Schwager, den Herzog von Longueville, einziehen. Kein Ort schien bequem dazu als das Palais Royal. Auch wurde eine gute Anzahl Truppen dazu erfordert, um sie nach Vincennes zu bringen, weil der Prinz in Paris eine große Menge ihm ergebener Officiers von den auf seinen Namen geworbenen Truppen hatte, von deren Bravour aller,

allerdings zu besorgen war, sie möchten das äusserste wagen, um ihn wieder in Freiheit zu setzen.

Als dannoch der Tag zur Ausführung festgesetzt war, ließ man die Compagnien von den königlichen Haus-Truppen aufsitzen, und auf dem Roßmarkt aufmarschiren. Auf die Nachricht hievon fragte der Prinz beim Kardinal um die Ursache an, und erhielt zur Antwort: man habe Kundschaft, daß Descoustures sich davon machen wolle, und habe daher Truppen zusammengezogen, um sich seiner zu versichern.

Da Descoustures ein erklärter Feind des Prinzen war, so bezeugte dieser große Freude hierüber, und untersuchte die Sache nicht weiter. Man hatte ihn lange mit der Hoffnung hingehalten, denselben einzuziehen, und sogar äußerlich alle Mühe deshalb angewendet. Viele Leute glaubten indessen, man wolle blos den Schein davon haben, ohne die Sache selbst zu wünschen; nur der Prinz allein, überzeugt von der Redlichkeit des Kardinals, nahm für baares Geld, was man ihm vorspiegelte.

Als er sich einst mit mir hierüber unterhielt und dabei die Sache nicht so schwer fand, wie man ihm sie vorstellte, fragte ich ihn, ob er denn würklich Descoustures gefangen haben wollte; und als er es bejahte, versicherte ich ihn: ich verlange blos drei Tage um seinen Aufenthalt ausfindig zu machen, und dann würde ich blos einigen mir bekannten Offiziers von der Stadtwache Nachricht davon geben, die mir behülflich dazu seyn würden, Descoustures fest zu nehmen. Dies that ich auch würklich; und sie versprachen mir, von ihrer Seite möglichst dazu mitzuwürken.

Ihre Bemühungen waren nicht vergeblich. Sie entdeckten seinen Schlupfwinkel, und sagten mir, was man

man zu thun hätte, um sich seiner zu versichern. Ich sagte dies dem Prinzen; er sprach mit dem Kardinal, und — erhielt zur Antwort: „es würde die königliche „Gewalt kompromittiren heißen, wenn man jemand, der „in der Stadt, nahe an der Metropolitankirche wohn„te, einziehen wollte!" —

Ohne dies genauer zu prüfen, begnügte sich der Prinz damit und sagte mirs wieder. Ich gab ihm aber zur Antwort: „man könnte sich doch nie vorstellen, „daß ein Mensch, der in Furcht schwebt, seine Zuflucht „nicht an einen Ort nehmen würde, wo er nicht ohne „Schwierigkeiten aufgehoben werden könnte. Da es „indessen eine bedenkliche Sache ist, so liegt es auch „Ihnen ob, zuzusehen, ob die Münze womit man Sie „bezahlt, wohl auch von gutem Schrot und Korn sey. „Ich meines Theils muß Ihnen offenherzig bekennen, „daß ich sie nicht für voll nähme". —

Die Prinzen Condé, Conti und der Herzog von Longueville begaben sich in das Palis Royal, um angeblich den Staatsrath beizuwohnen. Ehe ersterer von Haus weggieng, warnte seine Mutter ihn, es giengen Dinge vor, die allerdings argwohnen ließen, man wolle ihn in Verhafft nehmen; denn, fügte sie hinzu, sie kenne die Hofluft aus eigner Erfahrung. „Was hab' „ich denn zu fürchten? — sagte er — der Kardinal „ist ja mein Freund". — Woran ich zweifle! sagte sie. — „Sie irren, erwiederte er, denn ich kann mich „auf ihn verlassen wie auf Sie!" — Die Fürstinn schloß mit den Worten: Gebe Gott, daß Sie nicht irren!

Die Königinn stellte sich unpäßlich, und blieb im Bette, um nicht durch eine Veränderung in ihren Gesichtszügen verrathen zu werden. Alle

Fein-

Feinde des Prinzen erschienen im Palais Royal mit ihren Degen. Diejenigen, die dem Conseil beiwohnen mußten, fanden sich zur gewöhnlichen Stunde ein, die zugleich zur Ausführung bestimmt war. Die Königinn sagte, man möchte in die Gallerie hinüber gehen, damit sie aufstehen könne; worauf der Prinz und bald nach ihm der Abt Riviere sich entfernten.

Da wir, der Graf von Avaux und ich, vor dem Kanzler da waren, wunderten wir uns, den Kardinal nicht zu finden. Da uns aber einfiel, daß man aus seinem Zimmer dahin kommen könne, so dachten wir, er werde es gethan haben.

Hier erklärte dann dieser heilige fromme Minister dem Abt la Riviere, was beschlossen worden sey, worauf ihm dieser antwortete: „Sie haben mir ein Ge„heimniß daraus gemacht; ich bin bei meinem Gebie„ter zu Grund gerichtet". Der Kardinal wollte ihn beruhigen; der Erfolg bewies aber, daß der Abt sich vollkommen gut auf die Denkungsart des Herzogs verstand, und daß der Hof ihn hatte stürzen wollen.

Der Graf d'Avaux und ich hatten eine Unterhaltung angefangen, und setzten uns damit zum Kamin. Der Kanzler und die Prinzen kamen auch dazu. Condé sagte zu ihm: „Wir haben eine Sache, die Renti„rer betreffend, die mir wichtig genug scheint, um eine „etwas sorgfältigere Untersuchung zu verdienen; denn „sie könnte leicht von unangenehmen Folgen seyn". — Da der Kanzler hingegen das Verhalten des Conseils rechtfertigen wollte, gab ihm der Prinz darauf zur Antwort: „die Sache verdient würklich, mit reifem, ruhi„gem Verstand erwogen zu werden. Was aber auch „darauf erfolgen mag, so werde ich wenigstens nicht här„ter und vielleicht wohl weniger darum getadelt wer„den, als diejenigen, die sich damit befassen". —

Wäh-

Während der Prinz hier mit dem Kanzler sprach, trat Guitaut, Capitain von der Leibwache der Königinn, nebst Cominge und einigen andern Officiers von seiner Compagnie, in die Gallerie; und der Prinz von Condé, der darin auf und nieder gieng, war nicht wenig betreten, da dieser, als er an ihn kam, ihm sagte: er habe Ordre, ihn nebst dem Prinzen Conti und dem Herzog von Longueville zu verhaften.

Condé kam zu uns her, um den andern zu sagen, sie seyen Gefangene im Namen des Königs, und Herr Guitaut habe Befehl, sich ihrer Personen zu versichern. Der Kanzler, der gar nicht um den gefaßten Entschluß gewußt hatte, war sehr betreten hierüber, und sagte endlich: es werde wohl ein Scherz von Guitaut seyn. Der Prinz gab ihm aber zur Antwort: „Gehen Sie „nur zur Königinn, und melden Sie ihr immerhin, wie „hier gespaßt werde. Ich für mich halte es für vollen „Ernst, daß ich arretirt sey."

Guitaut trat hierauf vor, um den Prinzen in den Garten hinab gehen zu lassen. Vor der Thüre stand ein Wagen bereit. Der Prinz sagte zu mir noch mit viel Güte und Stolz zugleich: „Herr Graf, da ich oft „Beweise von Ihrer Freundschaft und Großmuth er„halten habe, so verspreche ich mir, daß Sie dereinst „dem König meine geleisteten Dienste bemerklich ma„chen werden". Der Prinz Conti umarmte mich und nahm Abschied von mir.

Nie hat wohl jemand, in welchem Stand er auch gebohren seyn möchte, einen harten Glückswechsel mit mehr Gleichmuth ertragen, als diese Prinzen. Auf die Aeußerung des Herzogs von Longueville, man müsse zu entkommen suchen, antwortete der Prinz Condé: jeder Ausgang ist besetzt; und Conti setzte hinzu:

zu: „Gott hat mich erhört; denn oft schon wünschte ich, „wenn Ihnen ein Unfall zustoßen sollte, ihn mit Ihnen „zu theilen.“

Guitaut drang in sie, sich wegzubegeben. Sie machten auch keine Schwierigkeit und als sie in den Garten hinabgiengen, kamen die Königinn, der Herzog von Orleans und der Kardinal in die Gallerie. Dieser wollte die Gründe anführen, warum Ihro Majestät dies Verfahren für nöthig erachtet hätten, und bezeugte offenbar seine Freude über das von ihm gehofte Frohlocken des Volks; doch fragte er mich, was ich von der Sache hielte.

Meine Antwort war: „ich wäre nicht gewohnt, „zu tadeln, was die Gebieter thäten; da indessen die „öffentliche Freude blos von dem Haß herrührte, den „man gegen den Prinzen darum gefaßt habe, weil man „ihn für einen Freund Sr Eminenz hielte, so würde „man in acht Tagen seinen Unfall beklagen, in vierzehn „sich nach ihm sehnen, und überall seine großen Thaten „im Dienste des Königs zum Gegenstand der Unterhal„tung machen“.

Empfindlich darüber, daß ich nicht seiner Meinung war, sagte der Kardinal zu mir: der Prinz liebte Sie nicht!

Richtig — sagte ich — und Ihnen hatte ich es zu danken. Da indessen unsre Uneinigkeit blos mit Kreide angezeichnet war, so fuhren wir mit einem feuchten Schwamm darüber; und so sey sie vertilgt und vergessen.

Es verdroß ihn, daß ich nicht Feuer fangen wollte; er setzte daher hinzu: der Prinz achtete Sie nicht!

Itzt

Itzt mußte ich ihm antworten: ich hätte Ursache, vom Gegentheil überzeugt zu seyn, nicht nur weil sein Benehmen gegen mich im Augenblick seines Falles mir dafür bürgte, sondern auch weil ich mein Verhalten nach genauer Prüfung so rein fände, daß ich mich dadurch wohl nicht der Achtung eines Mannes von Rechtschaffenheit und Ehre verlustig gemacht haben könnte.

Um unsrer Unterhaltung ein Ende zu machen, sagte er hierauf: „Die Königinn hat Sie dazu ersehen, der Fürstinn die allerhöchste Verfügung zu hinterbringen, mit dem Beisatz: daß alles zum eignen Besten der Prinzen und ihrer Häuser geschehen sey. „Denn es ist doch allemal besser, man erfährt Nachrichten dieser Art durch Freunde als durch Feinde; „wäre es auch blos darum, weil jene getreu erzählen, „diese aber leicht vergrößern oder verringern; was oft „viel Unheil stiftet!“ —

Ich befolgte den erhaltenen Befehl und gieng in das Hotel de Condé, wo ich ziemlich lange auf die Fürstinn zu warten hatte; denn sie war ausgefahren. Sie erfuhr daher diese unangenehme Nachricht nicht von mir zuerst, sondern von der Frau Herzoginn von Longueville, die ihr ein Wort ins Ohr sagte, ehe ich anfieng meinen Auftrag auszurichten. Sie schien unruhig darüber zu werden; ihre Geistes-Stärke und Gegenwart aber ließen sie nichts sagen, was ich der Königinn nicht hätte wiederholen können.

1650.

Die Herzoginn von Longueville verließ Paris, und entschloß sich, nach der Normandie zu gehen. Sie war zum Theil Ursache, daß der König nach Rouen reiste, von

von wo aus er die Städte Dieppe und Caen auffordern ließ, die sich auch ergaben. Nachdem sie sich eine beträchtliche Zeit lang an verschiedenen Orten des Königreichs verborgen gehalten hatte, gieng sie nach Stenai; dort begann sie, unter dem Vorwand einer ungerechten Verhaftung ihrer Brüder und ihres Gemahls, Krieg zu führen.

Nach einigem Aufenthalt zu Rouen kam der König nach Paris zurück, von wo er bald wieder nach Bourgogne abreiste. Der Herzog von Vendome, der das Gouvernement von dieser Provinz hatte, belagerte die Stadt Bellegarde, welche kapitulirte, und hierinn dem Beispiel des Schlosses von Dijon und der übrigen Plätze folgte.

Nachdem die Ruhe in Burgund hergestellt war, kam der König wieder nach Paris, gieng aber von da nach Guienne, weil die Nachricht einlief, Bourdeaux habe sich für die Prinzen erklärt, nachdem es die Prinzessin Conde und die Herzoginn von Longueville aufgenommen hatte. Der König beschloß es zu belagern, und um den Einwohnern allen Verdacht deshalb zu benehmen, nahm er das Gouvernement davon dem Herzog von Epernon ab, dessen Haus so wie das Schloß Trompette von dem Volk geschleift worden war, das nach Spanien und Engelland um Hülfe schickte.

Der Herzog von Bouillon, der sich mit den Prinzessinnen vom Geblüt in diese Stadt eingeschlossen hatte, ergriff die Waffen gegen den König. Ein gleiches that sein Bruder, der in spanische Dienste trat. Das Commando der Landarmee erhielt der Marschall de la Meillerage; das zur See Dognon. Nach einigen Tagen Belagerung kapitulirte Bourdeaux, und öffnete seine Thore dem König, an welchen das Pariser Parle-

ment einige aus seinem Mittel abgeordnet hatte, und in allem die von Bourdeaux begünstigte.

Der König begab sich nach Guienne auf dem gewöhnlichen Weg. Ich folgte ihm, so wie auch Servien, der sein Logis vor den Staats-Secretärs haben wollte, und sich hinter den Kardinal steckte, um den Befehl dazu an die Quartiermeister auszuwürken. Dies gelang ihm zu Angouleme, und da es eine unerhörte Sache war, so hielt man es sehr geheim.

Der Hof reiste von da nach Aubeterre; hier kam der Streit zum Ausbruch, und eine sehr unbedeutende Sache gab Anlaß zu einer Zänkerei, deren Servien sich nicht versehen hatte. Der Lärm kam von meinen Leuten her, die mir die Ordre der Quartiermeister meldeten, worüber ich mich bei der Königinn beschweren zu müssen glaubte, wobei ich mich freilich etwas hitziger äußerte, als ich sollte. Man beobachtet aber nicht immer die Regeln des strengen Wohlstandes, wenn man würklich beleidigt ist. Ich sagte also Ihro Majestät: ich hätte nie gedacht, daß Sie mir meine Ehre würde entziehen wollen.

„Wie? sagte sie, und dies wäre würklich geschehen? Es ist mir nicht in den Sinn gekommen".

Ja dies ist würklich geschehen, durch den Befehl, daß Herr Servien vor mir logirt werden sollte, da er doch sonst mein Recht so gut anerkannte, daß er so oft wir auch zusammen logirten, jedesmal meinen Nahmen dem seinigen vorsetzen ließ. Itzt aber, gnädigste Frau, müssen wir hören, daß, ohne mich noch die Herrn Staats-Secretärs zu hören, zu seinem Vortheil entschieden sey.

Die

Die Königinn sagte mir, was man ihr angeführt habe, um für Servien zu entscheiden, und setzte hiezu: er sey Minister.

Ich antwortete ihr etwas zu rasch: ich kenne deren keine, als zu Charenton und in der Rue des Maturins!

Dies mißfiel Ihr; doch ließ sie sich damals nichts merken, vielleicht aus Nachsicht gegen meine Empfindlichkeit. Ich erhielt sogar von Ihrer Gnade, daß unsre Gründe gehört und uns Recht verschafft werden sollte.

Am folgenden Morgen gieng ich zum Kardinal, um mich bei ihm zu beschweren, daß er Serviens Parthie gegen mich genommen hatte. Er that alles Mögliche, um meine Geduld zu ermüden, und es dahin zu bringen, daß ich wieder weggienge; ich war aber fest entschlossen, ihn zu sprechen, und da er sah, daß seine List nichts verfangen wollte, so mußte er mich endlich vorlassen.

Ich stellte ihm mein Recht und den Grund meiner Beschwerde vor, und da ich sahe, daß er mir nichts antwortete, sagte ich noch: Herr Servien wollte mich angreifen; ich werde mich aber vertheidigen, da man mir nicht Recht schaffen will.

Dies faßte der Kardinal auf, um mir zu sagen: „er wird sich schon zu helfen wissen, und sollte er nicht „stark genug seyn, so hat er mich zum Sekundanten". —

Ohne mich dadurch schrecken zu lassen, antwortete ich ihm: bei der Würde, mit der Sie bekleidet sind, und bei der, die Sie in Frankreich haben, sollten Sie diese Sprache nicht gegen mich führen. Doch wird sie mich übrigens nicht abhalten, meinen Gang fortzugehen, und es wird sich zeigen, was daraus entsteht.

Ich begab mich weg, und bei dem nächsten Nachtquartier des Königs zu Contras wurde ich wieder in den Besitz meines Rechts eingesetzt, Servien unbeschadet, d. h. mit Vorbehalt für ihn, seine Ansprüche durchzuführen. —

Von Contras gieng der Hof nach Libourne, wo die Abgeordneten des Parlements von Paris Audienz erhielten.

Die Siegel, die man dem Kanzler nahm, wurden dem Herrn von Chateauneuf gegeben, der mit le Tellier zu Paris blieb, um zu beobachten, was daselbst vorgienge, und den Herzog von Orleans zu bewachen, d. h. darauf zu sehen, daß er sich weder von den unruhigen Köpfen im Parlement, noch von den Freunden der Prinzen, noch denen des Coadjutors einnehmen ließe. Denn so wenig er auch Neigung für diese hatte, so merkte man doch auch Haß und Verachtung gegen die Regierung an ihm. Le Tellier bemerkte, sobald er zuerst mit Ihm spreche, könne er ziemlich zufrieden mit Ihm seyn; sobald aber der Siegelbewahrer oder sonst jemand mit ihm gesprochen habe, scheine er ganz umgeändert.

Unsre Rückkehr nach Paris wurde beschleunigt durch einen panischen Schrecken, den der Kardinal zu Bourdeaux nicht verbergen konnte, und durch sein Verlangen zu verhindern, daß der Herzog von Orleans sich nicht zum Partheihaupt in den Provinzen jenseits der Loire erklären möchte.

Ich hatte nichts zu thun bei dem Vergleich von Bourdeaux, theils weil ich bei dem Kardinal nicht in Gna-

Digitized by Google

Gnaden stand, der sich blos Serviens Rath bediente, theils weil ich zu Bourdeaux krank wurde. Ich befand mich außer Stand von Geschäften reden zu hören, und war sogar, als der König nach Bourdeaux abgieng, so schwach, daß ich ihm nicht dahin folgen konnte. Während dieser Krankheit erhielt ich so viele Beweise von den gnädigen Gesinnungen Ihrer Majestäten, daß ich sie aus Bescheidenheit übergeben zu müssen glaube.

Da die Königinn mir befohlen hatte, mich zu ihr zu verfügen, sobald meine Gesundheit es mir gestatten würde, so schiffte ich mich zu Blaye, wohin ich der Luftveränderung wegen gegangen war, ein, und war kaum zu Bourdeaux angelangt, als ich erfuhr, daß die Synoden von Oberlanguedoc und Oberguyenne sich versammelt hätte, unerachtet es ihnen durch die Edicte verboten war; und daß sie sogar die Frechheit gehabt hätten, Abgeordnete an den König zu schicken. Ich war der Meinung, man sollte ihre Deputirte nicht annehmen, Servien aber, der das Gegentheil behauptete, bewürkte, daß sie Audienz erhielten. Ich that mein Möglichstes um es zu hintertreiben, und da das Recht offenbar auf meiner Seite war, so führte man mir als Grund dafür an, wenn der König diese Deputirten nicht hörte, würde es einen schlimmen Eindruck machen, und zwar nicht allein bei denen, die sie geschickt hätten, sondern auch bei allen ihren Religionsverwandten überhaupt; in der gegenwärtigen Lage der Dinge aber sey es gegen das königliche Interesse, sie vor den Kopf zu stoßen; dabei gebe es noch überdies ein Staats-Temperament das man treffen könnte, und das sie auch sich gefallen lassen zu wollen schienen.

Dies Temperament bestand nun darinn, daß man sich der Ausdrücke: die an Uns Abgeordneten

bedienen wollte, ohne der versammelten Synoden Meldung zu thun. Darauf nun antwortete ich, dadurch würde zwar einigermaßen der äußere Schein gerettet; man müsse aber doch sich auf einen festen Fuß mit ihnen setzen, so daß man sie zum Schweigen bringen könne, wenn sie ihrem Versprechen zuwider handeln wollten. Dies wurde so ausgemacht, wie man uns hinterbrachte, aber nicht ausgeführt, denn der König hatte mißliebig zu bemerken, daß einer seiner Unterthanen den Respect gegen Ihn aus den Augen setzte.

Der Hof schickte sich an, nach Paris zurückkommen, wo die Feinde der Prinzen den Herzog von Orleans so eingenommen hatten, daß er darauf antrug, ihre Bewachung sollte ihm überlassen werden. Der Hof sah die Folgen davon, und dies gab dann mancherlei zu thun.

Die Königinn wurde unterwegs krank, und war genöthigt, zu Amboise zu bleiben, wo sie Zufälle bekam, die bei ihren Getreuen Besorgnisse erregten, für ihre Person sowohl als in Ansehung des Königs, der dadurch unter die Vormundschaft seines Onkels gekommen wäre. Sie hielten unter sich Rath, um die Freilassung der Prinzen zu bewürken, wenn dieser Fall einträte, indem sie wohl einsahen, daß zu Befestigung des königlichen Ansehens zwei Partheien am Hofe seyn müßten, da bereits eine schon da wäre, von der man alles zu befürchten hätte; da mehrere Officiere sich dem Herzog von Orleans ergeben hätten; da unruhige Köpfe seine Protection suchten; und da alle zusammenwürkten, um ihn mächtig zu machen, und die Königinn zur Abtretung des Ruders an ihn, zu vermögen.

Da die Gesundheitsumstände dieser Fürstinn sich ein wenig besserten, so gieng sie von Amboise ab, und beschloß sich zu ihrer Erhohlung einige Zeit zu Fontainebleau aufzuhalten. Le Tellier gieng dem Hof entgegen, und bestätigte dabei, was er schon geschrieben hatte, daß es nämlich nicht schwer halten würde, den Herzog von Orleans zu lenken, wenn nur niemand um ihn wäre, der sich ein solches Uebergewicht bei ihm zu verschaffen wüßte, wie der Siegelbewahrer.

Dieser sagte nichts gegen le Tellier, und berief sich auf dessen Zeugniß, wie er sich erboten habe, den Herzog von Beaufort arretiren zu lassen. Le Tellier gab dies zu, zweifelte aber, ob das Erbieten je zur Ausführung gekommen seyn würde, und glaubte hiervon sichre Beweise zu haben.

Monsieur, der eine gewisse Abneigung zeigte, nach Fontainebleau zu kommen, gab dadurch ziemlich deutlich zu erkennen, sein Gewissen habe ihm mancherlei vorzuwerfen, und es war auch ganz ausgemacht, daß er mit den Frondeurs in Verbindung stand, und darauf ausgieng, den Kardinal zu verdrängen.

Dieser, einzig auf seine Erhaltung bedacht, stimmte die Königinn schon zu Bourg dahin, daß sie die Prinzessin Condé und die Herzoginn von Longueville sprechen sollte, nicht etwa um ihnen Höflichkeiten zu erzeigen, sondern blos um den Herzog von Bouillon zu gewinnen, und dies brachte manche Personen auf die Vermuthung, daß hier der Grund zu der Freundschaft zwischen ihnen gelegt worden sey, die bis an den Tod dieses Herzogs dauerte. Er konnte indessen seinen Bruder, den Vicomte von Turenne, nicht sogleich aus dem spanischen Dienst wegbringen, so sehr auch dieser selbst wünschte, sich auszusöhnen, und seine Rathschläge zu befolgen.

Die Herzoginn von Longueville dagegen gieng von Bourdeaux nach Stenai, und that alles Erſinnliche, um Turenne bei der ſpaniſchen Parthei zu erhalten, indem ſie ſich von dieſer Krone eine vollkommene Verwendung für ihre Brüder verſprach.

Da der Kardinal ſich zu Paris nicht ſicher glaubte, ſo ſagte er, die Angelegenheiten des Königs riefen ihn nach Champagne. Er gieng hin, und da er es über ſich erhalten hatte, etwas Aufwand zu machen, ſo bewürkte er die Einnahme von Rhetel. Der Herr von Turenne, welcher befürchtete, wenn er nicht zum Erſatz anrückte, würde man ihm den Verluſt des Platzes zur Laſt legen, brach auf, wurde aber angegriffen und geſchlagen, von dem Marſchall du Pleſſis Praslin, der das Kommando der Grenz-Armee hatte.

Da dieſer Sieg den Kardinal aufblähte, verlangte er Marſchallsſtäbe für diejenigen, die unter du Pleſſis kommandirt hatten, und begriff darunter auch den Herrn von Etampes, um dadurch dem Herzog von Orleans zu höfieren. Grancey, der ihn eben ſo gut verdient zu haben glaubte als dieſe, verlangte mit Drohungen gleiche Gnade, und ertrotzte ſie auch würklich von der ſchwachen Regierung. Da er nämlich Commandant von Gravelines war, machte er ſich dahin auf den Weg, und ſagte ganz laut: wenn man ihn nicht auch zum Marſchall mache, ſo werde er ſchon wiſſen was er zu thun habe. Man rief ihn zurück und that was er verlangte.

Die Krankheit der Königinn hielt an, und Monſieur, der ſie täglich beſuchte, wenn ſie ihre ſchlimmſte Stunde hatte, unterhielt ſie dabei gewöhnlich mit unangenehmen Dingen. — Der Kardinal, der gröſte

Dinge

Dinge für den Staat gethan zu haben wähnte, eignete sich den Ruhm zu, eine Armee besiegt zu haben, die er nicht einmal gesehen hatte; und unter diesem Vorwand wurden seine Freunde zu der ersten Würde im Staat emporgehoben worden. Er söhnte sich mit Monsieur aus, durch den Marschall von Etampes, und dies veranlaßte ihn, nach Paris zurück zu kommen. Weil er aber sich vor dem Volk fürchtete, so vermochte man den König ihm entgegen zu fahren, und da die Gegenwart Sr Majestät ihn schützte, erschien er wieder öffentlich und trat die Geschäftsführung wieder an, die er selbst in seiner Entfernung nicht aufgegeben hatte, indem bei Hof nichts ohne sein Vorwissen vorgenommen wurde.

Er hatte indessen dennoch eine doppelte Kränkung zu verschmerzen. Das Parlement that unaufhörlich Vorstellungen gegen ihn, selbst in seiner Gegenwart, und legte dabei die Unruhen im Staat ihm zur Last; die Frondeurs aber drangen beständig darauf, daß die Prinzen, die zu Vincennes waren, nach der Bastille gebracht, und ihnen zu bewachen gegeben werden sollten, indem, wie sie gerade heraus sagten, der Kardinal sich zum Herrn ihres Schicksals machen, und wenn er eine Parthei mit ihnen formire, die ihrige sehr dadurch geschwächt werden würde.

Der Tod der verwittweten Fürstinn erhöhte noch die Hoffnung der Feinde ihrer Kinder, und diese besorgten mit Recht, der Hof möchte sie endlich an ihre Gegner ausliefern. Es war ziemlich sonderbar, daß die Frondeurs für Vertheidiger der Prinzen gelten wollten; aber sie glaubten dem Kardinal zu schaden, gegen den sie ihren Groll nicht verbergen konnten.

Eines Tags fragte ich den Kardinal, ob er es nicht müde sey, sein Verhalten verschreien zu lassen, und

ob es nicht beſſer wäre, er vergliche ſich mit den Prinzen, als daß er von ihren gemeinſchaftlichen Feinden ſo viele Mißhandlungen erduldete.

„Wenn die Frondeurs — gab er mir zur Ant„wort — nicht beſtimmt in zwei Tagen thun, was „man von ihnen verlangt, ſo ergreife ich die Parthie, „die Sie mir vorſchlagen".

Ich verſetzte darauf, er möchte ſich wohl vorſehen, ob es dann auch noch Zeit ſeyn dürfte.

Er erhielt von der Herzoginn von Eguillon, daß ſie die Citadelle von Havre dem Herrn von Bar anvertraute, in den er vollkommenes Zutrauen ſetzte, und der die Prinzen, die er bisher in Vincennes bewachte, von nun an zu Havre in Verwahrung hatte. Dies machte ihre Anhänger ſowohl als ihre Gegner ſtutzig. Manche glaubten ſie unrettbar, weil man den Ort ihrer Gefangenhaltung wechſelte, und einer ihrer getreueſten äußerte ſeinen Kummer darüber gegen mich.

Ich ſagte ihm aber, er möchte ganz ruhig ſeyn, indem die Prinzen nächſtens wieder auf freiem Fuß ſeyn würden. Meine Gründe waren: daß ihre Feinde uns darum anlägen, und da das Intereſſe des Kardinals damit zuſammenträfe, ſo würde er ſich unfehlbar dazu entſchließen, nachdem er erſt die Bedingungen feſtgeſetzt und ſich von ihrer Seite geſichert hätte. Dies war es eben, worüber die Feinde der Prinzen ihre Troſtloſigkeit nicht verbergen konnten, denn ſie beſorgten mit Recht, bei ihrer unausgeſetzten Mißhandlung des Kardinals und Beleidigung des Hofs möchte man ihnen endlich Perſonen entgegenſtellen, welche fähig wären, ihrer Frechheit und ihrem Uebermuth Einhalt zu thun.

Sobald

Sobald die Frondeurs hörten, daß die Gefangenen nach Havre gebracht worden seyen, lagen sie dem Kardinal unaufhörlich um die Freilassung der Prinzen an, indem sie wohl unschuldig seyn müßten, da man nach einer jährigen Hafft ihnen ihren Proceß noch nicht gemacht habe.

1651.

Da der Premier-Minister sich außer Stand sah, sich durch die von ihm während seiner Administration geschwächten Macht der Königinn, länger zu behaupten, beschloß er, das Reich zu verlassen, nachdem er erst die nöthigen Verfügungen zu Freistellung der Prinzen ausgewürkt hatte. Er entschloß sich sogar, sich selbst zu ihnen zu begeben, und zu sehen ob er sie vermögen könnte, seine Vertheidigung und Protection zu übernehmen. Er hielt dies sehr geheim, bis den Tag vor der Nacht, in welcher er sich davon machen wollte; nun entdeckte er sich einigen, und äußerte sich auch gegen mich in Gegenwart der Königinn, mit dem Beisatz, in Fällen, wo ich zum Besten Sr Majestät mich nach Rath umsehen möchte, sey er erbötig, mir seine Meinung jedesmal aufrichtig zu eröffnen. Er wollte, ich sollte ihm die meinige über sein itziges Vorhaben entdecken, nachdem er mir zuvor erklärt hatte, seine Absicht gehe einzig dahin, dem Publikum deutlich zu zeigen, daß es nicht ihm sondern dem königlichen Ansehen gelte; überzeugt, daß die Uebelgesinnten nicht aufhören würden, Schritte zu thun, die in einer Monarchie nicht geduldet werden könnten.

Ich dankte ihm für seine Artigkeit gegen mich, und lobte seinen Entschluß; noch wollte er mich darum noch nicht unter seine Freunde und Ergebene zählen. Er konnte seinen Haß auf meine Tochter, die

Mar-

Marquise von Gamaches nicht verbergen, sondern sagte zu mir: „im Wagen der Prinzeß von Orleans hat sie „bitter auf mich losgezogen".

Ich versicherte ihn, dies sey ungegründet, und meine Tochter und ihr Gemahl seyen dazu Sr Eminenz zu sehr ergeben. Auf seine Erwiederung, daß ich mich hierinn irre, versetzte ich, dies könne nicht seyn; sollten sie sich indessen dennoch einigermaßen in Ansehung Sr Eminenz vergessen haben, so wären sie zu entschuldigen, indem sie von ihm sehr mißhandelt worden seyn.

Hier flammte das Blut ihm ins Gesicht, der Zorn verschlang die Vernunft, und er fuhr heraus: „Sie „zeigen deutlich, daß Sie ein schlechter Hofmann sind: „Sie sollen aber wissen, daß ich Sie geringer schätze, „als den Boden auf den Sie treten!" —

Sie sollten, Monsieur — erwiederte ich — von meiner Rechtschaffenheit überzeugt seyn, und mußten wissen, daß Sie mit keinem schlechten Menschen reden. Da Sie sich aber einmal so weit gegen mich vergangen haben, so mögen auch Sie wissen, daß, hielte die Ehrfurcht gegen die Königinn mich nicht zurück, Sie nicht so leicht wieder zur Stadt hinaus kommen sollten, als Sie herein gekommen sind!

Um indessen der Königinn einen Verdruß zu ersparen, verließ ich ihr Oratorium, und wartete im Zimmer, ob Sie mir etwas aufzutragen hätte.

Ich hörte daß der Kardinal, als er mit Ihro Majestät allein war, Ihr seinen Verdruß darüber bezeugt hatte, daß sie mir nicht den Text recht gelesen habe, daß aber die Königinn ihm zur Antwort gab: „Sie „woll-

„wollten aber auch einem Cavalier zu nahe treten, deſ„sen Handlungen Ihnen doch hätten beweiſen ſollen, daß „er nicht der Mann darnach iſt, ſich ungeſtraft beleidi„gen zu laſſen, und der noch überdies Ihnen nichts ge„ſagt hatte, was Sie als Beleidigung aufzunehmen „hatten".

Da er ſich hierauf mit mir wieder ausſöhnen wollte, ſchickte er le Tellier an mich, und ließ mich zu ſich auf ſein Zimmer bitten. Ich ſagte dieſem, ich wäre nicht abgeneigt, nur möchte ich zuvor gern wiſſen, in welchem Ton die Eminenz mit mir ſprechen würde. „Denn, ſagte ich, wollte er in demſelben Tone fortfah„ren, den er bereits gegen mich verſuchte, ſo könnte „ich mich nicht mäßigen. Ich bitte Sie alſo mich „nicht in eine Lage zu bringen, die ich gern vermeiden „möchte".

Le Tellier bürgte mir für den Kardinal, und führte mich nach deſſen Apartement, wo ich wieder weggieng, ohne Urſache gefunden zu haben, mich irgend zu beſchweren. Ich begab mich darauf nach Hauſe, wo ich bald erfuhr, daß er in geringer Begleitung am folgenden Tag nach der Normandie, wo ihn unterwegs ſeine beßten Freunde erwarteten, abgegangen ſey, in der Abſicht, mit den Prinzen zu unterhandlen, und ſich der ausgewürkten Befehle entweder zu bedienen, oder ſie zu verbrennen, im Fall ſie unnütz wären. Sie waren an de Bar gerichtet, und giengen auf pünktliche Befolgung alles deſſen, was der Kardinal ihm befehlen würde.

Perſonen, welche Zeugen von dem waren, was zu Havre vorgieng, verſicherten, der Kardinal habe ſich dabei demüthiger benommen, als diejenigen, die ſeiner Behauptung nach ohne ſeine Einwilligung nicht loskom-

kommen konnten. Nach einigen Konferenzen, worinn die Prinzen ihm weder Schutz noch Beistand verhießen, wurden sie in Freiheit gesetzt. — Der Kardinal gieng darauf über die Somme, und begab sich in das Bisthum Lüttich, auf dessen Bischoff er sich verlassen konnte.

Die Prinzen kamen nach Paris zurück, und machten Sr Majestät ihre Aufwartung. Da sie aber vom Hof alles befürchteten, so machten sie sich an den Herzog von Orleans, um sich zu decken, im Fall sie es dahin bringen könnten, an den Planen Monsieurs Antheil zu erhalten, den sie so stark in ihr Interesse zu verweben gedachten, daß keine Trennung zwischen ihnen bemerkbar wäre.

Der Geschäfftsgang war damals sehr schläfrig. Die Königinn that nichts ohne Vorwissen Monsieurs. Ueberzeugt, daß sie dem Kardinal versprochen habe, stets Rücksicht auf ihn zu nehmen, und dem König gleiche Gesinnungen einzuflößen, schlug dieser ihr, um sie davon abzubringen, vor, die Thorwache der Bürgerschaft zu überlassen. Sie willigte darein, und Monsieur, der sich lieber durch seine eigne Augen überzeugen als auf die Treue der Bürger verlassen wollte, ließ oft nachsehen, was Ihro Majestäten machten. Dabei ließ er die Cavallerie Ronde halten, und hielt die Personen, denen er Treue und Gehorsam schuldig war, in einer Art von Sklaverei.

Man hielt, wiewohl meines Erachtens mit Unrecht den Marschall von Villeroy für den Urheber von dem übeln Benehmen Monsieurs. — Der Kardinal hatte freilich die Königinn bereden wollen, Paris zu verlassen, und sie selbst war durch die Geringschätzung, die Ihrem Ansehen daselbst widerfuhr, geneigt dazu gemacht worden.

den. Indem sie aber auf der einen Seite ihren guten Ruf und das Interesse des Königs, auf der andern das was die Neigung einer so muthvollen kühnen Fürstinn befriedigen konnte, in die Waagschaalen legte, sagte sie zu mir: „man muß lieber dulden, als etwas „zur Unzeit und auf Kosten seiner Ehre wagen".

Ihr Entschluß, gnädigste Frau — sagte ich — ist Ihres Muthes und Ihrer Tugend würdig. Um Ew. Majestät die Größe davon ganz einsehen zu lassen, will ich Ihnen zeigen, wie leicht es wäre Ihre Entfernung aus Paris zu bewerkstelligen; dann aber sehe ich in der That nicht, wohin Ihre Absicht zunächst gerichtet seyn möchte: denn es wäre nichts leichter, als Ihre Neigung zu befriedigen, wenn sie nicht der Vernunft untergeordnet wären.

Chateauneuf schien so sehr auf Seiten Monsieurs zu seyn, daß die Königinn ihm nicht wohl trauen durfte. Sie nahm ihm die Siegel, und gab sie dem ersten Präsidenten Molé. Da aber Monsieur sich darüber beschwerte, nahm sie dieselbe auch diesem, und gab sie dem Kanzler wieder.

Das Parlement versammelte sich alltäglich, auch der Herzog von Orleans und die Prinzen fanden sich dabei ein. Ich habe ebenfalls Platz darinn genommen, um dem Collegium (wenn ich nicht irre, noch vor dem Entschluß des Kardinals sich aus Frankreich zu entfernen) zu sagen, die Klugheit erfordre, Monsieur zu rathen, daß er zur Königinn gehen möchte, ehe das Parlement noch über Vorstellungen an den König wegen Entfernung des Kardinals zu Rath gienge, und ihn zu versichern, daß Ihro Majestät gänzlich geneigt wären, sich mit ihm zu ver-

Digitized by Google

vereinigen, ihn anzuhören, und Rath von ihm anzunehmen.

Da ich nun überhaupt Befehl hatte, allen diesen Parlementssitzungen beizuwohnen, so hörte ich eines Morgens über eine Bittschrift an den König berathschlagen, daß Er Mazarin, nebst Servien, le Tellier und Lyonne entfernen möchte. Die Gens du Parquet trugen darauf an. Die Gemäßigsten glaubten, man müsse es thun; die andern aber waren für ein noch schärferes Verfahren.

Als die Umfrage an mich kam, sagte ich, ich wäre für die gelindere Meinung, nicht als ob ich sie für rechtmäßig hielte, sondern weil ich mich dazu genöhigt sähe, indem wenig Anschein vorhanden sey, daß diejenigen, die bereits gestimmt hätten, ihre Stimme zurücknehmen würden; übrigens müßte ich sagen, daß die neue Art von Jurisprudenz, die man einführen wollte, mich allerdings befremde. „Ist es denn — fuhr ich „fort — ein Verbrechen, mit den Großen nicht gut „stehen? Ein Unglück mag es allerdings seyn; aber „man bestraft doch nie jemand, weil er fällt, wenn man „ihm sonst kein Verbrechen darthun kann". —

Endlich kam es zum Schluß, der König sollte geziemend darum angegangen werden, den Kardinal, Servien und le Tellier, die Königinn aber, Lyonne von sich zu entfernen.

Als die Sitzung zu Ende war, gieng ich nach dem Palais Royal, wo ich Servien fand, der bereits wußte, was in dem Parlement beschlossen worden war, und mir danken wollte, daß ich so dabei gestimmt hatte. Ich unterbrach aber sein Compliment, und gab ihm zu verstehen, daß ich es annehmen würde, wenn ich dabei ihn vor Augen gehabt hätte; da aber einzig die Gerech-

rechtigkeit und das königliche Interesse mich dabei geleitet hätten, so fände ich meine volle Belohnung dafür in dem frohen Bewußtseyn, meine Pflicht erfüllt zu haben.

Le Tellier zog sich zurück, und bat mich, sein Fach mit zu besorgen, wozu er seinen ersten Commis, le Roi, nebst einigen andern zurück ließ, um unter mir zu arbeiten, wie sie bereits bei den Reisen nach der Normandie, Bourgogne und Guienne gethan hatten.

Einige Tage, ehe Lionne sich entfernen mußte, fragte er mich, ob ich es wohl zufrieden wäre, wenn die Königinn in einigen Angelegenheiten des Kardinals eine Bitte an mich thäte. Ich gab hierauf zur Antwort: Ihro Majestät hätten zu befehlen; übrigens brauchte man sich nicht erst an Sie zu wenden, wenn das Begehren rechtmäßig wäre, indem das, freilich eben nicht verbindliche, Benehmen des Kardinals gegen mich, doch mich nicht abhalten würde, meine Pflicht zu thun. Beträfe es aber auch eine bloße von mir abhängige Gnadensache, so würde ich mich dennoch um so bereitwilliger dazu finden lassen, um dadurch dem Kardinal zu zeigen, daß ich alles unter uns Vorgefallene bereits vergessen habe.

Es betraf eine Anweisung an die Marine-Kasse auf die Summe von dreißigtausend Thalern, die dem König zugesprochen und von ihm an den Kardinal abgetreten worden war. Ich versprach, das Begehren zu erfüllen, und unterzeichnete noch denselben Tag die Anweisung. Dies hatte für mich einen sehr höflichen Brief Sr Eminenz zur Folge, der ungefähr in denselben Ausdrücken abgefaßt war, deren weiland die Königinn von Saba sich bediente, um Sr Salomonischen Majestät zu schmeicheln. Ich beantwortete ihn, wie es sich gebührte.

Da die Volljährigkeit des Königs herankam, so merkte man wohl, daß Monsieur sich gern der Königinn unterworfen hätte, um ihre Huld wieder zu erlangen, wenn nicht Eins ihn abgehalten hätte, die Furcht nämlich, arretirt zu werden, wenn er käme; denn die Bürgerschaft, auf die er sich verließ, war nicht mehr bewaffnet. Der Prinz that ebenfalls Erbietungen dieser Art; aber blos in der Absicht, den Hof hin zu halten, damit seine Truppen Zeit gewännen, an Spanien über zu gehen, in dessen Dienste er treten wollte. Ohne vielleicht diese Absichten zu kennen, that ihnen Monsieur Vorschub, indem er die Vereinzelung dieser Truppen durch Vertheilung unter verschiedene Armeen, verhinderte.

Ich rieth der Königinn, sich ihrer zu versichern, und sie zusammenhauen zu lassen, falls sie Miene machten, nicht gehorchen zu wollen. Die Ordre deshalb wurde würklich dem Marschall von Aumont, der die Armee kommandirte, und dem Marquis von Castelnau, der unter ihm als Lieutenant General diente, zugefertigt. Ich will auch glauben, daß sie ihre Pflicht thaten; allein da die Soldaten den Vorsprung gewonnen hatten, kamen sie ins Lüttichsche, ehe man sie einholte. Hätte man sich besser beeilt, so würde man sie entweder zersprengt, oder im Dienst des Königs zurückbehalten haben.

Da der Prinz sich am Hof nicht allzu sicher glaubte, so ergriff er den Vorwand von seinem neuen Gouvernement Guienne Besitz zu nehmen, indem er Bourgogne an den Herzog von Epernon abgetreten hatte. Sein Bruder und seine Schwester entfernten sich unter gleichem Vorwand nach Berry. Wahrscheinlich hatten sie sich Monsieurs versichert und von ihm das Versprechen erhalten, sich für sie zu erklären, im Fall der Kardinal nach Frankreich zurück käme, da sich leicht begrei-

fen

sen ließ, daß er alles Mögliche hierzu versuchen würde, und daß diesen Bemühungen die Neigung (l'inclination) und der Wille der Königinn entspräche.

Auf Anliegen der Herzoginn von Eguillon, hinter welche Monsieur sich gesteckt hatte, ließ indessen die Königinn dem Kardinal schreiben, er habe sich nach Italien zu entfernen, weil sein Aufenthalt an der Grenze mehrern Personen verdächtig sey. Ich expedirte und unterzeichnete dies Schreiben, was er mir bis an sein Ende nie vergeben wollte. Die Absendung und der Empfang dieses Schreibens muß hier bemerkt werden, weil es anderwärts wieder vorkommen wird.

Da der Tag, an dem der König für majorenn erklärt werden sollte, sehr nahe war, nahm die Furcht bei Monsieur so sehr überhand, daß er gar nicht mehr in das Palais Royal kam. Er hielt sich unter verschiedenen Vorwänden außer Paris auf, und gieng oft nach Limours. Man befahl dem Herzog von Damville und mir, zu ihm zu gehen, und ihn im Nahmen Ihrer Majestäten zu dem Lit de Justice einzuladen, worinn der König für majorenn erklärt werden sollte. Es schien uns, als ob er Widerwillen dagegen hätte, und den wahren Grund seiner Besorgniß nicht ganz verbergen könnte. Als ich daher äußerte: sie wäre ungegründet, sagte er: „ich habe die Königinn beleidigt, indem ich die Vertreibung des Kardinals betrieb; ich darf ihr daher nicht trauen, noch mich an einem Ort einfinden, wo ich arretirt werden könnte".

Noch manche Andre — sagte ich — haben die Königinn durch ihre Mitwürkung hierzu beleidigt, und doch würde schwerlich einer davon Bedenken tragen, ihrem Wort zu trauen.

„Ich habe aber auch noch mehr zu besorgen, als „die andern, weil ich größer bin, und der Königinn mehr „Verdruß gemacht habe".

Ich nahm mir die Freiheit, hierauf zu sagen: „In sechs Monaten, wenn ich wieder komme, Ew. „königl. Hoheit nach Hof einzuladen, werden Sie noch „stärkern Widerwillen dagegen empfinden. Ich werde „nach dem Grund davon fragen, und Ihre Antwort „wird lauten: „„Da ich mich nicht im Parlement „„einfinden wollte, als der König majorenn erklärt „„wurde, so habe ich ihn dadurch wohl beleidigt, und „„fürchte seine Empfindlichkeit darüber"". So wer„den Sie es stets umgehen, Sr Majestät irgend einen „Dienst zu leisten. Sie müssen also wohl — halten „Sie mir meine Freiheit zu Gnaden — eine so starke Ab„neigung gegen Seine Person hegen, daß Sie endlich „gar dadurch verleitet werden könnten, Ihm nach der „Krone zu stehen, und Ihr Verbrechen würde in die„sem Fall seine Entschuldigung in dem dadurch be„weckten Guten finden . . . .

. . . . „Halten Sie — unterbrach er mich — „halten Sie mich denn für schlecht genug, um einen sol„chen Gedanken zu hegen"? —

Nein, gnädiger Herr, antwortete ich, aber eben weil Sie ihn verabscheuen, warum wollen Sie nicht die Belohnung empfangen, die Sie durch so viele Dienste verdient haben, und nicht ein Verhalten beobachten, das eine Ihrer Prinzessinn Töchter auf den Thron erheben könnte?

„Die eine ist zu alt, die andere zu jung; ich „schmeichle mir also nicht mit dieser Aussicht. Denn „selbst wenn die jüngste das gehörige Alter hätte, wür„de man meiner doch nur spotten".

Sie

Sie werden nichts verlieren, wenn Sie Ihrer Pflicht Genüge leisten, und verdienen sich dadurch den Beifall der Rechtschaffenen. Sie werden die Beruhigung haben Sich von allen bemitleidet zu sehen.

Unerachtet er sich nicht bestimmt erklären wollte, ob er nach Paris kommen werde oder nicht, so urtheilte ich doch, daß er sich unfehlbar, aber spät, einstellen, am folgenden Tag im Parlement erscheinen und dann unmittelbar nach der Ceremonie wieder nach Limours gehen würde, was auch richtig erfolgte.

Der König war kaum für majorenn erklärt, so nahm er dem Kanzler die Siegel, und gab sie dem ersten Präsidenten Molé. Chateauneuf stellte er an die Spitze seines Conseils, und gieng dann nach Fontainebleau, wo er sich einige Zeit aufhielt. Ich folgte Ihm nach zwei Tagen dahin, und fand, daß man ihn zu dem Entschluß veranlaßt hatte, nach Bourges zu gehen, was ich durch einen der Urheber erfuhr, der mich in Gegenwart der Königinn fragte, ob ich es nicht gut fände.

Meine Antwort war: dazu müßte man erst versichert seyn, daß der Prinz von Conti keine Soldaten hinein gelegt und die Bürgerschaft in seiner Gewalt habe: wenn aber Besatzung in Bourges liege, so finde ich den dem König gegebenen Rath sehr verwegen.

Ich versah mich der Antwort nicht, die ich erhielt: „es gebe freilich der Leute manche, die nicht „anders zurathen wollen, als wo alles ganz leicht und „sicher sey."

Da mich eine solche Aeusserung verdroß, so versetzte ich darauf; „wir kennen uns ja schon lange her. „Sie sind brav, zu Fontainebleau; ich fürchte aber sehr,

„morgen, wenns gegen die Loire hingeht, entsinkt Ih„nen der Muth, und dann kömmt das Bravseyn an „mich!“ — Chateauneuf, der dies mit anhörte, und ebenfalls an dem Rath Antheil hatte, sagte nichts dazu.

Am dritten Tag darauf gieng der Hof von Fontainebleau ab, bis Montargis, und am folgenden bis Gien, wo die Nachricht einlief, der Prinz Conti habe zwei bis dreitausend Mann Infanterie und einige Cavallerie in die Stadt gelegt. Dieselbe Person nun, welche ich vorhin erwähnte, traf mich bei der Königinn, erzählte mir was ich gehört hatte, und fragte mich, was ich wohl dächte, daß zu thun wäre. Nach Bourges gehen! gab ich zur Antwort.

„Aber bedenken Sie doch, die Feinde sind ja Mei„ster davon, durch die darein gelegte starke Besatzung!“

Itzt konnte ich nicht umhin, mit Lächeln zu antworten: „sagt' ich's Ihnen nicht zu Fontainebleau, Sie seyen dort brav, ich besorglich; an der Loire aber würden wir wechseln! Damit Sie übrigens nicht glauben, „ich rede wie ein Aberwitziger, will ich Ihnen gerade „heraus sagen, wie ich denke. Es wird nicht schimpfli„cher seyn, nach Nevers oder Lionnois, oder auch „Bourgogne abzuziehen, nachdem man sich die Nase „an den Thoren von Bourges verstoßen hat, als wenn „man von dieser Stadt aus sich dorthin wendet. Itzt „dürfen wir keinen Schritt zurück weichen; es muß al„les daran gewagt werden. Wer weiß, ob die Nach„richt gegründet ist, oder was Gott über uns beschlossen „hat? Es könnte wohl kommen, daß die Einwohner aus „Empfindlichkeit über das ihnen erzeigte Mistrauen „irgend eine Bewegung machten, die wir uns zu Nutze „machen könnten“.

Dies

Dies machte ihm wieder Muth, und Chateauneuf, — der sich viel von den Einwohnern versprach, mit denen er stets einiges Verständniß unterhalten, und ihnen sogar versprochen hatte, daß der große Thurm an ihrer Stadt geschleift werden sollte, wenn sie Treue gegen den König bewiesen, — Chateauneuf war dafür, daß der König seine Reise fortsetzen sollte, jedoch nur in kleinen Tagereisen, damit man Zeit behielte, über die fernern Maasregeln zu berathschlagen.

Man gieng demnach bis Aubigni, wo Ihre Majestäten kaum abgetreten waren, als auch schon ein vom Rath von Bourges abgeordneter Echevin anlangte, um Sie der Treue ihrer Bürgerschaft zu versichern, und Sie um Fortsetzung Ihrer Reise zu bitten, mit dem Erbieten, Ihnen die Stadt zu übergeben.

Man kann sich leicht denken, ob dies gut aufgenommen wurde. Der Hof setzte seine Reise fort, und der Erfolg zeigte, daß der Schöffe wahr gesprochen hatte. Man erhielt zugleich Nachricht, daß eine für den Prinzen Conti geworbene Compagnie Reuter geschlagen worden sey, und daß er, seine Schwester die Herzoginn von Longueville, und ihr Gefolge, erschrocken über alle die Vortheile, die der Hof erhielt, sich anschickten, Berry zu verlassen, und nach Bourdeaux zu dem Prinzen von Condé zu gehen. Da die Erscheinung der königlichen Truppen ihre Furcht noch erhöhte, so führten sie ihr Vorhaben aus, und der König ließ, um die Treue der Einwohner von Bourges zu belohnen, ihren Thurm niederreißen.

Chateauneuf war der Meinung, der Hof sollte nach Poitiers gehen; die Getreuen des Königs aber, die zu Paris geblieben waren, meinten, Er sollte sich nicht weiter von dieser Hauptstadt entfernen, sondern

vielmehr sich wieder in Ihre Nähe ziehen. Ich stimmte ihnen bei; allein Chateauneuf brachte mich davon ab, indem er mir ein Schreiben aus Poitiers zeigte, worinn man meldete, daß der Prinz daselbst erwartet werde, und wenn er einmal im Besitz von dieser großen Stadt sey, so sey er dadurch der dazu gehörigen Provinzen, wie Angoumois, Saintonge, und selbst Guyenne, sicher, in welcher letztern er ohnehin so mächtig sey, daß er darinn gewissermaßen die Monarchie mit dem König theile.

Ich war daher mit dem Herrn von Chateauneuf der Meinung, man müsse dem Uebel vorbeugen, und zu dem Ende müßten Ihre Majestäten aufs schleunigste von Bourges dahin abgehen, ehe noch der Hof dahin aufgebrochen wäre.

Ich erhielt um diese Zeit einen Brief von dem Kardinal, als Antwort auf mein, dem obengedachten königlichen beigelegtes, Schreiben. Er klang ganz anders als der erste, und enthielt ungefähr folgendes: er erfahre gegenwärtig, daß Unglückliche keine Freunde mehr hätten, es befremde ihn, daß ich ihm in einem königlichen Schreiben gerathen, ja selbst vorgeschrieben habe, nach Italien zu gehen, da er doch die Befehle nicht habe erhalten können, ohne die er dort weder in Sicherheit noch auch im Stand wäre, Sr Majestät nützlich zu werden.

Da diese Eminenz sich einbildete, ich würde dieses saubern Briefs gegen niemand erwähnen, so affectirte er ihn publik zu machen, und brachte Copieen davon am Hof in Umlauf, ehe ich selbst noch das Original zur Hand bekam. Mein Entschluß war auf der Stelle gefaßt, ihn nämlich der Königinn zu bringen, mit der Bitte, ihn zu lesen, und mir zu erlauben, daß ich darauf antworten dürfte.

Die

Die Königinn wollte ihn lange nicht annehmen; endlich aber gab sie meinem unabläſſigen Anhalten nach, nahm ihn, und gab mir ihn am folgenden Tag mit den Worten zurück: „man muß dem Verdruß des „armen leidenden Kardinals ſchon etwas zu gut halten. „Sie mögen darauf antworten, nur aber anſtändig".—

Ich bediente mich der erhaltenen Erlaubniß, und blieb dabei in den Schranken des Wohlſtandes. Der Sekretär, ſagte ich darinn, der den ſo eben von mir empfangenen Brief geſchrieben habe, müſſe ſich wahrſcheinlich in der Chifre vergriffen haben; kein rechtſchaffener Mann im ganzen Reich könne mich fähig glauben, gegen jemand, dem ich meine Freundſchaft und meine Dienſte verſprochen hätte, darum wortbüchig zu werden, weil er in Ungnade gefallen ſey. Der Brief, über den er ſich beklage, ſey mir befohlen worden, und ich hätte nicht ermangelt, dabei vorzuſtellen: die Schwierigkeiten, die man mache, ihm ſein Verlangen zu erfüllen, wären ein rechtmäßiger Entſchuldigungsgrund für ihn, ebenfalls zu unterlaſſen, was man von ihm verlange. Dann ſchloß ich mit den gewöhnlichen Complimenten.

Da der König entſchloſſen war, nach Poitou zu gehen, ſo befahl er dem Grafen Harcourt, den Er zum General Seiner Armeen erklärt hatte, Ihm zu folgen. Dies that er und rückte auf der Seite von Rochelle vor, wo er ſich des Thurms bemächtigte. Er gieng darauf nach Angoumois, um den Entſatz von Cognac zu verſuchen; ehe er es aber wagen konnte, that Gott eine Art von Wunder für den König. Denn das große Waſſer riß die Brücke ein, die die Kommunikation mit dem Hauptquartier des Prinzen Condé unterhielt, der

Graf Harcourt ergriff die Gelegenheit, griff an, machte sich Meister davon, und warf mit Hülfe einiger Fahrzeuge, welche die aus der Stadt ihm herüber schickten, eine Verstärkung in den Platz.

Betreten über dies Unglück und die Entschlossenheit des Grafen hob der Prinz die Belagerung auf, und Harcourt setzte ihm nach. Er schlug einen Theil seiner Truppen zu Tonnai Charente, und drängte ihn bis an die Dordogne, wo er zu Schiffe gieng, um nach Bourdeaux und von da nach Oberguienne zu gehen. Hier wollte er Miradoux wegnehmen; allein die Regimenter von Champagne und Auvergne lagen darinn, und vertheidigten sich so brav, daß der Graf Harcourt dadurch Zeit gewann, heranzurücken. Da der Prinz sich nicht gerne mit ihm einlassen wollte, so entschloß er sich zum Abzug, den er jedoch nicht ohne Verlust bewerkstelligte.

Die gute Behandlung und Unterstützung, welche die Königinn kurz zuvor diesen beiden Regimentern bewilligt hatte, rettete hier Guyenne; denn da sie stark rekrutirt worden waren, fanden sie sich im Stand, diese schöne für sie so ruhmvolle Vertheidigung zu leisten. Dies sagte ich nachher dem Kardinal, als er mir vorwarf, die königliche Kasse so schlecht geschont zu haben.

Es ist zu glauben, daß, wenn er sich über die Nachricht von dem glücklichen Gang der Geschäfte freute, er dennoch besorgte, man möchte ihre Leitung denen entziehen, die sie so gut führten; daher er den Entschluß faßte, nach Hof zurückzukommen. Auf der andern Seite aber stellte sein furchtsames Gemüth ihm so viele Gefahren vor, daß er, bekämpft von zwey entgegengesetzten Leidenschaften, unschlüssig war, wozu er greifen sollte. Er schien jedoch mehr für die Rückkehr zu seyn,

sobald

sobald man ihn nur verlangte, und Truppen zu seiner Sicherheit würbe. Er schrieb sogar, er habe selbst eine Armee, die er dem König zuführen wolle: sie bestand aber blos aus seiner Dienerschaft, und wenn der König nicht dem Marschall d'Hoquincourt befohlen hätte, eine zu werben, sich an die Spitze zu stellen, und den Kardinal zu geleiten, so würde dieser sich wohl gehütet haben, wieder über die Maas zu kommen.

Er hatte Freunde zu Poitiers; allein *sie* thaten ihm noch lange keine so guten Dienste, als seine Feinde, die, um sich bei der Königinn zu insinuiren, ihr täglich in den Ohren lagen, die Eminenz zurück kommen zu lassen. Ich allein war der entgegengesetzten Meinung, weil ich voraussah, daß unmittelbar nach seiner Zurückkunft Paris und Monsieur sich gegen den König erklären würden. Die Königinn ließ beide Theile reden, ohne sich zu erklären.

Einst sagte ich zu Chateauneuf und Villeroi: „Wenn Sie glauben, es sey für das Interesse des Kö„nigs zuträglich, daß der Kardinal zurückkomme, so „sagen Sie es gerade heraus. Weit entfernt, mich zu „widersetzen, werde ich Ihre Entwürfe unterstützen. „Haben Sie aber noch andre geheime Nebenabsichten „dabei, warum sich verstellen?"

Sie lachten darauf blos, ohne sich näher erklären zu wollen. Darum setzte ich hinzu: „Sie werden sicher „der hintergangene Theil seyn. Ihre Finessen werden „nicht hindern, daß er zurückkommt. Die Königinn „wird sich mir vertrauen, und mir Tag und Stunde kund „thun, und aus meiner Feder wird er den königlichen „Befehl dazu erhalten, während keiner von Ihnen eine „Sylbe davon weiß." — Dies erfolgte auch pünktlich. Denn wo die Königinn mir ihr Geheimniß an-

ver-

Digitized by Google

vertrauen wollte, kann ich versichern, daß sie nie Ursache fand, es zu bereuen.

Während der Hof sich zu Poitiers aufhielt, wollte der Herzog von Mercoeur, mit einer Nichte des Kardinals vermählt, denjenigen Furcht einjagen, von denen er wußte, daß sie nicht auf dessen Seite seyen, und sagte dabei auch zu mir mit einem etwas Cavaliermäßigen Benehmen: der Kardinal habe Freunde, die eine gute Klinge führten, und alle zur Rechenschaft ziehen würden, die sich seiner Zurückkunft widersetzten.

Das erstemal ließ ich es hingehen, ohne etwas darauf zu sagen. Da er mir es aber wiederholte, antwortete ich auf eine Art, die ihm beweisen mußte, daß ich seine Drohungen nicht fürchte, und mein Glück keineswegs Sr Eminenz zu verdanken habe. Er verstand mich nicht, oder wollte mich nicht verstehen, und so giengen wir wieder auseinander.

Als der Hof noch zu Poitiers war, unternahm es Vineuil, aus dem Gefolge des Prinzen von Bourdeaux nach Paris zu gehen, mit einem Beglaubigungsschreiben des Prinzen an den Herzog von Orleans, und vielen andern Briefen. Da er nun besorgte, angehalten zu werden, so glaubte er, sich dagegen zu sichern, wenn er an mich um einen Reise-Paß schriebe. Seine Absicht war nicht, den Brief sogleich an mich abgehen zu lassen, sondern ihn blos dann erst nach der Post zu schicken, wenn er etwa würklich angehalten werden sollte.

Als er nach Poitiers kam, glaubte er durchpassiren zu können, ohne auf einen Bekannten zu stoßen, was ihm aber nicht gelang, denn er wurde von Boisdaufin, einem

einem vertrauten Freund Chateauneufs, erkannt und zur Rede gestellt, und wußte nicht besser von ihm los zu kommen, als durch das Vorgeben, er sey drei Stunden lang bei mir gewesen, habe mir über alles Auskunft ertheilt, und von mir einen guten Reise-Paß erhalten.

Neugierig, was ich wohl von Vineuil erfahren haben müsse, eilte Boisdaufin zu Chateauneuf, um ihm den Vorfall zu hinterbringen, und drang in ihn, ihm zu erzählen, was er ohne Zweifel von mir erfahren haben werde. Chateauneuf versicherte, Vineuil könne unmöglich so lange bei mir gewesen seyn, als er vorgebe, denn wir hätten einen Theil des Nachmittags bei einander zugebracht, und überdies sey es nicht wahrscheinlich, daß ich, wenn ich Briefe von Bourdeaux erhalten hätte, ihm nichts davon gesagt haben sollte, da eine so enge Verbindung zwischen ihm, Villeroi und mir statt finde.

Dies Band war auch, zu unsrer Ehre sey's gesagt, so aufrichtig, daß der Dienst des Königs ungemein dadurch befördert wurde, indem wir uns alles mittheilten, was von einigem Belang war. Wir kamen sogar so oft zusammen, daß diejenigen, welche in Geschäften mit uns zu thun hatten, die schleunigste Abfertigung erhielten, so daß sie darüber erstaunten, indem ihnen noch wohl erinnerlich war, wie viel unnöthiger Zeit- und Geldaufwand ihnen das geringste beim Kardinal zu betreibende Geschäft gekostet hatte.

Da sich in Chateauneuf doch einiges Mistrauen regte, als wollte ich vor ihm geheim halten, was Vineuil mir eröffnet habe, oder als ob ich von der Königinn dazu angewiesen wäre, so ließ er ihr durch jemand sagen, was Boisdaufin ihm hinterbracht habe. Sie gab

darauf

darauf zur Antwort: Sie zweifelte an der Richtigkeit, weil ich Ihr nichts davon gesagt, noch ihren Befehl zu Ausfertigung des vorgeblichen Passes erhalten hätte.

Wie indessen trotz allem Vertrauen, das Fürsten in ihre Diener setzen, dennoch Argwohn leicht bei ihnen Wurzel faßt, so wollte auch die Königinn doch gern näher wissen, was an der Sache wäre. Sie ließ mich holen, und fragte, ob ich Vineuil gesehen habe? und als ich es verneinte, führte sie mir alles an, was ihr hinterbracht worden war.

Ich hielt es meiner Pflicht und meinem Interesse gleich sehr gemäß, den übeln Eindrücken eines Vorgebens, als ob ich Ihro Majestät die Wahrheit verhalten hätte, entgegen zu arbeiten, so wenig ich übrigens auch bei den häufigen Beweisen meiner Treue etwas der Art zu besorgen gehabt hätte. Zu dem Ende, und um Chateauneuf zu zeigen, daß er sich hierinn nicht so gegen mich benommen habe, wie er gesollt, sagte ich zur Königinn: da Vineuil unvorsichtig genug war, hier durch zu gehen, und dreust genug, sich mit Bois, daufin zu unterhalten, so kann er wohl auch die Frechheit so weit treiben, daß er nicht sehr eilt. Wollten also Ew. Majestät es genehm halten, so schickte ich ihm einen Courier nach, mit der Ordre, ihn auf Betreten handfest zu machen. Vielleicht gelingt es uns noch, und wir erhalten dadurch Aufschlüsse, die für das Interesse des Königs nicht gleichgültig sind. Denn so viel ist gewiß, daß er mich weder besucht noch gesehen hat.

„Ich bin zwar, gab sie mir zur Antwort, vollkom„men von der Wahrheit Ihrer Aussage überzeugt; ge„stehen muß ich aber doch, daß es mir ungemeine „Freude machen würde, wenn er noch eingeholt wer„den könnte.“

Ich

Ich ließ die nöthige Ordre ausfertigen; und gab sie einem Courier, dem ich die äußerste Eile empfahl, wobei er sich auf allen Stationen genau nach ihm erkundigen, und so bald er ihm auf der Spur wäre, alles anstrengen sollte, ihn zu erreichen. Ich zog hierzu einen Gardisten der Königinn allen andern in meinem Gefolge vor, nicht nur weil er Vineuil kannte, sondern auch weil mir auf diese Art nicht vorgeworfen werden konnte, als hätte ich ihn durchschlüpfen lassen, wenn er etwa nicht mehr eingeholt würde.

Der Courier hörte nichts von ihm bis Chatelleraut, weil er kein frisches Pferd nahm; er erfuhr blos, es sey einer mit noch einem hinter sich, vorbei gekommen. Er ritt weiter bis .... wo er von dem Postmeister hörte, daß Vineuil bei ihm sei, und auf der Post-Straße weiter wolle. Als ein Bekannter des Postmeisters bekam mein Mann ein frisches Pferd, und eilte voraus nach Loches, wo er dem Commandanten seine Ordre vorzeigte, und das Versprechen erhielt, sie sollte vollstreckt werden, wenn Vineuil durchkomme.

Kaum war die nöthige Vorkehrung dazu getroffen, so erschien er. Der Commandant arretirte ihn, ließ ihn aufs Schloß bringen, nahm ihm seine Briefschaften ab, siegelte sie ein, und gab sie meinem Courier an mich mit. Dieser kam eben so schleunig wieder zurück, und da er hörte, daß ich in der Messe sey, kam er mir nach, erzählte mir seine Reise, und gab mir das Paquet.

Dies verursachte mir um so mehr Freude, da ich wußte, wie sehr die Königinn sich darüber freuen werde, und da ich mein Verhalten dadurch gerechtfertigt sah. Ich eilte damit zur Königinn, die an der Toilette war, und so eben durch den Marschall von Villeroi

leroi erfahren hatte, daß Vineuil arretirt sey. Er sprach indeß blos aus Vermuthung. Da er nämlich den Courier bei mir sah, hatte er gefolgert: wenn Vineuil nicht eingeholt wäre, würde der Courier ihm noch nachsetzen; da aber dieser wieder hier ist, so muß Vineuil arretirt seyn.

Ich überreichte der Königinn die bei ihm gefundenen Briefe, unter denen auch einer war, von Birone datirt, worinn er mich bat, mich auf der Durchreise zu Poitieres besuchen zu dürfen, und ihm bei dem König einen Paß zur Reise nach Paris auszuwürken, wohin er Briefe von dem Prinzen an Monsieur zu überbringen habe. Alle diese Briefe, die an Monsieur ausgenommen, wurden erbrochen, und nachdem die Königinn sich Spaß damit gemacht hatte, wurden sie ihm nebst dem verlangten Paß zurückgeschickt.

1652.

Einige Tage darauf beschlossen Ihro Majestäten den Kardinal zurückkommen zu lassen; entweder aus eigenem Antrieb, oder auf sein Anhalten. Das königliche Schreiben, das ich auszufertigen hatte, war so dringend, daß es ihm nicht einmal frei stellte, zu überlegen, was er zu thun hätte, noch die mindeste Schwierigkeit dagegen zu machen.

Auch an den Marschall von Hoquincourt mußte ich schreiben, daß er Se Eminenz geleiten sollte. Gerne hätte man ihm dabei auch das Patent als Obergeneral, (General d'armée) zugeschickt; da aber das Siegel zu Paris war, so besorgte man, wenn man das Patent zum Besiegeln dahin schickte, möchte das Vorhaben aus-

auskommen. Da nun die Königinn die Frage aufwarf, ob Hoquincourt wohl ohne dies Patent kommandiren könne, so löste ich diese durch die Versicherung, daß die Marschälle, um Armeen zu kommandiren, nicht erst einer neuen besondern Vollmacht bedürften; um aber Schlachten zu liefern, eine Capitulation mit Belagerten zu schließen, und von königlichen Unterthanen Gelder zu erheben, bedürften sie eines Patents, das sie auch bevollmächtigte, über Löhnung und königliche Gelder zu disponiren.

Ich machte alle diese Ausfertigungen so geheim, daß weder Chateauneuf, noch Villeroi, noch der Siegelbewahrer, dem man Commissionen zu siegeln schickte, das mindeste davon merkten. Gegen le Tellier blieb ich zwar eben so geheim, doch schrieb ich ihm, es sey Zeit, seine Stelle wieder anzutreten. Er erinnerte sich meines Versprechens, verstand meinen Wink, und machte sich auf den Weg, ohne sich gegen jemand, außer seinen Vertrautesten, etwas merken zu lassen.

Vineuil wollte wieder nach Bourdeaux zurück, und da er besorgte, die Briefe, die man ihm mitgäbe, möchten ihn oder seinen Bedienten zu sehr belasten, so nahm er noch einen von dem Gefolge des Prinzen von Conti mit. Dieser war in dem Paß nicht genannt. Ihm ließ er alle Briefschaften, die man gerne sehen wollte, und kam so nach Poitiers, wo man zwar ihm den Paß hielt, nicht aber dem andern, der nicht darinn begriffen war, und daher eingezogen wurde.

Unter seinen Briefschaften fand sich dann auch ein in Chiffre geschriebener Brief von einer Person am Hofe, der man Vorwürfe darüber machte, weil man

daraus sah, daß sie mit den Feinden des Königs Verständnisse unterhielt.

Man beschloß, den Siegelbewahrer kommen zu lassen, weil man besorgte, Monsieur möchte sich des Siegels bemächtigen, um damit seine Unternehmungen zu autorisiren. Man zweifelte indessen, ob er auch den Befehl zur Zurückkunft befolgen könnte; denn da er sich stets als einen der eifrigsten, und übler Furcht unfähigen, Diener des Königs bewiesen habe, so sey zu befürchten, man möchte ihn, um dem Staatsrath einen Mann von Kraft zu entziehen, in Paris zurückhalten, oder doch ihm die Siegel mit Gewalt abnehmen.

Dagegen sagte ich zur Königinn: ich stände davor, daß Molé die Siegel lieber in Stücken schlagen, als sich mit Gewalt abnehmen lassen würde, und sollte er die Stücken nicht selbst bringen können, so würde er mir sie zuschicken, um sie dem König zu überliefern; ich könne übrigens nicht glauben, daß man ihn mit Gewalt zurückzuhalten suchen würde; doch ließe sich dies nicht verbürgen.

Die Besorgniß blieb ungegründet, und der Siegelbewahrer fand kein Hinderniß, Paris zu verlassen, und seiner Ordre gemäß, nach Poitiers zu kommen. Le Tellier langte auf erhaltene Nachricht von seinen Freunden, noch vor dem Kardinal daselbst an, und wurde so gut empfangen, wie Molé, welcher ohne Schwierigkeit an Chateauneuf den ersten Platz im Staatsrath überließ.

Man sieht hieraus, daß der Siegelbewahrer (folglich auch der Kanzler) keinen bestimmten Platz im Staatsrath hat, wie man sonst behaupten wollte. Dem

Kanz-

Kanzler gebührt übrigens, wenn er auch die erste Stelle nicht zugleich bekleidet, nichts desto weniger das Präsidium in Conseil. Der Kanzler war durch Monsieur, den Prinzen und den Kardinal daraus verdrängt worden, die während der Minderjährigkeit nicht nur Raths-Schlüsse zu unterzeichnen, sondern sogar die Umfrage zu halten, sich herausnahmen, was ein Eingriff in die königliche Gewalt war, so wie das Beispiel, von der dem vorigen Prinzen Cond' im Londuner Vergleich zugestandenen Vergünstigung, worauf man sich eben hier beruft. Dies aber sollte unterdrückt werden, weil dies Auskunftsmittel blos von den Feinden des Kanzlers Sillery ergriffen wurde, die sich in der Verlegenheit glaubten, entweder dessen Ansehen aufopfern, oder den Bürger-Krieg wieder anfangen zu müssen. Dies wenigstens waren, gut oder schlecht, die Gründe, welche man anführte; man muß aber nicht vergessen, daß Monarchien nach gerechten Gesetzen regiert werden sollen; und da das Beispiel unter die letzten Bestimmungsgründe gehört, so kann es nie an sich ein Recht setzen, sondern darf blos zu Bestätigung des würklichen Rechts angeführt werden.

Da Ihre Majestäten anfiengen öffentlich zu sagen, daß Sie den Kardinal wieder zu Sich beschieden hätten, so sprengte man aus, er bringe eine Armee mit. Es zeigte sich aber in der Folge, daß er blos von den Truppen, die der König hatte werben lassen, escortirt wurde. Alles jagte ihm Furcht ein, und das mindeste Hinderniß, auf das er stieß, erfüllte ihn mit bittrer Reue darüber, daß er sich wieder hereingewagt habe. Er machte aber aus der Noth eine Tugend, und da der Herzog von Orleans ihm statt einer Armee, Parlementsräthe mit einer Protestation entgegen schickte, so kam er über die Flüsse, wo es leicht gewesen seyn wür-

de, seine Bedeckung zu bekämpfen. Ein kleiner Nachtheil würde ihn zu dem Entschluß gebracht haben, wieder umzukehren.

Bei seiner Annäherung gieng le Tellier ihm entgegen, und wurde sehr gut von ihm aufgenommen. Der Kardinal wollte ihm weiß machen, er habe ihn stets als seinen beßten Freund betrachtet, und ihm aus dem Andenken bringen, daß er seine Stelle dem Präsident Viole angetragen hatte, wenn dieser ihm die Freundschaft des Prinzen verschaffen wollte.

Der Marschall Villeroy wäre gern dem Beispiel le Telliers gefolgt; ihn hielt aber die Furcht vor dem Tadel zurück, der ihn treffen würde, wenn er den König verließe, der dem Kardinal entgegen zu fahren beschloß.

Chateauneuf und ich waren die einzigen, die zu Poitiers in den Zimmern der Königinn blieben, und ihn erwarteten, um ihm nicht bei seiner Ankunft aufwarten zu müssen. Das Gedränge war hier groß, wie dies am Hof bei dergleichen Gelegenheiten gewöhnlich ist. Nichts destoweniger empfieng er uns höflich. Bescheidenheit gebot den Verständigsten sich bald zu entfernen, indem er sehr wahrscheinlich Ihre Majestäten gern von seinen Avantüren unterhalten wollte. Dieß that er auch, indem er anfieng Ihnen zu danken für alles, was Sie für ihn gethan, und für die Unannehmlichkeiten die Sie sich zugezogen hätten, um nur ihn nicht preiszugeben.

Wir, Chateauneuf und ich, hatten uns zuerst weggegeben, und machten ihm am folgenden Tag unsern Besuch. Er schien durch die gefundne gute Aufnahme, deren er sich doch stets versehen hatte, hochmüthig gemacht, und wollte durch die Art, wie er die Leute empfieng,

pfieng, auszeichnen, wen er für seine wahren Freunde hielt, und wer ihm gleichgültig war. Die erstern liebkoste er, die andern grüßte er kaum.

Ich befand mich unter diesen letztern, und merkte wohl, daß ich recht gehabt hatte, als ich einige Tage vor seiner Zurückkunft die Königinn um meine Entlassung bat. Chateauneuf, der sich ebenfalls dazu entschlossen hatte, bestand so dringend darauf, daß ihm freigestellt wurde zu thun, was er verlangte. Man sagte mit einigem Grunde: gewohnt, den ersten Platz im Staatsrath einzunehmen, könne er sich nicht entschließen, unter dem Kardinal, für den er keine sonderliche Achtung empfand, zu dienen. Ich für meine Person konnte nicht umhin, der Königinn zu gehorchen, die mir befahl, im Gefolge des Königs zu bleiben. Da ich indessen mich nicht zu ängstlichen Aufwartungen bei der Eminenz entschließen konnte, die mich nun einmal schriftlich beleidigt und mir stets viel Kälte bewiesen hatte, so folgte ich freilich meinem natürlichen Hang, und fand mich zu den bestimmten Stunden bei der Königinn ein, um nicht zu dem Kardinal gehen zu müssen, und um zu zeigen, daß ich durchaus nicht von ihm abhange.

Er bemerkte bald, daß ich gegen ihn ein abgezirkeltes Verhalten beobachte; und, es sey nun daß er mir einen schlimmen Dienst bei dieser Fürstinn zu leisten gedachte, oder daß er etwas Ihr Angenehmes zu thun glaubte, wenn er bezeugte, er wünschte in gutem Vernehmen mit mir zu stehen; kurz, er beklagte sich bei der Königinn, daß ich nicht zu ihm käme.

Da die Königinn mich hierzu vermögen wollte, nicht durch einen gemessenen Befehl, sondern durch einen Wink, daß es ihr lieb seyn würde, wenn ich es

von selbst thäte; so befahl sie le Tellier, zu mir zu gehen, mir zuzureden, und zu verstehen zu geben, wenn ich auch einige Abneigung dagegen empfinden sollte, so erwarteten Ihre Majestät doch dies Opfer von meiner stets erprobten Treue und Ehrfurcht.

Ich erklärte le Tellier meine Gründe, es zu unterlassen, schloß aber mit der Versicherung, die Königin habe zu befehlen, und ich brauche nur Ihren Willen zu wissen, um ihn voraus zu erfüllen. Ich hielt Ihr noch denselben Abend Wort, und am folgenden Tag giengen wir von Poitiers ab.

Als wir nach Mirebau kamen, sagte der Kardinal in Gegenwart der Königinn zu Villeroi und mir: wir möchten morgen sehr früh zu ihm kommen. Wir stellten uns ein, und bemerkten, daß seine Entfernung vom Hofe, weit entfernt, eine Aenderung in seinem Betragen zu bewürken, blos dazu gedient habe, ihn bei Wiedererlangung seiner vorigen Gewalt, noch übermüthiger zu machen, und daß er sogar eine starke Verachtung gegen die französische Nation gefaßt habe, weil sie sich eines ihr verhaßten Fremdlings nicht zu erwehren vermochte.

Da er dem Marschall Hoquincourt das Commando der Armee versprochen hatte, so wollte er ihm itzt Wort halten, und ihn zur Belagerung von Pont de Sé (Ce) und Stadt und Schloß Angers, dem Herzog von Bouillon und Vicomte von Turenne vorziehen, die er am Hofe fand, und mit denen er oft konferirte.

Ueberzeugt, daß ein längerer Aufenthalt in Poitou oder Anjou den Angelegenheiten des Königs nachtheilig werden könnte, theilte ich ihm meine Gedanken mit;

mit; und damit er diese Provinzen verlassen möchte, ohne nachtheilige Unternehmungen von Seiten des Herzogs von Rohan, der in Anjou kommandirte, zu besorgen, stellte ich ihm vor, der Marschall von Meilleraie werde gern die Bezwingung dieser Plätze übernehmen, und habe mir versichert, zu Nantes habe er dreizehn brauchbare Kanonen, und werde in wenig Tagen viertausend Mann Infanterie und noch mehr Cavallerie beisammen haben, die er dazu brauche; wenn man ihm also itzt nur etwas Infanterie zurück lasse, stehe er dem König für Anjou.

Es sey nun, daß der Kardinal nicht glauben konnte, was ich ihm sagte, oder daß ich nicht die Gabe hatte, mich verständlich zu machen, oder endlich daß er glaubte, den Marschall Hoquincourt den andern vorziehen zu müssen, um dessen Dienste durch den zu erwerbenden Ruhm zu belohnen; — die beiden Belagerungen wurden auf seinen Befehl unternommen. Die eine war von kurzer Dauer, die andre hingegen machte schon mehr zu schaffen.

Nachdem endlich diese beiden Plätze der Botmäßigkeit des Königs wieder unterworfen waren, beschloß Se Majestät, die Loire wieder hinauf und über Tours nach Blois zu gehen, den Großen Rath (le grand Conseil) aber, der seine Sitzung zu Tours hielt, nach Orleans zu schicken. Einige eintretende besondre Rücksichten hielten dies Gericht doch nicht ab, am bestimmten Tag von Tours aufzubrechen.

Zu Blois erhielt der König Versicherungen der Unterthänigkeit von Seiten derer von Orleans, und hätte der Kardinal sich entschließen können, dahin zu gehen, so würde diese Stadt, die von der Parthei der Prinzen und der Pariser war, in der Botmäßigkeit des Königs geblieben seyn.

Man mochte dem Premier-Ministre noch so bündig vorstellen, daß die königlichen Truppen bei ihrer itzigen Postirung hinlänglich wären, um das Volk von Orleans bei seiner Pflicht zu erhalten, wenn es sich davon entfernen wollte. Es zeigte sich deutlich, daß keine menschliche Vernunft etwas gegen die Rathschlüsse der Vorsehung und gegen die Furcht vermag. Die Prinzessinn von Orleans verlangte eingelassen zu werden, und wurde es; der Große Rath hingegen wurde abgewiesen, und der König mußte, so zu sagen auf Schußweite, daran vorbeiziehen, ohne eingelassen zu werden.

Man erhielt Nachricht, daß der Prinz, welcher in Guienne mit Nachtheil agirt hatte, durch das Reich hindurch sich zu der Armee begeben habe, die unter seinem und Monsieurs Kommando sich der königlichen entgegenstellte. Drei Gründe vermochten meines Erachtens den Prinzen hierzu: Einmal weil er diese Armee in schlechten Händen glaubte; dann weil die Rückkunft des Kardinals ihn eher, als sonst geschehen wäre, in den Stand setzen würde, mit zehn tausend Mann zu agiren; und endlich weil es, im Fall er keinen Vergleich mit dem Hof zu Stand brächte, vortheilhafter für ihn war, nach Flandern als nach Spanien zu gehen. Er besaß überdies Einsicht genug, um zu sehen, daß in Guienne nichts mehr für ihn zu machen, wo mehrere vom angesehensten Adel von ihm abgefallen waren. Seine Gegenwart war nicht mehr nöthig zur Erhaltung von Bordeaux, und ein Einfall entweder von Navarra her in Guienne, oder von Catalonien aus in Languedoc war mit unsäglichen Schwierigkeiten verbunden. Die Macht dieser Provinzen allein war hinreichend, jeden Anfall aufzuhalten, und in Languedoc aus

Cata-

Catalonien einzufallen, war so gut als unmöglich, da diese letztere Provinz Sr katholischen Majestät nicht ganz unterworfen war, und Rousillon unter der Herrschaft des Königs stand.

Während unsers Aufenthalts zu Blois bemerkten wir mit Verdruß, daß wir ohne eine mächtige Hülfe die Stadt Barcellona und dann auch Catalonien verlieren müßten. Da der Kardinal das zur Abwendung dieses Unfalls erforderliche Geld nicht aufzutreiben wußte, vermuthlich weil sein Augenmerk auf Anhäufung eigner Schätze gerichtet war, so fragte er mich, was wohl im vorigen Jahr den König von Portugal abgehalten haben müsse, uns in der Vertheidigung Catalooniens zu unterstützen?

Ich gab zur Antwort, so viel ich einsehen könne, walteten zwei Gründe vor, auf die er sich stütze; einmal weil er Frankreich für verlohren halte; dann, weil er, wenn wir Geld von ihm haben wollten, uns verpflichte, nie Frieden noch Waffenstillstand mit Spanien zu schließen. ohne ihn mit einzuschließen, „was man — fuhr ich fort — nach denen Ew. Eminenz erinnerlichen „Gründen, bisher stets ablehnte. Wollte man aber „sich dies gefallen lassen, so würde es sehr dienlich seyn, „den Portugiesischen Gesandten, der sich mit im Gefolge „des Königs befindet, abreisen zu lassen, um seinen „Herrn gegen Einräumung dieses Punkts zur Zahlung „von zwei Millionen Gold zu vermögen; nicht auf einmal, sondern in jährlichen Fristen, wogegen man ihm „die Versicherung ertheilte, daß diese Summe einzig „zum Krieg gegen Spanien verwendet werden solle, „was unfehlbar Portugal Ruhm und Mittel sich zu vergrößern verschaffen würde'.

Ich bekam Befehl, diesen Gesandten zu sprechen, den ich ohne Mühe zu dieser mit seinem eignen Vortheil verbundenen Reise beredete, und über unsern Antrag verständigte: daß nämlich sein Herr uns achtmahlhunderttausend Thaler fürs erste, gegenwärtige Jahr und dreimalhunderttausend in jedem der vier folgenden bezahlen sollte, gegen das Versprechen, dies Geld nur für das gemeinschaftliche Interesse der Kronen Frankreich und Portugal zu verwenden.

Da man nichts als einen bloßen Antrag, und keine Unterzeichnung des Tractats von ihm verlangte, so beurlaubte er sich von Ihren Majestäten, und gieng die Loire hinab bis Nantes, wo, oder zu Rochelle er zu Schiffe gehen wollte, um sich nach Lissabon zu verfügen. Ich erfuhr einige Monate darauf seine Ankunft in Portugal, und daß seine Anträge von seinem Herrn gut aufgenommen worden seyen. Freilich war die Frist von fünf Jahren zu Zahlung einer so beträchtlichen Summe ihm und seinem Staatsrath etwas kurz vorgekommen; besonders da die erste Zahlung beinahe die Hälfte dieser Summe fassen sollte. Der Gesandte setzte hinzu, wenn man sich entschließen könnte, die ganze Zahlung in zehn Jahren anzunehmen, jährlich zu zweimalhunderttausend Cruzaden, so glaubte er, daß sein König sich eher dazu verstehen würde, unerachtet des Widerwillens der Lissaboner, dies Geld ins Ausland gehen zu lassen. Verlangte man aber mehr, als was er anbiete und in kürzerer Zeit, so würde es sehr schwer halten.

Ich antwortete ihm hierauf: es schicke sich nicht recht, daß er weniger biete, und eine so lange Frist dazu setze, woraus man schließen müsse, daß der König sein Herr und dessen Staatsrath erst gerne sehen möchten, wie unsre Angelegenheiten liefen. Hätten wir sie

unter

unter Gottes Beistand bisher ohne ihre Hülfe glücklich hindurch gesteuert, so würden wir auch für die Zukunft wohl sehen, wo wir mit Gottes Gnade ohne sie blieben. Lasse der König von Portugal diese Conjunctur unbenutzt vorüber, so werde er sie wohl nie oder doch schwerlich wieder so vortheilhaft finden; indem Frankreich durch den Tractat nicht zu seiner Vertheidigung verbunden sey. Wenn man ihm vortheilhafte Bedingungen antrage, sollte er sie annehmen; ich hätte es dahin gebracht, daß man im ersten Termin sich mit sechsmalhunderttausend Thalern begnügen wolle, und in Ansehung der übrigen vierzehnmalhunderttausend getraute ich mir, ebenfalls zu bewürken, daß man sich fünf Jahre gefallen ließe, dreimalhunderttausend in den ersten vier, und den Rest im fünften zahlbar. Ja wenn man allenfalls auch sieben statt fünf Jahre verlangte, könnte ich meinen König und Herrn wohl auch dazu bewegen. Uebrigens wünschte man bald von den Gesinnungen Sr Portugisischen Majestät benachrichtigt zu werden.

Da ich am Schluß dieses oder im Anfang des folgenden Jahrs noch einmal auf diese Materie werde kommen müssen, so breche ich hier davon ab, um nicht in Wiederholungen zu verfallen.

Als der König an Orleans vorbei und auf dem Weg nach Sulli war, erfuhr er, daß die Feinde Gergeau angegriffen hatten. Man glaubte sogar, sie hätten die dortige Brücke erobert; allein die Entschlossenheit, welche Turenne bewies, indem er befahl, das Thor zu öffnen, nachdem er sich in Verfassung gesetzt hatte, das Eindringen zu verwehren, brachte die Feinde auf die Gedanken, die ganze Armee sey daselbst eingerückt; sie ließen daher ihre Artillerie schweigen, und

sahen

sahen es als einen großen Vortheil an, daß sie sie gegen Abend abführen konnten.

Ihre Majestäten begaben sich nach Sulli, wo sie Ostern hielten und erst Mittwochs oder Donnerstags nach Gien giengen. Man erhielt daselbst gewisse Nachricht, daß der Prinz bei seinen Truppen eingetroffen sey, und faßte den Entschluß, die Königliche vorrücken zu lassen, um sie zwischen Paris und die feindliche Armee zu postiren.

Das Commando über die königliche bekam Turenne, ohne daß es Hoquincurt abgenommen wurde, den der Prinz auf dem Marsch überfiel und schlug. Als die Nachricht hievon nach Gien kam, war der Hof auf die Entfernung bedacht, doch wollte man erst Turenne erwarten. Um eine Probe seines Muths abzulegen, gieng die Eminenz aus der Stadt und erstieg eine Anhöhe *) gegen Gatinois hin, wo er nichts zu befürchten hatte.

Man ließ die Garden und das Regiment von der Marine unter Gewehr treten, an dessen Spitze Guadagne stand, ein Cavalier aus einem guten Hause, der sich durch seine Tapferkeit und Erfahrung Ruhm erworben hatte. Man schlug ihm vor, im Fall die königliche Armee gänzlich geschlagen seyn sollte, diesen Paß zu vertheidigen, um Ihren Majestäten Zeit zu Ihrer Entfernung nach Amboise zu verschaffen, von wo Sie im Nothfall nach Bretagne gehen könnten. Guadagne übernahm diesen äusserst gefahrvollen Auftrag als eine Gnade,

*) Lomenie ließ sich wohl wie es scheint, durch seine Abneigung gegen den Kardinal, über den er gern spöttelt, hier zu einer kleiner Spielerei im Eminence verleiten.

Gnade, und wäre er angegriffen worden, er würde sich dabei, so wie schon sonst bei mehrern Gelegenheiten, sehr rühmlich hervorgethan haben.

Der Kardinal, dem der Aufenthalt in der freien Luft in die Länge nicht mehr anstehen wollte, sah kein ehrenvolleres Mittel, mit Anstand wieder in die Stadt hinein zu kommen, als daß er den König vermochte, aufzusitzen, und zu ihm auf seinen Posten zu kommen, um ihn abzuholen. Man brachte freilich hierbei verdrüßliche Augenblicke zu; endlich aber lief doch die frohe Nachricht ein, daß Turenne mit einigen Escadrons vorgerückt sey, seiner Infanterie ihm zu folgen befohlen, und der siegreichen Armee einige Stücke Geschütz entgegengestellt habe, wodurch sie aufgehalten und genöthigt wurde, in Quartiere einzurücken.

Turenne, der ein gleiches that, erwarb sich dadurch in den Augen des Königs großes Verdienst und viel Ruhm; denn er erreichte dadurch seine Absicht, sich zwischen die Armee des Prinzen und Paris zu lagern, um alle Communication abzuschneiden. Da er es nicht dienlich erachtet hatte, daß der König sich von der seinigen entfernte, so gieng er bis Auverre, die Seine hinab, und nach Melun. Auf die Nachricht aber, daß die Truppe Monsieurs und des Prinzen Etampes weggenommen hätte, beschloß man, diese Stadt zu belagern.

So schwer diese Unternehmung schon an sich war, so wurde sie noch von einem Unfall begleitet. Der Platz, der sehr lang ist, wurde nämlich blos an den äussersten Enden angegriffen, und daraus entstanden mehrere Gefechte, wo wir verschiedene Vortheile erhielten, nur den nicht, um den es uns eigentlich bei dieser Belagerung zu thun gewesen war. Denn der Anmarsch

des

des Herzogs von Lothringen mit seiner Armee, nöthigte Turenne zum Abzug, und während er vorrückte, um ihn zu beunruhigen, näherten die Truppen der Prinzen sich der Stadt Paris.

Der Herzog von Lothringen legte bei dieser Gelegenheit seine Unredlichkeit an den Tag; denn er gab öffentlich vor, er komme blos dem König zu Hülfe. Er verlangte demnach Brod für seine Armee, und nach mehrern Tractaten mit dem König erklärte er sich doch gegen Ihn. Freilich hatte man ihm einen starken Schimpf zugefügt, indem man ihm das Versprechen abnöthigte, sich zu entfernen, um eine Schlacht zu vermeiden, die ihm ohne Zweifel geliefert worden seyn würde, wenn nicht der König von England sich zu einem Vergleich ins Mittel geschlagen und Turenne abgehalten hätte, zum Angriff zu kommandiren. Der Herzog hatte sich als ein einsichtsvoller Feldherr postiert, seine Truppen hätten aber bei dem Mangel an Proviant keinen sonderlichen Widerstand leisten können. Er hielt es daher fürs Beste, sich zurück zu ziehen, und eine lebhafte Negociation mit dem Hof anzuspinnen, um die Umstände zu benutzen, der Armee wieder Muth zu machen und die Belagerung von Etampes zu betreiben.

Der König verließ seinen Aufenthalt zu Melun, und gieng nach Corbeil, nachdem er gehört hatte, daß ein päpstlicher Courier dem Coadjutor von Paris den vom König für ihn verlangten Kardinalshut überbringe. Da einige glaubten, der Courier werde geradezu nach Paris gehen, um ihn dem Nuncius zu übergeben, der ihn dann dem Coadjutor aufsetzen könnte, so war ich der Meinung, man sollte ihm sagen lassen, wenn er diesen Fehler begienge, könnte er ihn wieder mitnehmen, dem Coadjutor aber sollte man zu verstehen geben,

ben, wenn er den schuldigen Respect gegen den König aus den Augen setze, werde er in Frankreich nie als Kardinal anerkannt werden. Während man überlegte, was zu thun wäre, gieng der Courier Sr Heiligkeit nach Paris. Die Sache wurde nachher zur Zufriedenheit des Kardinals von Retz abgethan.

Um den gutgesinnten Bürgern in Paris mehr Muth zu machen, schlug man ihnen vor, sich für den König zu erklären, dem man rieth, nach St Germain en Laye zu gehen. Er hielt sich einige Zeit daselbst auf, ohne einen Vortheil davon zu erhalten, weßwegen er sich entschloß, gegen Melun zurück zu gehen, wobei er einige Zeit in Corbeil blieb. Da man nun im Sinn hatte, nach St Germain zurück zu gehen, so begab man sich nach St Denis, wo der König einige Tage blieb.

Unerachtet die Prinzen eigentlich im Stand waren, Bedingungen vorzuschreiben, so erboten sie sich dennoch zur Unterwerfung, wenn der Kardinal aus dem Reich verbannt würde. Da dieser besorgte, die spanische Armee möchte zu ihnen stoßen, so trug er darauf an, daß der König nach Bourgogne gehen, und die Marschälle von Turenne und la Ferté in der Gegend von Paris lassen sollte, um sich den Unternehmungen der Prinzen zu widersetzen. Der Herzog von Bouillon, dessen Einfluß sehr groß war, war derselben Meinung gewesen; allein sein Bruder Turenne, der mit zum geheimen Rath gezogen wurde, redete es ihnen aus. „Ich nehme es auf mich, sagte er, die Feinde zu Grunde zu richten, wenn nur die Person des Königs in „Sicherheit ist".

Um einige Vortheile über die Prinzen zu erhalten, die sich auf der Insel von St Denis gelagert hatten, trug er auf eine Brücke über die Seine an, durch welche er an sie kom-

kommen könnte. Der Herzog von Orleans und der Prinz von Condé mochten merken, daß Paris ihnen entgehen würde, und verlangten eine Generalversammlung in der Absicht, sich diejenigen vom Halse zu schaffen, die auf der Seite des Königs wären. Das Verfahren das sie dabei beobachteten, um zu diesem Zweck zu gelangen, ist von vielen Leuten beschrieben worden, die nicht ganz richtig dabei zu Werke giengen. Ich setze also noch hinzu, daß der Herzog von Bouillon zwey Tage vor jener empörenden Handlung sagte: „Sie sind verloren, wenn sie nicht einen kühnen Streich „vollführen, um sich Paris zu unterwerfen". Diese Aeusserung mit dem darauf erfolgten Versuch der Ausführung zusammengehalten, brachte auf mancherley Gedanken, daß dies wohl im Einverständniß mit ihm versucht worden seyn möchte, wenn nicht etwa seine tiefe Erfahrung ihn voraussehen hieß, was die Andern thun würden. Er zeigte sich übrigens sehr bestürzt, als die Nachricht von dieser verruchten Unternehmung einlief.

Dem Anschein nach war zu schließen, daß wenn man die Armee des Prinzen angriffe, sie nicht in Paris aufgenommen werden dürfte. Er ließ sogar einige Escadrons vor verschiedenen Dörfern in der Insel St Denis erscheinen, als wollte er uns den Eingang verwehren; seine wahre Absicht aber gieng blos dahin, uns hinzuhalten, während er seine Armee an den Stadtgraben rücken ließ, um dann Charenton zu gewinnen, die Brücke abzuwerfen, und uns zu nöhigen auf Mittel bedacht zu seyen, wie wir an ihn kommen könnten. Dabei behielt er freie Hand, uns beim Uebergang über die Marne anzugreifen, und auf alle Fälle mehrere Provinzen auszufouragiren, wenn man ihm nicht nachsetzte. Auch der Weg nach Flandern blieb ihm hier offen, wenn er nur wollte.

Man

Man erhielt Nachricht, daß seine Armee am Abend aufgebrochen sey; aus Mangel an Subordination aber, oder auch vielleicht aus allzu großer Ermattung kampirte sie vor der Vorstadt St Honoré. Sobald der Prinz davon hörte, gab er seinen Officiers darüber einen Verweis, bediente sich dann seiner Macht, und ließ alle seine Truppen aufbrechen, denen aber die Bürger nicht erlauben wollten, durch die Stadt zu marschiren, vielleicht weil sie befürchteten, die Soldaten möchten sie belästigen, oder auch der Prinz möchte die Stadt für sich besetzen. Denn unerachtet seine Macht einer solchen Unternehmung nicht gewachsen war, so täuscht doch der Schein oft Leute, die für Furcht empfänglich sind.

Turenne erhielt Nachricht von dem Marsch des Prinzen, und der Marschall de la Ferté ebenfalls, der, weil er am weitesten von Paris entfernt stand, sie erst einholen konnte, als das Gefecht schon begonnen hatte. Dies war es eben nicht, wo der Prinz ihn am meisten fürchtete; weil er aber den unsäglichen Verdruß hatte, diesen General nicht vermeiden zu können, so ließ er seine Cavallerie aufmarschiren, während seine Infanterie dahinter defilirte, und Turenne, der ihn recognoscirte, glaubte ihn nicht angreifen zu dürfen, so lange er auf einem vortheilhaften Terrain stände.

Der Prinz verließ diesen Posten, um zu seiner Infanterie zu stoßen, und wollte immer Charenton noch erreichen. Er wurde aber nicht wenig bestürzt, als er sich in der Vorstadt St Antoine angegriffen sah, und wollte die daselbst von den Bürgern angelegten Barrikaden vertheidigen. Das Gefecht war eins der hartnäckigsten. Der König war Zuschauer davon, und wenn die Prinzessinn Orleans nicht von der Bürgerschaft erhalten hätte, daß den Truppen des Prinzen die Thore

Bayerische Staatsbibliothek München
Digitized by Google

geöffnet wurden, so wären sie ganz aufgerieben worden. Um die Pariser auf die Gedanken zu bringen, daß sie keine Verzeihung weiter vom König zu hoffen hätten, ließen sie nach der Seite hin, wo sie den König bemerkt hatten, die Kanonen lösen.

Einige waren der Meinung, man sollte vor das St Denis-Thor rücken, das man offen finden werde. Ich würde gerathen haben, die Armee in die Vorstadt St. Germain eindringen zu lassen, und da eine Schlacht zu liefern, deren Gewinn mir unfehlbar schien; ich wagte aber nicht mehr bei dieser Meinung zu bleiben, indem ich eine Menge Schwierigkeiten bemerkte. Denn die Klugheit verbot, einem Volke zu trauen, das alles zu fürchten hatte. Dazu war auch noch wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß der Kardinal diesem Entschluß beitreten würde, der auch bald verrauchte; denn man bemerkte in Paris Feldbinden von verschiedenen Farben. Die rothen wurden bewundert, und wer sich etwas von Unterwerfung gegen den König hätte verlauten lassen, der hätte sein Leben gewagt. Man mußte Mittel finden, die Pariser der Truppen zu entledigen, die sie unterstützten; alsdann konnte man mit aller Wahrscheinlichkeit hoffen, daß sie durch Schaden klug gemacht, die Gnade des Königs anflehen würden.

Da der Aufenthalt zu St Denis durch eine schreckliche Seuche unthunlich wurde, so mußte man dort weg, doch aber darauf bedacht seyn, sich nicht so weit von Paris zu entfernen, daß man in Gefahr käme, wieder zu verlieren, was man über den verständigern Theil und selbst über die Herzen des Pöbels gewonnen hatte. Man schlug vor, nach Pontoise zu gehen, einen bequemen wohlgelegenen Aufenthalt, wo man noch überdieß der Normandie näher stand, welche ruhig geblieben war.

Man

Man hätte freilich wohl sonst noch anständige Oerter für den Aufenthalt des Hofs finden können; man fürchtete aber, den Herzog von Longueville dadurch zum Arrowohn zu reizen, daß der König daselbst einen Theil seiner Einkünfte genoß, und der keine Empörung oder auch nur die mindeste Beeinträchtigung des königlichen Interesse aufkommen ließ, dabei aber auch zu verstehen gab, mehr dürfe man nicht von ihm erwarten.

Der Hof war kaum zu Pontoise angelangt, als man schon wieder ansagte, morgen gehe es fort nach Mantes, wo der Gouverneur die Spanier eingelassen, und ihnen dadurch den Uebergang über die Seine auf der dortigen Brücke, erleichtert hatte. Man beschuldigte sogar den Kanzler, dazu beigetragen zu haben, theils weil er ein Schwager vom Gouverneur war, theils aus Furcht, sein Haus möchte abgebrannt werden. Er hatte sich bei den Berathschlagungen mit befunden, die man im Luxemburg hielt.

Da der Aufenthalt zu Pontoise besser befunden wurde, als der zu Mantes, so blieb man dort, und gieng erst später nach Compiegne ab, wohin der Kardinal von Retz kam, und von wo der Kardinal Mazarin das Reich zum zweitenmal verließ, entweder durch eigne Furcht, oder durch die Beredsamkeit und Intrigue des Kardinals von Retz dazu bewogen.

Der Herzog von Bouillon [6]) starb zu Pontoise an einem starken Fieber, das eine Ausleerung ins Gehirn verursachte. Ich gieng noch zu ihm, und dies war mein letzter Besuch in Pontoise, denn am folgenden Tag fiel ich in dieselbe Krankheit. Da fast alle Aerzte mich aufgaben, so darf man sich nicht wundern,

wenn ich aus dem Zeitraum von drei Monaten nichts erwähne.

Die Rettung meines Lebens habe ich Gott zu danken, der mir es erhalten wollte, damit ich ihm noch mit größerer Treue als bisher, dienen möchte. Durch seine Zulassung, lieben Kinder, trug Eure Mutter mehr zu meiner Genesung bei, als alle Heilmittel. Ihre sorgfältige liebevolle Pflege und Wartung gehen über alles, was ich je erwarten durfte. — Ihre Majestäten hatten die Gnade sich nach meinem Befinden erkundigen zu lassen, und der Kardinal selbst bemühte sich zu mir so wie alle angesehene Personen am Hof. Meine speciellern Freunde bewiesen mir ungemeine Sorgfalt. Ihre Namen verschweige ich, um niemand zu kränken, wenn mein Gedächtniß mir etwa nicht ganz getreu seyn sollte.

Eine meiner ersten Sorgen, nachdem ich Gott für die Erhaltung meines Lebens gedankt hatte, war diese: Ihre Majestäten meines unterthänigsten Danks für alle erzeigte Gnade zu versichern, und dann meine Familie von meinem Befinden zu benachrichtigen. Ich kann nicht unerwähnt lassen, daß ich in meinen lichten Zwischenräumen sehr viel bei einem Blick auf die Lage litt, in der ich Eure Mutter und Euch meine Lieben hinterließe. Ich mochte sie nicht bitten, im Fall Gott über mich verfügte, ins Louvre zu gehen, um meine Dienste vorzustellen; ich wußte wie vergeblich dies seyn würde. Ich hoffte aber, Gott würde Barmherzigkeit mit Euch haben, da er Euch eine Mutter erhielt, die stets seinem Dienst ergeben war, und vielen, besonders aber Euch zu einem Beispiel dient, wie Ihr es nie besser finden und befolgen könnt.

Der

Der König war nach Compiegne, und dann nach einigem Aufenthalt nach Mante gegangen, von wo Er nach Pontoise zurückkam, und wieder nach Mante gieng. Da meine Kräfte sich wieder einfanden, gieng ich nach St. Germain, wo Er zwey Tage nach mir ebenfalls eintraf. Ich machte mich sorgfältig mit hinzu in seine Gegenwart, wenn von irgend einer wichtigen Sache die Rede war; nicht als ob ich schon im Stand gewesen wäre, wieder zu dienen, sondern blos um zu zeigen, daß ich weder gestorben noch ohne Hoffnung sey, meine bisherigen Dienste fortzusetzen.

Ich vergaß zu sagen, daß, während der Hof zu St Germain war, der Herzog von Rohan, Goulas und einige andre, dahin kamen um dem König von Seiten Monsieurs Vorschläge zu thun, die so übertrieben schienen, daß man sie geradezu verwarf. Die Herzoginn von Eguillon begab sich ebenfalls dahin, um den Vergleich des Prinzen Condé zu Stand zu bringen; da ich aber nie erfuhr, was ihre Anträge waren, so schweige ich hier davon.

Auch die Stadtdeputirten und Obersten von Paris kamen in gleicher Absicht dahin, die einen mit Bitte um Gnade, die andern um Verzeihung des Vergangenen, alle aber mit der Versicherung, wenn der König wieder hinkommen wolle, werde er allen Gehorsam finden. Der Herr von Seve, der zur Belohnung Prevot des Marchands wurde, führte das Wort mit solcher Kraft und Beredsamkeit, daß er Eindruck auf Ihre Majestäten machte, und Sie dahin vermochte, nach Paris zurück zu kehren, wohin ich mich einen Tag zuvor begab, voll ungeduldiger Erwartung die Stunde der Ankunft des Monarchen zu vernehmen.

Monsieur, dem es ganz unerwartet kam, daß der König sich hinein wagte, der daher seine Angelegenheiten noch nicht in Ordnung gebracht hatte, verlangte, man möchte den Einzug nur noch um einen einzigen Tag verschieben, wobei er zu verstehen gab, er wäre im Stande, ihn sonst zu verhindern. Der König kehrte sich aber nicht daran, und ließ ihm sagen: Er wolle ihm seinen Besuch machen, da des Herrn Vetters Liebden Anstand nähmen, Ihm entgegen zu kommen. Monsieur war hierüber so betreten, daß er keinen andern Rath wußte, als sich in sein Palais einzuschließen, und die nöthige Sicherheit für die Nacht, und dann zu seiner Abreise nach Limours zu verlangen, wohin man le Tellier schickte, um mit ihm zu unterhandeln, weil man wußte, daß dieser ihm nicht mißfällig wäre. Die Prinzessinn Orleans erstaunte, daß man sich so wenig aus ihrem Vater machte, versteckte sich, und verließ dann die Stadt in einem Miethwagen.

Um sich als Gebieter zu zeigen, erließ der König den Befehl, daß das Parlement sich morgen im Louvre versammeln sollte. Diejenigen Räthe, die es zu Pontoise gehalten hatten, nahmen dabei ihre Plätze, bis auf einige, die nicht dazu geladen wurden; diejenigen, die zu Paris geblieben waren, wurden admittirt. Der Kanzler der sich davon gemacht und zum König begeben hatte, führte dabei das Wort, stellte das Verbrechen Einiger in seiner ganzen Größe dar, und machte endlich aufmerksam auf den frommen eines allerchristlichsten Königs würdigen Entschluß Sr Majestät, das Vergangene zu verzeihen, und das Andenken daran zu vertilgen. Die gerechte Ahndung, setzte er hinzu, würde nur sehr wenige betreffen, und eher ein Beweis von der Gnade als von dem gerechten Unwillen des Monarchen seyn.

Brouf-

Brouſſel, der während den Unruhen Prevot des Marchands geweſen war, wurde abgeſetzt, und einige Räthe exilirt, jedoch ohne an ihrer Ehre verkürzt zu werden. Mehrere davon wurden in der Folge wieder begnadigt.

Man vergaß in dieſer Sitzung die Parlementsregiſtraturen aus der Zeit der Empörung holen zu laſſen, denn ſie hätten eigentlich zerriſſen, ja durch Henkers Hand verbannt werden ſollen. Es unterblieb, weil ich mich nicht dabei befand, um es zu erinnern. Ich beſchwerte mich darüber, ſobald ich ins Louvre kam.

Der Kardinal von Retz kam von Zeit zu Zeit hin, allein die Reden, die er da führte, paßten nicht zu dem was er anderwärts äußerte. Die Würde zu der er erhoben worden war, weit entfernt ihn an ſeine Pflicht gegen den König zu mahnen, erzeugte vielmehr in ihm den Wahn, daß er unter ihrem Schutz ungeſtraft alles thun und reden dürfte.

Trotz ſeiner Entfernung vom Hof hatte der Kardinal Mazarin doch noch den entſcheidendſten Einfluß. Höchſtwahrſcheinlich ließ er den König warnen, dem Kardinal Retz nicht zu trauen, und ſich ſeiner Perſon zu verſichern, ſobald ſich Anlaß oder Gelegenheit dazu fände. Sie fand ſich auch einſt, als er ins Louvre kam. Er wurde arretirt und nach Vincennes gebracht, wo er ziemlich lang bleiben mußte, ſo ſehr ſich auch der Nuncius um ſeine Loslaſſung oder doch Abgebung an das päpſtliche Gericht bemühte, mit der Verſicherung, daß er nicht geſchont werden ſollte, wenn er ſtrafällig befunden würde.

1653.

Befreit von der Furcht vor dem Kardinal Retz entſchloß ſich Mazarin zum König zurückzukommen.

Um aber seine Eitelkeit zu kützeln, und sich gegen die Erbitterung der Pariser zu sichern, erhielt er, daß Se Majestät ihm entgegenfuhren. Der König führte ihn ins Louvre, wo man ein Apartement für ihn eingerichtet hatte, indem Se Majestät glaubten, er werde hier sichrer seyn, als im Palais Royal, nachdem man eine Garde-Compagnie an die Conferenz-Thüre gestellt hatte, was nachher blieb.

Der Nuncius glaubte, oder stellte sich wenigstens, zu glauben, daß die Ankunft des Kardinals Mazarin die Loslassung des Kardinals Reß erleichtern würde. Wurde er zu dringend, so sagte man ihm, er habe den erstern für vogelfrei erklären gesehen, ohne sich groß darum zu kümmern; worüber der Nuncius sich so gut als es gehen wollte, entschuldigte. Fieng er seine Vorstellungen wieder von vorne an, so lautete die Antwort: obschon der Papst durch das Concordat sich das Erkenntniß in größern Sachen, besonders wo ein Cardinal in Anspruch käme, vorbehalten habe; so sey doch diese Clausel den Freiheiten des Reichs so zuwiderlaufend, daß der König sich solche unmöglich gefallen lassen könne u. s. w.

Dieser Streit kam dem Verhafteten zu statten, denn er war noch vor kein Gericht geladen. Ich sagte einst zu Mazarin: ich wunderte mich, daß eine solche Kleinigkeit uns aufhielte. Man müsse Commissarien vom Papst verlangen: „Bewilligt er sie, so haben wir „was wir wollen; nämlich Verfahren gegen den Kar„dinal Reß; verweigert er sie, so wird der König „ihm, was schon von seinen Vorfahren so gehalten „worden ist; von den Bischöffen des Reichs einen Aus„spruch über einen aus ihrem Mittel verlangen, der „seine Treue gegen Ihn brach). Die Bischöffe ent„schließen sich entweder dazu oder nicht, entweder aus

„Furcht,

Digitized by Google

„Furcht vor dem Papst oder aus besondern geheimen „Rücksichten. Die Verweigerung des Papsts und die „der Bischöffe werden den König berechtigen, das Er„kenntniß hierinn seinem Parlement zu übertragen. „Wir haben mehrere frühere Beispiele, die das Recht „Sr Majestät begründen, und selbst in der gesunden „Vernunft gegründet sind, welche fordert, daß Privile„gien und andre Gnadenverleihungen einen Bischoff „zwar von der weltlichen Gerichtsbarkeit ausnehmen, „ihm aber darum doch nicht die Freiheit einräumen kön„nen, ungestraft alles zu wagen. Hieraus folgt aller„dings klar, daß die Zögerung der Bischöffe oder die „Weigerung Recht zu schaffen, dem König wieder in „seine zuständigen Gerechtsame einsetze, u. s. w.“

Mazarin wollte nicht gern seiner Würde etwas vergeben, und doch auch nicht einräumen, was der Papst verlangte. Er entschuldigte sich daher bald mit einem bald mit dem andern Grund gegen den Nuncius, während er fortfuhr denjenigen gefangen zu halten, dessen Geist er fürchtete.

Während man sich darüber stritt, wer den Kardinal Retz richten solle, gieng der Winter zu Ende und das Frühjahr kam heran, wo man auf Mittel zu Fortsetzung des Kriegs bedacht seyn mußte. Der König war zwar desjenigen los, den er gegen seine eigne Unterthanen zu führen gehabt hatte; doch gab es noch manche zu bändigen, und seinen äußern Feinden die Spitze zu bieten. Er hatte auch trotz allen Anstrengungen das Unglück, in Einem Jahr drei wichtige Plätze zu verlieren. Barcelona aus Mangel an Unterstützung; Dünkirchen aber, weil die Engelländer, als alte Feinde Frankreichs, uns hinderten, Verstärkung hinein zu legen, und unter dem Vorwand von Repres-

fallen diejenigen, die im Krieg mit uns begriffen waren, begünstigten, ohne in Allianz mit ihnen zu stehen. Gleiches Schicksal endlich hatte Casal, weil es seit dem Tod des verstorbenen Königs vernachlässigt worden war, ohnerachtet die Minister von Mantua uns oft benachrichtigt hatte, in welchem schlechten Zustand der Platz sey, indem die Magazine ausgeleert worden wären, um die Besatzung zu erhalten, die seit langer Zeit nicht bezahlt worden war; die Kanonen keine Lavetten hätten, und unbrauchbar wären; das Pulver zu Teig worden wäre, weil man es nicht gehörig umgerührt habe; und daher zu besorgen stehe, die Spanier möchten sich Meister davon machen, oder auch wohl der Herzog von Mantua selbst, um es nicht den Spaniern in die Hände fallen zu lassen. — Es erfolgte aber, was man nie gedacht hätte. Die spanische Armee nämlich belagerte es, um es dem Herzog von Mantua zuzustellen.

Die Citadelle von Turin war eben so vernachlässigt worden; allein die Zuneigung, welche Madame Royale stets gegen Frankreich beibehielt, hintertrieb es noch, daß wir nicht eben so schimpflich daraus verjagt wurden, und man gestattete den wenigen Soldaten, die darinn lagen, täglich sich Brod in der Stadt zu holen.

Man that in diesem Feldzuge nichts, was beträchtlich genug gewesen wäre, einen so manchfachen Verlust zu ersetzen, und der von Rocroi verminderte um vieles die Freude über die Einnahme von Monron. St Menehoud, die letzte unsrer Eroberungen, konnte nach all dem Unglück, das uns betroffen hatte, für keinen bedeutenden Gewinn gelten. Was uns aber noch tröstete, war, daß wir, besiegt im Auslande, in unserm Vaterlande siegten. Die Zurückkunft des Königs nach Paris erfüllte das Volk mit ungemeiner Freude.

Man

Man könnte durch die Sorgfalt, womit der Kardinal sich nach meinem Befinden erkundigte, und durch seinen persönlichen Besuch bei mir in meiner Krankheit, leicht verleitet werden, auf freundschaftliche Gesinnungen gegen mich zu schließen. Ich muß bekennen, daß ich selbst so dachte; ich bemerkte aber bald, daß ich mich geirrt hatte, indem er stets darnach trachtete, mich um Glück und Ehre zu bringen.

Er ließ mir, unter dem scheinbaren Vorwand meine Gesundheit zu schonen, vorschlagen, mich eines gewissen Silhon [7]) zu den königlichen Ausfertigungen zu bedienen, und in dem Wahne, daß ich sicher in diese Schlinge gehen würde, erklärte er die Sache als schon ausgemacht, und Silhon wurde schon von vielen Personen deswegen komplimentirt. Als ich aber davon hörte, erklärte ich, daß ich nie darein willigen würde. Da le Tellier mit mir darüber sprechen wollte, so antwortete ich ihm so, daß der Kardinal wohl schließen konnte, man müsse mich entweder noch schlimmer behandeln, oder lieber in Ruhe lassen; denn ich würde es eher aufs Aeusserste ankommen lassen, als die mindeste Beeinträchtigung meines Amts und meiner Ehre gestatten.

Ich hatte freilich unsägliche Mühe, mich all der Versuche dieses Premierministers gegen mich zu erwehren; allein die Klugheit erforderte, meine Maasregeln blos unter der Hand zu nehmen, ohne es zum offenbaren Bruch kommen zu lassen, indem er das Vertrauen des Herrn und die ganze Macht des königlichen Ansehens besaß.

Einige Tage darauf bekam ich ein dreitägiges Fieber, das aber zu gänzlicher Wiederherstellung meiner Gesundheit ausschlug.

Digitized by Google

1654.

Nachdem Ihre Majestäten den Winter zu Paris zugebracht hatte, machte man Anstalten, um im Frühjahr aufs Land zu gehen. — Man traf alle Vorkehrungen zur Salbung des Königs, und ließ sich vorläufig unter der Hand bei dem Herzog von Orleans erkundigen, ob er der Feierlichkeit beywohnen würde. Er gab keine bestimmte Antwort, war aber der Verstellung nicht so Meister, daß man nicht gemerkt hätte, er werde sich excusiren. Der Prinz von Conti, mit einer Nichte des Kardinals vermählt, glaubte sich nicht dabei einfinden, noch warten zu dürfen, bis diese Feierlichkeit vorbei wären, um sich auf seinen bestimmten Posten zu verfügen.

So kam es, daß bei der Salbung des Königs Prinzen vom Geblüt nicht waren, ausser seinem einzigen Bruder, und dem Herzog von Vendome, der zwar allerdings vom königlichen Hause war, aber eigentlich weder auf den Rang noch die Vorzüge desselben Anspruch hatte, dennoch aber hier den zweiten Platz einnahm. Unter den Pairs hatte der Herzog von Elboeuf den dritten, der Herzog von Candale den vierten, und die Herzoge von Roannez und Bournonville die beiden letztern. Als es nur sechs Pairs von Frankreich gab, wurden die Könige bei feierlichen Handlungen von ihnen bedient. Zur Zeit der Krönung unsers Monarchen gab es ihrer ungleich mehr; da aber keine hinreichende Anzahl dieser Feierlichkeit beiwohnte, mußte man die Fehlenden durch Herrn besetzen, deren Glück vollkommen seyn würde, wenn sie zu dieser Würde erhoben werden könnten.

Das Commando der Armee erhielten die Marschälle von Turenne und la Ferté, und während sie sich zu-

zusammenzogen, kam der König nach Sedan, wo man die Belagerung von Stenai unter Faberts Kommando, beschloß. Eingedenk der Dienste die er ihm geleistet hatte, war der Kardinal auf dessen Erhebung bedacht, um sein Verdienst und seine Tapferkeit zu belohnen.

Der Prinz Condé hatte die Spanier gebeten, ihn bei dieser Gelegenheit nicht im Stiche zu lassen; es fanden sich aber so viele Schwierigkeiten dagegen, daß er wohl merkte, es würde unmöglich seyn, sie alle zu übersteigen. Dies veranlaßte ihn, ihnen einen sehr kühnen Vorschlag zu thun. Es betraf die Belagerung von Arras. „Erobere ich es — sagte er — so gewinnt „Ihr mit Wucher, und ich auch, indem mein Interesse „mit dem Eurigen verbunden ist, und ich es nicht da„von abzusondern gedenke!"

Da die Belageruug würklich unternommen wurde, so erhielten die Marschälle von Turenne und la Ferté Befehl, alles daran zu wagen, um den Platz zu entsetzen. Le Tellier wurde nach Peronne geschickt, um die Herbeischaffung aller Erfordernisse zu beschleunigen, und das Glück des Königs war auch würklich hier so groß, daß sie mit einer sehr geringen Macht damit zu Stande kamen.

Um seiner Armee Muth zu machen, begab der König sich nach Peronne, wo Er die angenehme Nachricht erhielt, daß sie die Feinde in ihren Linien überwältigt habe. Er bekam Lust die dadurch entsetzte Stadt Arras zu sehen, und kam von da nach Peronne zurück, wo er erfuhr, daß der Kardinal von Retz aus dem Schloß von Nantes entflohen sey.

Er war hier als Gefangener auf seine Parole gehalten worden. Der Nuncius und ich hatten ihn im vori-

vorigen Jahr besucht, um ihn zur Entsagung auf das Erzbisthum Paris, gegen eine große Vergeltung, zu bewegen, was er aber nicht bewilligen wollte. Nachher bereute er dies entweder aufrichtig oder nur zum Schein, und äußerte den Wunsch, daß der Marschall Meilleraie seine Bewachung erhalten möchte, bis der Papst seine Entsagung acceptirt hätte. Der Marschall hatte nicht Lust dazu; da aber seine Gemahlinn, deren Bruder mit einer Tochter aus dem Hause Retz vermählt war, ihm anlag, und der Kardinal ihn ebenfalls darum bat, gab er endlich nach, nachdem der König ihm versprochen hatte, er dürfe dem Gefangenen alle Freiheit die Verlassung seiner Hafft ausgenommen, gestatten; der Kardinal von Retz aber keinen Schritt zu thun, der den Marschall zu einer üblern Behandlung nöthigen könnte.

Wenn der König damals gleich jemand zum Erzbisthum Paris nominirt hätte, würde der Kardinal es vielleicht noch für ein großes Glück gehalten habe, die ausgemachte Vergütung anzunehmen. Da er aber hörte, daß der Papst niemand zur Verwaltung seiner Diöces während seiner Abwesenheit ernennen wollte; stellte er sich, als glaubte er, man wolle ihn in engere Verwahrung bringen, und die Unpäßlichkeit des Marschalls Meilleraie möchte seine Wegschaffung nach einem andern Gefängniß veranlassen; dabey war er einzig auf Mittel bedacht, sich in Freiheit zu setzen.

Ich würde dieser Sache gar nicht erwähnt haben, weil ich nichts dabei zu thun hatte, wenn nicht der Kardinal an mich einen Adelichen geschickt hätte, mit der Bitte, dem König vorzustellen: „einzig die Noth„wendigkeit, sein Leben zu sichern, und sich gegen seine „Feinde zu decken, hätte ihn zu dem itzigen Schritt ver„mocht. Se Majestät würden übrigens in jedem Ort

„der

„der Welt an ihm einen getreuen Diener haben, der „sein ganzes Leben hindurch nach dem Glücke streben „würde, Ihre Gnade zu verdienen; indem er sich ver„sichert halte, Allerhöchstdieselben würden, nach Erken„nung seiner Unschuld, ihn gegen die Verfolgung seiner „Feinde schützen, die Se Majestät mit gehässigen Vor„spieglungen gegen ihn eingenommen hätten ꝛc.

Ich sagte dem Adelichen, ich fände es sehr dreust von ihm, daß er sich einer solchen Commission unterzogen hätte, ohne noch zu wissen, ob Se Majestät es genehm hielten; und daß er sich nach Hof hätte schicken lassen von einem rebellischen Unterthan, über den Se Majestät gerechte Beschwerden hätten; ich würde übrigens vortragen, was er bei mir angebracht hätte, und ihm dann den Willen des Königs, und was weiter zu thun wäre, kund thun.

Ich erzählte dem Kardinal Mazarin, was ich vernommen hatte. Er stand bei sich an, ob er den Adelichen nicht sollte arretiren lassen; ich widersetzte mich aber, und sagte: „was hat er denn weiter gethan, als „was Sie selbst wünschen konnten; die Gründe nämlich zu Ihrer Wissenschaft gebracht, die der Kardinal „zu seiner Rechtfertigung anführen will. Sein Betragen wird Ihnen Blößen genug geben; denn es ist „nicht wahrscheinlich, daß er im Reich bleiben sollte. „Ich weiß keine schicklichere Antwort an ihn, als daß „man dem Adelichen einen starken Verweis giebt, und „dabei sagt: da der Kardinal von Retz einmal seine „Pflicht gegen den König verletzt habe, so könne er im„merhin auch dem Marschall von Meilleraie sein Wort „brechen!“ —

Ich schrieb das Betragen des Kardinal Retz nach Rom, und wir vermutheten, er werde nach Spanien gehen,

gehen, was er auch würklich that, und sich dadurch immer mehr Tadel zuzog.

Mit ungemeiner Sorgfalt meldete man den Vortheil, den die Armeen des Königs davon getragen hatten, nach Engelland, um den Protector Olivier Cromwell von der ihm vorgeschlagenen Allianz mit Spanien abzuhalten. Da wir von diesem Antrag sowohl, als von seiner und seiner Nation Stimmung unterrichtet waren, suchten wir ebenfalls ihn zu gewinnen. Den Auftrag dazu erhielt Bourdeaux. Es gelang ihm auch, allein er machte uns verbindlich, die Engländer nicht zu Ausladung ihrer Kanonen und Waffen zu Blaye anzuhalten, wenn sie die Garonne hinaufgiengen. Sie waren zwar dessen schon in einem Tractat vom Jahr 1610 entbunden worden, wir waren aber dennoch stets im Besitz geblieben, und bedienten uns dieses Vortheils, um der Botmäßigkeit des Königs die Stadt Bourdeaux wieder zu unterwerfen, die troz dem deshalb bereits erhaltenen Pardon es noch immer mit den Rebellen hielt.

Die Landarmee kommandirte der Herzog von Candale, die Flotte der Herzog von Vendome, und Frankreichs Glück wollte, daß beide ihren Zweck bewürkten, und Guyenne, nebst seiner Hauptstadt, welche Gesetze vorzuschreiben wähnten, diese annehmen mußten, was sehr viel zu Widerstellung des königlichen Ansehens beitrug.

Ihre Majestäten kamen von Peronne nach Paris zurück, und giengen dann wieder nach la Fere, wo sie die schöne Jahrszeit vollends zubrachten. Die Armee hatte auf feindlichem Boden gestanden, damit die Feinde

de ebenfalls die Ungemächlichkeiten des Kriegs zu empfinden bekämen.

Man erhielt um diese Zeit Nachricht, daß der Kardinal von Retz, nachdem er in Spanien ans Land getreten war, und von Sr Katholischen Majestät Geld empfangen hatte *) sich endlich nach Rom begeben habe. Seine Revenüen wurden vom Fiskus in Beschlag genommen, weil der König mit Recht prätendirte, daß das Regale des Erzbisthums Paris Ihm zustehe, weil diese Eminenz Ihm noch nicht den Eid der Treue geschworen habe, ohne den sie weder die Temporalien genießen, noch die erledigten Beneficien vergeben könnte.

Es erschien eine Menge Schriften, sowohl für als wider die Gerechtsame des Kardinals Retz. Er versuchte die Gewissen mit ins Spiel zu bringen, indem er Generalvicarien anstellte, die unter seiner Autorität die Kirche von Paris administriren sollten. Man gab dem Papst zu verstehen, man würde es nicht zugeben; endlich aber kam es doch durch Vergleich dahin, daß der Kardinal als Erzbischoff anerkannt wurde, der König aber unter denen, die er zur Administration in seinem Namen vorschlug, die Wahl hatte.

Den Winter über fiel nichts Merkwürdiges vor. Der Einfluß des Kardinals Mazarin wurde indeß von Tag zu Tag stärker, unerachtet der König reifer wurde. Alle Gnadensachen hiengen vom Premier-Minister ab, dem alle Welt dem Hof machte, unerachtet es eine Menge Menschen gab, die, ob sie schon nicht wagten, sein Verfahren laut zu tadeln, dies doch im Herzen thaten.

Da man sich bereits sagte, es sey Zeit, den König zu vermählen, so wußte der Kardinal der allgemei-

nen Wünsche, denen er nicht zu widersprechen wagte, dadurch zu spotten, daß er fragte, auf welchen Gegenstand denn die Wahl fallen sollte? Er schlug zuerst die Prinzessin von Savoien vor; man zeigte ein Porträt von ihr, aber so gezeichnet, daß es nur Widerwillen einflößen konnte. Man zeigte die Gemählde der Prinzessinnen von Parma und Modena, die aber blos dazu dienten, sie von der Wahl auszuschließen. Freilich zählten sie erst zwanzig Sommer, allein ihr Embonpoint konnte sie unfruchtbar machen!

Dabei unterließ Se Eminenz nicht, zuzugeben, daß der König einer seiner Nichten mehrere Galanterieen machte, sagte jedoch, er würde nie zugeben, daß Er sich mit ihr vermählte. Bei allem Zutrauen das die Königinn sonst in alles setzte, was der Kardinal sagte, konnte sie hierbei doch nicht umhin, unruhig darüber zu werden.

Als er mir einst die beiden Porträts der Prinzessinnen von Parma und Modena zeigte, entfiel ihm, wie ich mich noch erinnere, die Aeusserung: was ihnen im Weg stehe, ein großes Glück zu machen, sey allzugroße Wohlbeleibtheit (Embonpoint).

Ich versetzte darauf: das gestehe ich! Da ich ihm aber den Gedanken benehmen wollte, uns eine seiner Nichten zur Königinn zu geben, so setzte ich hinzu: eine üble Vermählung verursache große Unordnungen, und die, welche die Farnesen mit einer Aldobrandini geschlossen hätten, sey dem Glück der daher abstammenden Prinzessinnen sehr hinderlich.

Was die Prinzessinn von Savoyen betrifft, so fiel ihm nie ein, sie mit dem König zu vermählen; denn ob er gleich partheiisch für dies Haus war, so war ers doch nur für die jüngern, Lomenie und Madame Royale

le konnte sich nicht entschließen, diese so hoch zu erheben. Ich sagte es bisweilen zur Königinn, und setzte hinzu: „Beten Sie zu Gott um Frieden, und wenn er „Ew. Majestät erhört, wird er Ihnen zur Schwieger„tochter eine Nichte geben".

Je mehr die Sache nach der Meinung der andern entfernt zu seyn schien, desto mehr war ich davon überzeugt; nicht als ob ich dem Kardinal dankbare Gesinnungen gegen die vielen Verbindlichkeiten, die er der Königinn hatte, zugetraut hätte, sondern weil er begreifen würde, daß man keine vortheilhaftere Verbindung schließen könnte. Die des Königs mit der Prinzessinn von Savoyen hatte ihre Schwierigkeiten, indem der Monarch noch nicht das kanonische Alter erreicht hatte, um über seine Person disponiren zu können. Dasselbe Hinderniß stand auch der Nichte Mazarins im Wege, dem ich bei Gelegenheiten wohl sagte: „ein majoren„ner König hat wohl die Regierung seines Reichs, nicht „aber die Freiheit, über sich selbst zu verfügen. Die „Gesetze der Kirche sind dagegen. Denn wenn er sich „kanonswidrig vermählte, so sind sie ihm behülflich, ei„ne solche Ehe wieder zu trennen, die weder vor Gott „noch Menschen recht seyn könnte." — Ich machte freilich damit schlecht den Hof, empfand aber in mir selbst eine solche Zufriedenheit darüber, daß ich Dinge, die ich fürchten sollte, verachtete, um nur in dem Gemüth des Kardinals verschiedene Besorgnisse zu erregen, welche die Absicht der Königinn begünstigten, und zu dem Glück beigetragen haben mögen, das wir gegenwärtig genießen.

La Barde arbeitete unabläßig an der Erneurung der Allianz mit den Schweizern. Wäre er mit einer beträchtlichen Geld-Summe unterstützt worden, so hät-

te er die Cantons wohl dazu bringen können. Lag man dem Kardinal darum an, so fragte er, was man denn für Nutzen davon hätte? Brauchte er aber Rekruten, so lobte er den Eifer des königlichen Gesandten, womit er diese Angelegenheit betreibe.

Als er einst mit mir darüber sprach, sagte ich ihm: mehrere von unsern Königen und deren Ministern wären der Meinung gewesen, diese Nation für Frankreich zu gewinnen, welche bei verschiedenen Gelegenheiten wichtige Dienste leistete; wenn sie aber nicht auf unsrer Seite war, habe man sich stets übel dabei befunden.

„Was damals gut gewesen seyn mag, gab er zur Antwort, würde gegenwärtig zu nichts helfen. Gehen auch die Schweizer von uns ab, so haben wir noch „Leute, die wohl so gut sind als sie." Er meinte die Teutschen und Italiener. Die Schweizer, sagte ich, haben so viele Siege über die erstern davon getragen, daß leicht zu schließen ist, ihre Nation müsse denen vorzuziehen seyn, die ihnen nur mit Beistand aus eben der Nation zu widerstehen vermochten.

Meine allzufreie Aeusserung gefiel dem Kardinal nicht; ich hätte aber an Ehre und Gewissen einen Verrath zu begehen geglaubt, wenn ich, wie so viele Andre, einzig darauf bedacht gewesen wäre, seine Freundschaft durch Gefälligkeit zu erwerben.

Gegen des Kardinals Gesinnung sprach ich la Barde oft Muth zu, seine Bemühungen fortzusetzen, und bisweilen vermochte ich Mazarin selbst, ein gleiches zu thun. Hätte die Sache durchgesetzt werden können, ohne Geld auszugeben, er würde sie so eifrig gewünscht haben, als ich selbst; er betrachtete aber die königlichen Gelder, als seine eignen, und konnte sich

nicht

nicht entschließen, sie auszugeben, was für Vortheile man auch dadurch erhalten konnte.

Würklich ist auch der Kardinal, weil er zu ökonomisch war, Schuld daran, daß Catalonien für Frankreich verloren gieng. Sein Geiz machte, daß Spanien uns Casal wegnahm.

1655.

Dünkirchen blieb den Engelländern, denen wir noch mit unsrer eignen Macht dazu verhelfen mußten. Es ist nichts daran gelegen, ob ich hier anführe, in welchem Jahr wir uns mit Cromwel verbanden. Wissenswerth ist es aber, was uns dazu nöthigte, und welche Uebereinkunft wir mit ihm schlossen.

Die Spanier boten ihm eine Armee an, um Calais wieder zu erobern, wenn er uns den Krieg erklären, und sich anheischig machen wollte, weder Frieden noch Waffenstillestand mit uns zu schließen, ohne sie mit einzuschließen. Wir hatten Beweis davon, und fürchteten mit Recht eine Verbindung dieser beiden Nationen. Um sie nun zu hintertreiben, machten wir den Engländern den Antrag, ihnen zur Eroberung von Dünkirchen behülflich zu seyn, wenn sie unsre Absichten auf Grävelingen unterstützen wollten [9]). Wir benutzten ferner das Verlangen dieser Nation, einen festen Fuß in Indien zu haben, zeigten ihr die Leichtigkeit, dazu zu gelangen, und redeten ihr die enge Freundschaft aus, in der sie sonst mit den Spaniern gelebt hatte. Wir stellten vor, daß die Hoffnung einer vortheilhaften Handelsverbindung die Engländer nicht abhalten dürfe, darauf auszugehen, sich der Schätze Westindiens zu bemächtigen.

Diese Vorstellungen fanden Eingang bei Cromwel *), und zwar um so eher, weil er wohl einsah, wenn er seinen Britten nichts zu thun gäbe, so würden sie schwerlich erdulden, was er sich über sie herausnahm. Denn er hatte bereits vergessen, daß sie ihm blos gehorchten, weil er ihnen Hoffnung gemacht hatte, Engelland zu einer Republik zu machen, woran er aber gar nicht mehr dachte, da er seine Gewalt noch weit über die Macht der Könige ausdehnen wollte.

Ich war einer der Kommissarien, die mit seinem Gesandten unterhandelten. Wir setzten fest, wie viele Mannschaft und Schiffe er uns zur Eroberung von Grävelingen stellen solte, und mit welcher Macht wir ihm zur Eroberung von Dünkirchen behülflich seyn sollten. Ferner wurde bestimmt: wenn der erstere dieser Plätze vor dem andern erobert würde, sollten sie ihnen Pfandsweise verbleiben, bis wir ihnen zu dem ihrigen verholfen hätten. Wir waren auch darauf bedacht, den Bürgern, welche in der Stadt bleiben wollten, freie Uebung der katholischen Religion zu sichern, und brauchten in den drei Verträgen, die wir mit den Engländern schlossen, alle mögliche Vorsicht, um nicht von ihnen betrogen zu werden; denn sie gehen dabei nicht immer ehrlich zu Werk. Sie behalten sich darinn gewöhnlich irgend eine ihnen vortheilhafte Auslegung offen, nach der Weise ihrer Ahnherrn, der Normänner, und machen bisweilen wenig Umstände, diejenigen zu betrügen, die mit ihnen sich einlassen. — Diese Conventionen mit ihnen wurden auf drei verschiedene male geschlossen; da aber die Zeitbestimmung hier gleichgültig ist, führte ich lieber alles zusammen an, was mir davon bekannt ist.

---

*) Ich habe bereits bei Gelegenheit der Schweizer-Negociation die Denkungsart und den Geiz des Kardinals

dinals gezeigt. Nun auch ein Wort von seinem unläugbaren Haß gegen unsre Nation und ihr Interesse.

Er tadelte unsre Könige oft wegen der Allianz mit den Schweizern so sehr, als hätten sie sie mit den Türken geschlossen, und um diese Monarchen lächerlich zu machen, sagte er einst zu mir: „Die alten Politiker „sind unentschuldbar, daß sie diese beiden Allianzen ein„giengen; ich staune darüber, und begreife gar nicht „warum? Ich bin freilich der modernen Politiker ei„ner, die den Fehler haben sollen, gerne ihre Vorgän„ger zu kritisiren!“

Da er dies in Gegenwart mehrerer im Zimmer befindliche Personen gegen mich änsserte, so glaubte ich ihm folgendes antworten zu müssen: es könnte seyn, daß die alten Politiker, deren Verfahren Sie so lächerlich finden, gegenwärtig Ihrer Meinung wären, und vielleicht vergäßen, daß die Franzosen mit dem Beistand der Schweizer Mailand eroberten, es aber wieder verloren, weil sie sie nicht zu Freunden behielten; daß als Franz I. vom Kaiser Karl V. unterstützt, vom Papst, den italienischen Fürsten und Heinrich VIII. von Engelland aber angegriffen war, sobald die Ottomannische Flotte erschien, der Papst, der Kaiser und die andern Fürsten ihn um den Frieden baten, in welchen mit eingeschlossen zu werden, Se Brittische Majestät für ein Glück halten mußten.

Da der Kardinal mir bei einer andern Gelegenheit seinen Widerwillen gegen Frankreich bezeugte, und mir zur Last legte, daß ich immer Heinrich den Großen lobe, der durch seine Tapferkeit, Güte und Großmuth die Monarchie bei seinem Hause zu erhalten wußte; so gab ich ihm die Antwort: „es war aber auch ein gro„ßer König, wurde geliebt und gefürchtet von seinen

„Nachbarn, und ließ sich nicht regieren. Er hatte „meinem Vater und mir alle Beweise seiner Gnade „gegeben". — Der Kardinal staunte über meine Freimüthigkeit, und ich, aufrichtig, nicht minder über seine Hitze.

Die Portugiesen, die schon im vorigen Jahr gezeigt hatten, daß sie nicht fähig seyen, einen ihrem Vortheil gemäßen Entschluß zu fassen, schickten die beiden Sekretärs ihres Gesandten zurück, und dieser fuhr fort, Beweise ihrer Schwachheit zu geben, indem er zu dem König sagte: die beiden Sekretäre hätten Geld mitgebracht, und er wäre erbötig es an uns auszuzahlen, gegen die Versicherung, daß es gegen den gemeinschaftlichen Feind verwendet werden sollte, und man keinen Tractat ohne Se Portugiesische Majestät schließen wollte.

Da dieser Gesandte eine Sache von mir verlangte, die bereits vom vorigen König bewilligt worden seyn sollte, so verlangte ich die Urkunde darüber zu sehen. Er war dazu erbötig und glaubte der Forderung genugzuthun, indem er uns eine Rede vorzeigte, die das höchste Conseil an seinen König aufgesetzt hatte. Es war daraus ersichtlich, daß Se A. C. Majestät ihn ermahnte, Seine Gerechtsame zu behaupten, und ihm zu diesem Behuf Truppen anbot. Das Nähere sollte jedoch erst in einem besondern Vertrag festgesetzt werden, zu welchem Behuf Se Portug. Majestät an Se Allerchristlichste jemand absenden sollten. Da nun aber dieses geschehen war, ohne daß der Vertrag berichtigt worden wäre, so schloß ich, daß wir zu nichts verbunden seyen, und dieser Meinung waren auch andre Männer von richtigem Verstand.

Um

Um indessen dennoch dem Portugiesischen Gesandten zu zeigen, daß der König allerdings gesonnen sey, Se Portug. Maj. zu unterstützen, sagte ich ihm: „Da „Sie Geld haben, so helfen Sie uns damit aus, und „ich will Ihnen alle mögliche Sicherheit geben, daß „es Ihnen richtig wieder zurückbezahlt werden soll, im „Fall Ihr Gebieter den Tractat nicht unterzeichnet, den „ich Ihnen aufsetzen werde".

Ich ließ sogar bis auf funfzigtausend Thaler nach; allein der Gesandte, welcher wohl wußte, daß kein Geld sondern blos Zucker, den er verkaufen sollte, zu la Rochelle für ihn liege, lehnte es ab, und ich zog hieraus den Schluß: wir würden an Sr Portug. Majestät stets einen zuverlässigen Freund haben, wenn nämlich unsre Sachen gut giengen, und man so gut seyn wollte, ihm beizustehen; Er würde aber nie etwas thun, was Frankreich oder auch nur seinem eignen Interesse förderlich wäre, das er, wie man wohl sah, selbst nicht verstand.

Dieser Gesandte fragte mich oft, warum man wohl den Schweden, den Holländern und dem Landgrafen von Hessen unermeßliche Summen gegeben habe, von Portugal hingegen Geld verlange. Die Antwort darauf war leicht zu finden. Sie wären, sagte ich, sämtlich für die gemeine Sache thätig gewesen, statt daß sein Herr sich nicht rühre, aus Ueberzeugung, daß es ihm wohl erlaubt sey, zurückzunehmen, was ihm gehörte, daß er aber nicht ohne ein enormes Verbrechen auf sich zu laden, fremdes Gut an sich reißen könne. Seine Absicht gehe also, weit entfernt, nach Eroberungen zu trachten, blos auf Vertheidigung seines Eigenthums. Es ist jedoch leicht zu begreifen, daß es für Ihren Monarchen kein sichreres Mittel giebt, wieder zu dem Seinigen zu gelangen, als wenn er sich im Stand

befindet, dem König von Spanien Plätze und Provinzen zurückzugeben.

Kurz vor der Zurückkunft der portugiesischen Gesandschafts-Sekretäre hatte ich der Königinn gesagt: da mein zweiter Sohn das kanonische Alter erreicht habe, Pfründen zu besitzen, so würde es mir lieb seyn, wenn er eine Abtei erhielte. Da nun die Königinn mir versicherte, sie würde gern die Hand dazu bieten, so befolgte ich den Rath, den man mir gab, mit le Tellier davon zu sprechen, damit er dem Kardinal davon sagen möchte.

Le Tellier übernahm dies mit Vergnügen. Ich muß aber hiebei anführen, was er mir wieder sagte, um zu zeigen, daß er es nicht vergessen habe. Der Kardinal äusserte nämlich: der König und die Königinn wären mir allerdings viel schuldig, und ich wäre berechtigt, auf Gnadenbeweise Anspruch zu machen, die von der Freigebigkeit Ihrer Majestäten abhiengen; er für sich aber achte sich nicht verbunden, die Dienste zu belohnen, die ich Ihnen geleistet hätte.

Man sieht hieraus, wie er dachte, und wie weit seine Verblendung gieng, auch daß er die Ernennung zu Pfründen als sein ausschließendes Recht ansah. Ich gab le Tellier zur Antwort: Ich hätte zwar den Reichthum stets verachtet, und weit entfernt, Schätze zu häufen, mich in beträchtliche Schulden gesteckt; indessen wäre ich doch erbötig, dem Kardinal ein sehr schönes Präsent zu machen, wenn er diese Aeusserung schriftlich von sich stellen oder drucken lassen wollte; denn ich würde mich dadurch sehr erhoben fühlen, indem ich nach dem Geständniß Sr Eminenz auf Gnadenbeweise Anspruch hätte, die vom König abhiengen, und die Se

Maje-

Majestät mir nicht ohne Ungerechtigkeit verweigern könnten.

Da um diese Zeit durch den Tod des Herrn von Chateauneuf drei Abteien erledigt wurden, so verlieh der König eine davon meinem Sohn, und nahm meinen Dank dafür gnädig auf, der in den Augen mehrerer Höflinge ein Verbrechen war. Ich benahm mich aber bei dieser Gelegenheit, wie ich bei mehrern andern gethan hatte, d. h. ich glaubte Gnadenbeweise nur denen zu danken zu haben, die sie zu ertheilen hatten.

1656.

Der Schluß des vorigen und der Anfang des neuen Jahrs wurden zu Paris verlebt wie die bisherigen. Man sprach vom Frieden, zu dem man nicht Lust hatte, und war blos auf Mittel bedacht, den Feinden Widerstand zu leisten. Man hielt häufige Conferenzen mit dem Herrn von Turenne; gestattete dem Marschall de la Ferte alles, damit er nur Truppen versprach, und, ungeachtet man die alten Compagnien schlecht behandelte, verlangte man doch von ihren Officieren, sie vollzählig zu machen. Sie hatten gut vorstellen, es sey ihnen schlechterdings unmöglich; man warf ihnen vor, andre thuen ihre Schuldigkeit besser als sie, ohne zu bedenken, daß diese auch ganz anders behandelt wurden.

Man beschloß, Cambrai zu belagern, und um die Feinde nichts davon merken zu lassen, gieng der König nach der Picardie, und erhielt von den Engländern, daß ihre Truppen zu dem gebraucht werden dürften, was man vortheilhafter fände. Die Empörung

der

der Besatzung zu Hesdin, wodurch der Angriff auf die Seeplätze verhindert wurde, machte, daß die Engländer darein willigten.

Die Feinde, welche diese Verabredung nicht voraussahen, hatten die Seeplätze sehr sorgfältig befestigt und besetzt, und dadurch die andern so sehr entblößt, daß ohne ein ganz besonderes Unglück Cambrai wahrscheinlich erobert worden wäre. Die königlichen Truppen rückten davor. Der Prinz, der sich an der Spitze der seinigen auf dem Marsch nach der See-Seite befand, um dort ein Corps zu formiren, entschloß sich auf die Nachricht von unsrer Postirung und dem schlechten Zustand der Stadt Cambrai, ihr zu Hülfe zu kommen. Dies gelang ihm, worauf Turenne urtheilte, die Belagerung könne nicht fortgesetzt werden. Die Engländer beschwerten sich darüber; man entschuldigte sich so gut man konnte, und die gute Behandlung ihrer Truppen beruhigte sie wieder einigermaßen.

Da es bekannt genug ist, auf welche Art wir genöthigt wurden, die Belagerung von Valenciennes aufzuheben, so sage ich hier nichts davon. Um einen Aufwand von hunderttausend Thalern zu ersparen zog der Kardinal uns den dort erlittenen Schimpf zu; denn wir würden diesen nicht erlitten haben, wenn die Brücke und Chaussee, welche die Communication zwischen den Quartieren unterhielte, so gewesen wären, daß man in Schlachtordnung hätte darauf marschiren können. Die größre Leichtigkeit des gegenseitigen Beistandes würde die Spanier verhindert haben, uns in unsern Linien anzugreifen.

Von den Feinden geschlagen, verlor Turenne dennoch den Muth nicht. Er hielt seine Armee in Ordnung, verhinderte, daß auf dies Unglück nicht noch ein

ein zweites erfolgte, und ehe er noch in die Winterquartiere rückte, nahm er den Feinden la Capelle wieder ab.

Monsieur, der lange nicht an den Hof gekommen war, glaubte die Gelegenheit dazu benutzen zu müssen, erhielt durch Vermittlung des Kardinals die Einwilligung des Königs dazu, und kam nach la Fere, um Sr Majestät aufzuwarten. Die Höflinge äusserten sich dabei verschieden gegen ihn, bald nach ihren eignen Gesinnungen, bald nach denen des Ministers. Manche riethen ihm zur schleunigsten Entfernung, wozu er sehr geneigt schien; andre hingegen, unter denen auch ich war, meinten, er sollte nichts übereilen; wenn er aber glaubte, wieder abreisen zu müssen, weil er erklärt hatte, er komme nur auf einige Tage nach Hof, so sollte er sich wenigstens vorbehalten, wieder zu kommen, ohne erst besondre Erlaubniß zu bedürfen.

Er versprach es uns, that es aber nicht, und unerachtet er beim König gut stand, brachte er doch den Rest seines Lebens wie im Exil zu. Seine Nachgiebigkeit gegen den Kardinal verstärkte den Einfluß eines allen Rechtschaffenen verhaßten Ministers; und setzte die Würde seiner hohen Geburt so herab, daß viele Leute keinen Unterschied mehr kannten, zwischen einem königlich französischen Prinzen und einem Particulier.

1657.

Er fieng an, die Vermählung seiner jüngsten Tochter mit dem König, zu wünschen, wagte es aber nicht, seinen

seinen Wunsch laut werden zu lassen, weil man glaubte, der Kardinal suche diese Ehre für eine seiner Nichten. Zwar würde Monsieur die Königinn nicht sogleich für seinen Plan günstig gefunden haben; allein in der Folge wäre sie doch wohl noch dazu behülflich gewesen, aus Furcht, der König möchte sich in Donna Olympia, Nichte des Kardinals, verlieben, [11]), nicht sowohl ihrer Schönheit als der Vertraulichkeit wegen, in der er mit ihr lebte.

Da die Königinn sich nicht enthalten konnte, mir ihren Kummer hierüber mitzutheilen, so nahm ich mir die Freiheit, ihr zu sagen, sie müsse sich nichts merken lassen, oder dem Kardinal sagen, sie würde sich genöthigt sehen, mit ihm zu brechen. Sie konnte sich aber hierzu nicht entschließen, und erwartete von der Zeit Mittel gegen das Uebel, das sie befürchtete.

Der König gieng abermal nach Sedan, und während seines dortigen Aufenthalts wurde Montmedi angegriffen und erobert. Der Monarch gieng von da nach Metz, wo ihn blos der Prinz von Zweibrücken besuchte. Der Grund dieser Reise war, die Unterhandlung zu unterstützen, die man dem Marschall Grammont und Lionne aufgetragen hatte, um zu verhindern, daß die Churfürsten den Prinzen des kürzlich verstorbenen Kaisers nicht wählten. Ihre Reise war aber vergeblich, und sie hatten nichts, als viel Geld unnütz verschwendet [12]).

Nachdem sie sich geschmeichelt hatten, ihr Vorhaben durchsetzen zu können, trugen sie darauf an, die Gewalt des neuen Kaisers durch Capitulationen einzuschränken, und glaubten viel gethan zu haben, daß sie die Absichten der Reichsfürsten unterstützt hatten.

Der

Der Kardinal und Servien waren mit ihnen überzeugt, daß sie den Kurfürsten von Baiern dahin vermögen würden, die Kaiserkrone zu verlangen; daß sie, wenn es ihnen mit diesem nicht gelänge, den Herzog von Neuburg dazu bereden, und endlich, wenn die Wahl eines oder des andern dieser Fürsten durchkreuzt würde, in den Deutschen den Wunsch erregen könnten, sie dem Könige zu übertragen.

Wer nur irgend sachkundig war, mußte diese drei Einfälle höchstlächerlich finden. Denn gesetzt auch, die Deutschen wären es überdrüßig gewesen, von Fürsten ihrer Nation regiert zu werden, so war es doch nicht wahrscheinlich, daß sie den König vorgezogen hätten, dessen Macht die Besorgniß hätte erregen können, er möchte Eingriffe in ihre Freiheiten unternehmen, und ihre Hoheitsrechte beeinträchtigen. Dies hatten sie weniger vom Erzherzog zu besorgen; denn wenn gleich dieser von Sr katholischen Majestät unterstützt werden konnte, so machte doch die Entlegenheit dieser beiden Heere ihre Macht minder furchtbar, als die von Frankreich, das mit dem Reiche gränzt.

Der Mangel an Ehrsucht, den der Kurfürst von Baiern seit dem Tode seines Vaters hatte blicken lassen [13]; die Lage seiner Staaten zwischen den Erbländern, derselbe Minister [14], dessen Rath immer bei ihm galt, dies alles ließ schließen, daß er nicht nach der Kaiserkrone trachtete.

Was endlich den Herzog von Neuburg betrifft, so waren sein zu Behauptung dieser Würde zu geringes Vermögen, und die Neider, die er im Kurkollegium hatte, ihm zu sehr im Wege, als daß zu erwarten gewesen wäre, er würde je durchdringen.

Der

Der Kardinal und Servien wagtens nicht, dem Marschall von Grammont und Lionne aufzutragen, daß sie den König in Vorschlag bringen sollten, sondern begnügten sich, ihren Wunsch nach Erhebung des Herzogs von Neuburg zu zeigen; wobei sie übrigens zu erkennen gaben, und einräumen mußten, da der Kurfürst von Baiern der einzige katholische Kurfürst sey, dem man die Kaiserkrone geben könne, so werde diese ihm, trotz seinem Widerwillen dagegen, angetragen werden.

Ich sagte ihnen einst, als wir darüber sprachen: „worauf gründen Sie dies Raisonnement? Sie müs„sen zugeben, daß Sie, um Ihren Plan durchzusetzen, „fünf Kurfürsten gewinnen müssen, statt daß der Erz„herzog nur zween braucht. Denn der Kurfürst von „Sachsen wird unstreitig nicht von ihm abgehen, und „er selbst wird seine Stimme sich als König von Böh„men geben. Haben Sie den Kurfürsten von Baiern, „so verlieren Sie den von der Pfalz wegen seiner Staa„ten. Hoffen Sie, die drei geistlichen Kurfürsten un„ter Einen Hut zu bringen, so ist dies wohl möglich, „aber schwer zu glauben. Gesetzt aber auch, so brau„chen wir doch immer noch eine Stimme; indem vier „noch keine Wahl, sondern blos einen Zwiespalt ma„chen. Da Sie nun Brandenburg nicht haben, so muß „Ihr ganzes Project scheitern. Denn wie können Sie „hoffen, daß dieser seine Stimme dem Herzog von „Neuburg geben werde, der sein Hauptfeind ist, und „mit dem er noch wegen der Jülichschen Erbschaft im „Streit liegt?“ —

Er muß sich, sagte Servien, dadurch beruhigen lassen, daß der König ihm das Wort giebt, einen Vergleich zu vermitteln, wenn Neuburg zum Kaiser erwählt seyn werde.

„Ich

„Ich zweifle, daß der Kurfürst von Branden„burg sich je dazu verstehen sollte, da ein Kluger in „der Regel nicht seinen Feind zu seinem Gebieter er„wählt".

Und warum — sagte Servien — sollte der Kurfürst von Baiern, unterstützt vom König, sich nicht gegen den Erzherzog erklären?

„Sie wollen — antwortete ich lachend — Für„sten sollen untereinander auf Cavaliers-Parole gehen; „allein kluge aufgeklärte Männer verlangen schon et„was bündigere Sicherheit!" —

Lionne ward dem Marschall Grammont bei dieser berühmten Ambassade als College zugegeben. Er griff mit Freuden darnach, bei seiner Zurückkunft aus Spanien. Dahin war Er geschickt worden, um Frieden zu unterhandeln, aber nicht so glücklich gewesen, ihn mit Dom Louis Haro zum Schluß zu bringen. Auch hielt er sich und sein Geschäft nicht so geheim, wie ihm befohlen worden war; denn auf der Grenze wurde er erkannt, und man wußte, was ihn nach Spanien führe.

Ein Cavalier aus diesem Lande, der den König die Instruction, welche Lionne bekam, hatte unterzeichnen sehen, schrieb von ihm und seinem Ansehn am französischen Hofe ungemein vortheilhaft an Dom Haro; da aber seine Vollmacht weder besiegelt noch contresignirt war, faßte dieser Mistrauen gegen ihn, und um denselben zu beruhigen, mußte ich die Antwort auf sein erstes Schreiben an den König, unterzeichnen.

Man stieß gleich anfangs auf eine Schwierigkeit, an welcher die Unterhandlung scheiterte. Lionne forderte,

so wie der Kardinal, Se katholische Maj. sollte sich des Prinzen von Condé nicht annehmen, Dom Haro hingegen sagte, sein König wolle gar nichts vom Frieden hören, ohne daß dieser Prinz in alle seine Güter und Würden wieder eingesetzt würde, worunter er auch seine Statthalterschaften begriffen wissen wollte. Dies wollten wir nicht einräumen, und es verursachte uns in der Folge neue Schwierigkeiten.

Das merkwürdigste, was Lionne bei seiner Unterhandlung that, war, daß er ein Geschenk ausschlug, das der König von Spanien ihn machen wollte. Es hätte ihm eben so viel Ehre gemacht, wenn er auch den Excellenz-Titel nicht angenommen hätte, den Haro ihm beständig gab; denn dies würde ein Beweis von seiner Bescheidenheit gewesen seyn, und dem spanischen Minister allen Anlaß entzogen haben, über seine Eitelkeit zu spötteln.

1658.

Da itzt die Hoffnung des Friedens zwischen beiden Kronen wieder gänzlich verschwunden war, durfte der Kardinal sich nicht mit einer Vermälung des Königs mit der Infantin schmeicheln. Er wollte itzt die Königinn und den ganzen Hof glauben machen: da er den König vermählt zu sehen wünsche, so habe er keinen Gedanken mehr auf seine Nichte. Er that Ihren Majestäten den Vorschlag nach Lion zu reisen, und der Madame Royale von Savoyen, dorthin zu kommen. Sie bezeugte Widerwillen dagegen, ihre Tochter, die Prinzessinn Margarethe, hin zu bringen. Man ließ ihm vielmehr sagen, der Hof möchte nach Grenoble gehen; Madame Royale werde alsdann mit der Prinzeßin in eine Kapelle zwischen dieser Stadt und Chamberi kommen,

wo

wo der König sie sehen könne. Allein die auf den Credit des Kardinals gestützte Hoffnung des glänzenden Glücks ihrer Tochter, machte doch, daß Madame Royale den erhaltenen Rath befolgte. Sie entschloß sich nach Lion zu kommen, und davon bald das Nähere.

Der König, der nach der Einnahme von Grävelingen zu Calais gefährlich krank gelegen hatte, und den Engländern behülflich gewesen war, Dünkirchen zu erobern, kehrte glorreich zurück, da seine Armee die Spanier besiegt hatte. Nachdem er sich zu Compiegne und dann zu Fontainebleau erholt und ein wenig zu Paris verweilt hatte, gieng er nach Lion ab, und nahm seinen Weg über Burgund, wo er sich länger aufhalten mußte, als er gedacht hatte, um an einige Geschäfte, von denen er sich große Vortheile versprach, die letzte Hand zu legen. Ich konnte ihm auf dieser Reise nicht folgen, weil ich von einem anhaltenden Fieber befallen wurde, das vierzehn Tage lang mit Schwäche und andern Ungemächlichkeiten verknüpft war.

Endlich trafen die Höfe von Frankreich und Savoyen, nicht ganz zu gleicher Zeit, zu Lion ein. Aus der guten Aufnahme des Herzogs und der Herzoginn von Savoyen beim König, und aus der Vertraulichkeit, womit Er sich mit der Prinzessinn Margaretha unterhielt [15]), glaubte der französische Hof schließen zu dürfen, sie werde wohl Königinn werden. Mein Sohn war gleicher Meinung uud schrieb es mir. Ich antwortete ihm aber, ich könnte die Sache noch nicht glauben, und der bloße äusserliche Schein könnte mich nicht andrer Meinung machen, wo ich unwiderlegbare Gründe hätte.

Der König benahm sich schon am folgenden Tag auf den Rath des Kardinals zurückhaltender. Dies wurde in Lion bekannt, und daß eine Dame von Stande auf ihrer Reise aus Spanien nach Italien zu Lion mit einem Spanier, den man in einem Kloster verborgen hielt, eingetroffen sey, um Vorschläge zum Frieden und zur Vermählung des Königs mit der Infantin, zu thun. Der Kardinal machte der Madame Royale die Eröffnung hiervon, die ihr eben nicht sehr angenehm seyn konnte, und indem er das Benehmen der Spanier bewunderte, sagte er: ihre Anschläge wären tief, doch nicht ganz überraschend; er könne, ohne die Königinn zu beleidigen, diesen Spanier nicht ungehört zurückschicken; Ihre königl. Hoheit könnten aber versichert seyn, daß einzig das Wohl der Christenheit im Stand seyn werde, einen Schluß mit ihm zu bewürken.

Madame Royale verlangte eine schriftliche Versicherung, daß der König sich mit ihrer Tochter vermählen werde; dies ward zugestanden, aber mit einer Clausel, die dem König allemal freie Hand ließ, zu thun was er wollte, ohne daß das Haus Savoyen sich für beleidigt halten könnte; man versprach es nämlich, wenn das Beßte Sr Majestät, die Größe seines Staats nebst der Ruhe seiner Unterhanen und der Christenheit Ihn nicht vermöchten, die Infantin zur Gemahlinn zu nehmen.

Der König setzte seine Reise fort, und ihm folgte dieser Spanier, Pimentel, den man frei hielt und bei dem Kardinal logierte. Nachdem er seine Vollmachten gezeigt hatte, trat man mit ihm in Unterhandlung, und brachte auch einen Waffenstillestand, nebst verschiedenen ziemlich bedeutenden Artikeln wirklich ins Reine; dem, welchen man für den Wesentlichsten hielt, beugte er indessen doch noch aus. Es betraf nämlich

die

die Wiedereinsetzung des Prinzen Condé in alle seine Stellen, oder seine Ausschließung davon für immer.

Mazarin blieb standhaft dabei, der Prinz sollte ihrer durchaus beraubt werden, indem der König sonst sich auch zum vortheilhaftesten Frieden nicht verstehen werde. Pimentel wies dies auf ausdrücklichen Befehl, den er dazu hatte, zurück. Endlich schlug man nach italienischer Sitte einen mezzo termino vor. Der Spanier sollte nämlich bewilligen, daß dieser Artikel, so wie der Kardinal ihn vorschlug, in den Contract gesetzt würde; er sollte jedoch nicht verbindlich seyn, ehe der König von Spanien ihn angenommen und gutgeheißen hätte.

Ich erinnere mich hierbei, daß der Kardinal einst mehrere von uns in seinem Zimmer fragte, ob der König, um Frieden zu bekommen, dem Prinzen die Statthalterschaft von Guienne wieder geben sollte. Ich sagte: nein.

„Auch sonst nichts?" sagte er zu mir.

„So rasch gehe ich nicht! — war meine Ant„wort. — Zwischen Guienne und gar nichts ist „noch ein mächtiger Unterschied". — Dann wendete ich mich gegen den Marschall von Villeroi und sagte: „Bourgogne könnte ihm, ohne Gefahr für den Staat, „wohl gegeben werden, und der Prinz wird darinn alle „Sicherheit finden, die er verlangen kann". —

Anton Pimentel und Mazarin giengen voraus, und da der König sich auf den Weg gemacht hatte, um diesem zu folgen, erhielt Er Briefe von ihm, Seine Reise noch aufzuschieben, bis die Nachrichten, die man aus Spanien erwartete, eingelaufen seyn würden. Sobald der Kardinal sie erhielt, theilte er sie dem König mit, welcher seine Reise fortsetzte.

Der Kardinal unterließ nicht, zu verwilligen, daß seine Nichten, die zu Brouage waren, sich auf dem Weg des Königs befanden. Mag jeder nach Gefallen urtheilen, ob dies aus Gefälligkeit gegen den König geschah, oder um derjenigen ein Vergnügen zu machen, in die man den Monarchen verliebt glaubte. Was mir aber auch der Kardinal sagen mochte; hätte er seine Sicherheit mit der Vermählung des Königs an eine seiner Nichten zu vereinigen gewußt, er würde sich nicht dagegen gesetzt haben!

Die spanische Depesche besagte: der katholische König stehe von seinen Forderungen für den Prinzen ab, und übernehme es, die Ihm geleisteten Dienste desselben selbst zu belohnen. — Man glaubte, und ich selbst war dieser Meinung, der Prinz habe selbst dazu gerathen, alles einzuräumen, wenn nur Mazarin nach den Pyrenäen kommen wollte, um mit Dom Haro zu unterhandeln; und dies aus dem sehr richtigen Grunde, weil, wer unterhandelte, zugiebt, daß noch nichts ausgemacht ist, folglich das was würklich schon festgesetzt scheint, wieder vorgenommen werden und das Spiel so gekartet werden kann, daß nach Gelegenheit etwas ganz anders ausgemacht wird. Auch kannte der Prinz die schwache Seite des Kardinals, welcher Schmeicheleien nichts abzuschlagen vermochte, und daß er bei seiner großen Schüchternheit es nicht wagen würde, ohne Frieden nach Hof zurück zu kommen. Dabei hielt er sich auch noch überzeugt, daß wenn das Volk, das durch den Credit der Königinn unterstützt zu werden hoffen konnte, gegen ihn schrie, er von diesem sowohl als von dem Militär getadelt und verwünscht werden würde, daß durch seine Schuld ein Feldzug, worinn man Flandern hätte erobern können, verloren gegangen, und dem König von Spanien Zeit gelassen worden

worden sey, sich wieder zu erholen, und einer mächtigen Hülfe aus Deutschland zu versichern.

1659.

Ganz unerwartet kam es dem Kardinal bei der ersten Zusammenkunft mit Dom Haro, daß dieser den Rang vor ihm begehrte. Mazarin berief sich auf seine Würde und das Herkommen; allein dieser Dom behauptete, er habe nicht mit einem Kardinal zu negociiren, sondern mit einem Minister des Königs von Frankreich. Mazarin wußte weder seine noch seines Königs Würde zu behaupten, und räumte die Gleichheit ein, die bestritten und beobachtet werden konnte, ohne anerkannt zu werden; was man uns nachher wohl anzuführen wußte.

Die Vermählung wurde hier verabredet, nebst dem Frieden, wovon eine der Bedingungen war, daß der König den Prinzen Condé in seine Güter, Ehren, Würden und Statthalterschaften wieder einsetzen, und ihm statt der Provinz Guyenne Bourgogne untergeben sollte.

Um sich dieses Punkts wegen beim König und dem Publikum zu entschuldigen, sagte der Kardinal: er habe dagegen andre Vortheile erlangt, und überhaupt nur um einige Monate früher gethan, was man ohnehin nicht hätte umgehen können. Ich werde ihm hierinn Recht geben, wenn seine Anhänger mir dagegen zugeben, daß er den Vorwurf der Unklugheit verdient, indem er sich so oft berühmte, er würde sich nie dazu verstehen. Es war eben nicht zu verwundern, wenn ein Prinz vom Geblüt seiner Stellen und Güter, und selbst seine Nachkommenschaft der Thronfolge ver-

lustig erklärt worden wäre; nur ließ sich diese Erklärung nicht in Ansehung der Nachkommen des Schuldigen behaupten, indem die Prinzen vom Geblüt durch die gemeine Einwilligung der Stände zum Thron berufen werden. Würden sie (von König einseitig) ausgeschlossen, so müßte daraus folgen, daß ein König seinen Sohn enterben, einen Fremden zur Krone berufen und das Reich zerstückeln könnte, was der Reichsgrundverfassung ganz zuwider ist.

Da noch einige Artikel zu berichtigen waren, verabredete der Kardinal und Dom Haro den Tag zu einer nochmaligen Zusammenkunft auf der Grenze. An Colbert schickte man einen Courier mit dem Friedensschluß und Vermählungstractat, die er an mich abgeben sollte. Man befahl mir, sie nicht lesen zu lassen, und den Courier nicht über vier Stunden aufzuhalten, sondern unmittelbar nach Besieglung der stipulirten Ratificationen wieder abzufertigen.

Ich sagte Colbert, es würde schwer halten, den Kanzler von der Durchlesung abzuhalten; wenn er indessen mit zu ihm gehen wolle, so könne er sehen, wie ich dies dennoch zu verhindern wissen würde. Er begleitete mich, und ich las dem Kanzler die geheimen Artikel, statt aller, indem ich ihm vorstellte, daß der Courier schleunig befördert werden müsse; daher er ohne Zeitverlust siegelte, was ich ihm vorlegte. Da man sagte, der König spreche als Herr, indem er einiges zu Gunsten des Prinzen Condé nachließ, so war er blos diesen Artikel zu sehen neugierig.

Ich ließ die Papiere in starkes Papier einschlagen, und drückte auf alle Ritzen mein Siegel, damit, wenn der Courier erklärte, was er aufhabe, dem Fürwitz, beim Anblick der Schwierigkeiten, der Muth

ent-

entgienge, hineinzugucken. Er ritt schnell genug; denn der, an welchen er sein Paquet abzugeben hatte, mußte ziemlich lange auf der Grenze warten, ehe man ihm die von Sr katholischen Majestät ratificirten Urkunden zustellte.

Zum Beweis ihrer Aufrichtigkeit und ihres Zutrauens brauchten die Franzosen nicht die Vorsicht, die Copie dieser von Haro's Sekretär unterzeichneten Papiere in Händen zu behalten. Zur Probe, ob diejenigen, die man zurückgab, den Originalien gleichlautend wären, hieß man den Abgeordneten des Königs die Artikel nachzählen, indem man es hier ausgemacht hielt, daß, wenn nur die Zahl richtig einträfe, das übrige schon ebenfalls richtig seyn müßte.

Der Kardinal hatte Ursache, die Urkunden nicht vor der Publication des einen und Vollziehung des andern Tractats bekannt werden lassen zu wollen; denn es war verschiedenes darinn übergangen, worüber man ihm unfehlbar Vorwürfe gemacht hätte, und was er bei der ersten Zusammenkunft mit Dom Haro nachzuholen gedachte; wenigstens würde er sich darüber geäussert haben. Freilich aber ist es nach der Meinung gewisser Personen besser, fehlen, als seine Handlungen der Prüfung andrer unterwerfen.

Da der Tag, woran die beiden Minister auf der Grenze zusammenkommen sollten, anberaumt war, begaben sie sich dahin auf eine Insel im Königreich Navarra, dem man stillschweigend entsagte. Freilich läßt sich zur Entschuldigung des Kardinals anführen, daß man denselben Fehler schon 1615 begieng, indem man die Grenze dieser Krone durch den Fluß bestimmen ließ. König Anton von Navarra wußte aber seine Gerechtsame besser zu wahren; denn er protestirte unerachtet

erachtet er Madame Elisabeth zu Fuentarabia übergäbe, solle ihm doch dies weder an seinen Ansprüchen noch Gerechtsamen zum Nachtheil gereichen oder dagegen angeführt werden können.

Als der Tag zur Publication des Friedens gekommen war, publicirte man ihn nach hergebrachter-Sitte zu Paris, so wie auch in den andern Städten. Merkantilisch betrachtet, kann man ihn vortheilhaft für Frankreich finden, indem es an Grund und Boden dadurch gewann. Wer ihn aber mit den Augen eines guten Politikers und großen Monarchen betrachtet, wird gestehen, daß die Spanier, indem sie an Terrain verloren, an Achtung gewannen, und daraus schließen, daß er für sie vortheilhafter war als für uns. Untersucht man, was man hätte thun können, ohne den Krieg fortzusetzen, so wird man sagen: als die Holländer ihren Frieden schlossen, hätten wir ihn auch haben können, und zwar noch rühmlicher und vortheilhafter; hätten wir aber den Krieg fortgesetzt; so wäre Flandern erobert worden, oder Spanien hätte uns wenigstens alles abtreten müssen, was es in Artois erobert hatte.

1660.

Der König that eine Reise nach Provence [16]) welche nöthig war, um die Marseiller fühlen zu lassen, daß Er mit ihrem Verhalten nicht zufrieden sey. Er wurde jedoch noch besser gethan haben, sich an die Stadt Aix zu halten. Denn unerachtet man hoffen konnte, daß das Parlement das Volk bei seiner Pflicht erhalten würde, so verursachte doch die innerliche Spaltung desselben, und die Herrschsucht einiger seiner Mitglieder alle Unfälle dieser Provinz. Umsonst sagte man

dies

dies dem Kardinal; er kannte die Umstände der Provinz kaum halb, und sah blos durch die Augen des ersten Präsidenten Oppede, der sein Vertrauen besaß.

Nach einem langen Aufenthalt zu Marseille begaben Ihre Majestäten sich nach Avignon. Hier liefen beim König starke — Beschwerden über die Ungemächlichkeiten ein, welche die Stadt Orange dem Reich verursache, und Er beschloß, sich zum Herrn davon zu machen. Dies geschah mittelst eines Vertrags. Er befahl hierauf, die Befestigungen sollten geschleift werden; allein man hatte entweder die Lage nicht gehörig erwogen oder wollte den, welchem man das Gouvernement davon zugedacht hatte, begünstigen; kurz es unterblieb, bis die verwittwete Fürstinn von Oranien die Restitution verlangte.

Da ich den König nicht auf dieser Reise begleite, so kann ich mir von dem, was in Ansehung dieses Platzes beschlossen wurde, keinen Ruhm beimessen; wiewohl ich mehrere Jahre vorher schon dem Monarchen vorgestellt hatte, Religion und Gerechtigkeit seyen dabei interessirt, daß dieser Platz geschleift würde, indem er den Rebellen, und überhaupt Verbrechern aller Art zum Schlupfwinkel diene.

Während der Anwesenheit des Königs in Provence kam auch der Prinz nebst seinem Sohn, dem Herzog von Anguien, und seinem Schwager, dem Herzog von Longueville dahin; die beiden ersteren, um den König ihrer Treue zu versichern; und dieser, um Ihm zu bezeugen, wie sehr es ihn freue, daß die Prinzen wieder in Seine Gnade aufgenommen würden.

Der Herzog von Lothringen mochte entweder von dem Antrage der Spanier gehört haben, womit er nicht zufrie-

zufrieden war [17]), oder er mochte hoffen, seine Rechnung besser mit dem Kardinal abzuschließen: er begab sich nach Hof und erhielt Lionne als Commissär zur Unterhandlung mit ihm. Nachdem er nach Paris gekommen war, brachte er es dahin, daß ihm Bar zurückgegeben wurde, gegen einige Dörfer, mittelst deren die Communication mit Elsaß erhalten wurde. Die Festungswerke von Nanci aber sollten geschleift werden, was dem Herzog sehr sauer ankam.

Der König erlaubte Lionne, von diesem Souverain funfzigtausend Thaler anzunehmen, die sein Schwiegervater ihm vorgestreckt hatte. Vielleicht hätte er besser gethan, der Sache unter diesen Umständen nicht zu erwähnen; denn noch bei Lebzeiten des Kardinals, der kurz nach dem Schluß dieses Tractats starb, brachte man eine Vermählung der Prinzessinn Orleans mit dem muthmaßlichen Erbprinzen Karl von Lothringen in Vorschlag. Es fanden sich aber gleich damals und in der Folge noch so viele Schwierigkeiten, daß man nicht weiter daran dachte [18]).

Der Herzog von Lothringen wollte, die Prinzessinn sollte ihm Güter abtreten, mit denen er einen mit der Fürstinn von Cantecroix erzeugten Sohn bereichern wollte. Die Prinzessinn befragte mich um meine Meinung, und ich bestärkte sie in ihren schon gefaßten Gedanken, dies nicht zu thun, sondern ihm etwas einzuräumen, wogegen er sogleich den Herzogstitel und die Souverainetät seinem Neffen abtreten sollte.

Das Salische Gesetz, das er behauptete, wird durch den Pyrenäischen Tractat autorisirt; sein Vermählungstractat zeigte aber, daß es nie eingeführt war, so wenig als ein Fideicommiß, das die Töchter zum Besten des männlichen Stammes, vom Lehn ausgeschlos-

ſchloſſen hätte. Man darf nur leſen, um zu ſehen, ob er dazu gezwungen wurde; denn nach dem Tod ſeiner kinderloſen Gemahlinn kam er um die Erlaubniß ein, ihre jüngere Schweſter zur Gemahlinn zu nehmen, was ihm auch vom Papſt verwilligt wurde, und man fand nachher zu Rom ſeine Proceduren, um eine Trennung dieſer zweiten Ehe zu erlangen, blos lächerlich.

Die Einwilligung des Kardinals in den Tractat iſt für Frankreich ſehr nachtheilig, indem man den Herzog, der doch ein Vaſall des Königs iſt, dadurch autoriſirt, die Natur ſeines Lehns zu ändern, ohne die Einwilligung des Lehnsherrn einzuholen. Da der Kardinal die Rechte des Königs, von denen ich ihm oft ſagte, wohl gewußt hatte, ſo iſt er nicht zu entſchuldigen, daß er ſie vernachläſſigte.

Er war aber freylich in Anſehung unſrer Gebräuche ſo unwiſſend, als die, die er bei ſeinem Geſchäft brauchte, in der Bedeutung der Ausdrücke. Dies ſetzte den König in Gefahr, zu verlieren, was Ihm in der Grafſchaft Artois abgetreten worden war, wo Gouvernance ſoviel bedeutet, als anderwärts Baillage, Senechauſſée und Prevoſté. Der Kardinal hatte blos ſchreiben laſſen, man cedire uns Artois, und dabei geſagt: in den Balliagen und Chatellenieen. Daraus zogen aber die ſpaniſchen Commiſſarien die Folgerung, die Gouvernance von Arras ſey demnach nicht an Se Majeſtät abgetreten, was Anlaß zu einem ſtarken Streit gab.

Hätte er Leute, die es beſſer verſtanden als er, um ihren Rath befragt, ſo würde er geſehen haben, daß er ſeinen Ruhm hierinn gefährte. Er und Lionne dünkten ſich, das ſpaniſche ſo gut zu verſtehen, daß

ſie

sie niemanden die Artikel, die man ihnen vorlegte, zur Einsicht mittheilten, und ihr Wahn, als ob das Wort communanté mit d'antiquement gleichbedeutend sey *), kostet dem König eine große Strecke Land, und eine Menge Dörfer von der Grafschaft Cerdagna, die er behalten haben würde, wenn die Grenzen der Landstriche, welche Rousillon und Catalonien scheiden, nach der Abtheilung genommen worden wären, welche Cäsar von Gallien und Spanien macht, oder nach den Bergspitzen, oder auch nach dem Wasser. Da sie aber das Wort communanté gut seyn ließen, so benutzten dies die Spanier, die es schlau genug so gesetzt hatten.

So brachte auch die Unkunde, was in eben den Gebürgen zur Grafschaft Foix gehöre, den König um ganze Berge, welche die Spanier abstecken ließen, ohne daß der Kardinal sich im mindesten dagegen beschwert hätte; und wenn der Erzbischoff von Toulouse nicht fest auf deren Zurückgabe bestand, so wären wohl große Weitläuftigkeiten daraus entsprungen. Denn das Thal Andaie ist getheilt zwischen der Grafschaft Foix und dem Bisthum Urgil. Donnezan, ebenfalls eine Souverainetät auf demselben Gebürge, zur Grafschaft Foix gehörig, wurde so ganz vergessen, daß man sich kaum noch

*) Ich gestehe, nicht errathen zu können, welche spanische Wörter der Verfasser hier im Sinn gehabt haben mag. Vermuthlich standen sie in dem Verhältniß mit einander wie ungefähr Gemeinheit und gemeinhin und veranlaßten bei den nicht ganz sprachkundigen Franzosen ein Mißverständniß, das die Spanier wo nicht beabsichteten, doch benutzten. —

Der Uebers.

noch besann, dem König die Oberherrlichkeit darüber vorzubehalten.

Es darf nicht befremden, daß ich hier alle die Fehler anmerke, welche der Kardinal begieng, noch darf man auf Rechnung eines bösen Willens schreiben, was ich gegen sein Verhalten sage. Der Eifer für den Dienst meines Königs und das Beste meines Vaterlands nöthigt mir diese Bemerkungen ab.

Einige Monate nach der Zurückkunft Sr Majestät nach Paris, kamen Abgeordnete vom Erzherzog von Tirol dahin, um die Zahlung von drei Millionen zu verlangen, die ihrem Herrn im Münsterschen Frieden versprochen worden waren. Ich, nebst Lionne und meinem Sohn waren geordnet, ihr Anbringen zu vernehmen. Wir erhielten von ihnen, daß sie keine Million Reichsthaler, sondern blos drei Millionen französische livres verlangen sollten, und nachdem wir ihnen gezeigt hatten, daß sie keine Interessen fordern könnten, kamen wir mit ihnen überein, daß sie in fünf Terminen bezahlt werden sollten; im ersten dreimalhunderttausend; im zweiten eben soviel; im dritten viermalhunderttausend; im März 1662 eine Million und im März 1663 noch eine, gegen eine wiederholte Cession des Erzherzogs von allen im Ober-Elsaß, der Landgrafschaft und deren Bannbezirk ihm zuständigen Rechten. Weil nun der Kardinal sich vom König hatte die beträchtlichsten Domainen im Elsaß geben lassen, so ließ er die erste Zahlung sogleich baar abtragen, und gab Sicherheit über die zweite. Ohne Zweifel wäre, wenn er das Leben behalten hätte, auch die dritte, vierte

Digitized by Google

te und fünfte, eben so richtig erfolgt, damit der Erzherzog die Zurückgabe nicht verlangen könnte.

Die Generalstaaten schickten uns auch eine feierliche Gesandschaft. Diese Gesandten glaubten, das würksamste Mittel ihre Angelegenheiten zu beschleunigen, wäre, sich an den Kardinal zu wenden, und ihn zum Vermittler bei Sr Majestät zu ersehen. Sie staunten aber nicht wenig, als sie erfuhren, daß eben Er dem König eingab, eine reelle Sicherheit von den Staaten zu verlangen, in der Voraussezung also, daß sie den alten Verträgen zuwider gehandelt hätten, und man keine neuen mit ihnen auf ihr bloßes Wort schließen könne.

Die Gesandten sagten, diese Aeusserung befremde sie um so stärker, da man sich nichts dergleichen gegen den ordentlichen Gesandten Boreel habe verlauten lassen, als er auf Erneurung der Allianz antrug. — Als der Kardinal mich einst auf Lionnes Antrieb, in Gegenwart des Königs fragte, ob man ohne dies, was er für billig hielt, mit den Generalstaaten Verträge schließen könne, antwortete ich: sie würden sich durch ein solches Ansinnen beleidigt halten, weil Könige und Republiken glaubten, man müsse ihrem Worte trauen, Sicherheits-Plätze von ihnen fordern, wie Lionne bereits geäussert habe, sey so gut als ihre Gesandte beurlauben. „Es giebt — fuhr ich fort — indessen noch „ein Mittel, die Angelegenheiten des Königs zu beraathen und die Staaten zu befriedigen; wenn man „nämlich diese so gut behandelt, daß sie nirgends anders finden können, was sie durch eine Trennung von „uns verlören. Was sie zu Münster thaten, darf

„man

„man ihnen nicht vorwerfen; denn es war doch nicht „wohl zu erwarten, daß sie die von dem katholischen „König angebotene Unabhängigkeit ausschlagen würden, um die sie beinahe seit achtzig Jahren kämpften. „Man erinnere sich, was der Prinz von Oranien sagen ließ, als man in die Staaten drang, Gesandte „nach Münster zu schicken. Die nachher gefaßten „Schlüsse rührten blos daher, daß man die Vornehmsten der Republik beleidigt hatte". —

Entweder das, was ich, oder was Andre vorstellten, machte Eindruck, und man entschloß sich, Comissarien zur Conferenz mit den Gesandten und zur Auseinandersetzung dieser Materien zu ernennen, worauf der König Seinen Willen erklären würde. Da nun schon bei der ersten Negociation Villeroi, der General-Procurator, Le Tellier, und ich dazu ernannt worden waren, so wurden wir auch zu dieser bestimmt. Der Kardinal, ließ Lionne noch hinzufügen, und ich bat daß mein Sohn auch mit dabei seyn möchte, was ich mit mehr Mühe erhielt, als ich dachte, weil der Kanzler dasselbe verlangt und auch erhalten hatte, aber erst nach Eröffnung der Konferenzen mit den Gesandten.

Diese schlugen erst die engste Allianz vor, die je zwischen zwei Mächten geschlossen wurde, nämlich eine wechselseitige Garantie aller den Provinzen itzt oder künftig zustehender, durch Eroberung oder rechtmäßige Verträge erworbener Rechte; nebst den Rechten der Natur und Oberhoheit selbst, wie dem der Fischerei aller Orten, blos Rheden ausgenommen, deren Besitzer es nicht verwilligen wollten; ferner aller irgend durch Waffen eroberten Plätze, und endlich ein jedoch auf Europa eingeschränktes beiden Nationen vortheilhaftes Handelsverkehr.

Der König befahl mir, ihnen zu sagen, man müsse erst die wichtigsten Acten untersuchen, ehe man zu den andern schreite, und erst Allianz geschlossen haben, ehe man Handelsverfügungen treffe. Dagegen machten die Gesandten anfangs einige Schwierigkeiten; in einer zweiten Conferenz gaben sie jedoch nach, wo ich äusserte, man würde die Allianz und das Schiffwesen zugleich verhandeln. Ihre Hitze in Ansehung des Fischerei erregte bei uns den Argwohn: sie wollten uns wohl zu einem Krieg mit Engelland vermögen; denn auf die Schwierigkeit, die wir ihnen dagegen machten, fragten sie: was uns denn andern Sinnes gemacht hätte, da ja Servien und Fouquet als Commissarien bei der Unterhandlung mit Boreel ihnen eine Acte zugestellt hätten, worinn ihnen dies zugestanden würde.

Aufrichtig; ich glaubte nicht, daß man es ihnen abschlagen sollte; da mir aber der König sehr abgeneigt davon schien, so nahm ich Gelegenheit, sie auszuholen, indem ich sie fragte, wie weit sich wohl ihr Beistand erstrecken könnte, wenn wir mit den Engländern über die Fischerei, oder etwas Wesentlicheres, z. B. den Schiffsgruß u. s. w. in Streit geriethen? — Unsre Herrn werden ihre Flotte gegen sie auslaufen lassen, antworteten sie mir frisch heraus.

Wie verstehen Sie aber das: — sagte ich. — Während Sie einem nahen Ausbruch des Kriegs entgegen sehen, verlangen Sie dennoch eine Triple-Allianz zwischen den Kronen Frankreich, Engelland und Ihrer Republik? Wir werden uns doch schwerlich zur Zufriedenheit der Engländer vergleichen können, die unfehlbar auf eine Schadloshaltung dringen werden, wenn Sie fortfahren wollen, an der Schottischen Küste zu fischen.

Die

Die Gesandten antworteten mir: sie wären überzeugt, daß die Engländer sich billig finden lassen würden; machten sie jedoch die mindeste Schwierigkeit, so könnten Frankreich und die Generalstaaten sie ja wohl entbehren.

Ich rapportirte dem König, was ich gehört hatte. Man sprach nicht weiter von der Triple-Allianz, sondern blos von einer zwischen Frankreich und den Staaten. Ich will nicht ganz bestimmt behaupten, daß der Kardinal sie nicht wünschte; indessen schien es doch Se Eminenz gern zu sehen, daß die Franzosen die holländischen Schiffe wegnehmen könnten [19]), und sich nicht darum zu kümmern, daß die Holländer dagegen wieder die unsrigen wegnahmen; denn er verlor hier nichts, und gewann dort viel.

Mein Verdacht hierüber schien mir sehr gegründet als Lionne vollends den Gesandten den Antrag that: ihre Herrn möchten dem Kurfürsten von Cölln, die freilich wehrlos gemachte Stadt Rheinbergen, und dem Herzog von Neuburg Ravenstein, auch dem König Versicherung geben, die Komthureien und Güter des Maltheser-Ordens den Eigenthümern zurückzugeben.

Die Gesandten gaben darauf zur Antwort: auf dergleichen Anträge könnten sie nichts sagen, sie würden aber nicht ermangeln, sie ihren Herrn zu melden, von denen man sich sicher alle Billigkeit versprechen könne.

Ich bediente mich dieser Gelegenheit, dem Kardinal, und nach dessen Tode dem König zu sagen: ich hielte es nicht für dienlich, die Staaten mit solchen Anträgen zu beunruhigen [20]), noch Abgaben auf fremde Schiffe legen zu wollen, worüber die Gesandten Befehl hätten, sich zu beschweren, und die Aufhebung der-

selben zu verlangen. Man müsse vielmehr untersuchen, ob die Fortdauer dieser Republik für Frankreich vortheilhaft sey oder nicht. Ich meines Theils sey überzeugt, daß wir dabei interessirt wären, sie zu erhalten; wäre es auch blos um nicht so viele auf ihre Gründung verwendete Millionen weggeworfen zu haben, und um sich nicht nachsagen lassen zu müssen: französisches Blut koste uns freilich nichts! wenn wir, uneingedenk der dafür vergossenen Menge desselben, unter — meines Erachtens — so vortheilhaften Umständen Leute verlassen wollten, die wir sonst liebten. Behandle man sie anders als die Franzosen, so würde ihre Handlung, durch die sie doch größtentheils bestünden, stark darunter leiden; in welchem Fall es den Spaniern leicht werden würde, sie wieder zu unterwerfen, oder sie selbst genöthigt seyn dürften, sich an England hinzugeben.

Lionne sagte: es ist ohne Beispiel, daß eine Republik sich einem andern Staat unterwärfe.

„Sie wissen also nicht, — sagte ich — daß „sie ehemals den Entschluß dazu gefaßt und ausgeführt „haben, und daß blos der Stolz des Grafen von Leicester sie wieder andern Sinnes machte".

Auf meine Aeusserung, es sey zu besorgen, die Spanier möchten sie unterjochen, sagte Lionne: dagegen wüßten sie Rath, indem sie unter dem Schutz des Königs ständen, und von Seinen Truppen unterstützt würden.

„Zugegeben; — sagte ich, — es ist aber doch „besser, sie finden ihre Vertheidigung in sich, als daß sie „sich erst auswärts darnach umsehen müssen. Frankreich könnte sich selbst in einer solchen Lage befinden, „daß

„daß es troz dem beßten Willen außer Stand wäre,
„zu helfen".

Bis itzt hat mir hierauf noch niemand geantwortet. Ich drang indeſſen dennoch in die Abgeſandten, ſich den Wünſchen des Königs gefällig zu zeigen. Ich werde nicht weiter davon reden. Wer aber mein wahres Gutachten über das nöthige Verhalten gegen dieſe Republik wiſſen will, kann es in einer Schrift über dieſen Gegenſtand leſen, die ich in der Abſicht aufſetzte, um ſie Sr Majeſtät vorzulegen. Ich glaubte aber nachher, ſie zurückhalten zu müſſen, weil ich wohl ſah, daß der König für Lionne's und Colberts Meinung war, und meine Vorſtellungen fruchtlos bleiben würden.

Zu eben der Zeit da dies Geſchäft am eifrigſten betrieben wurde, und leicht zu ſehen war, daß die königlichen Commiſſarien nicht Eines Sinnes ſeyen, beſchloß der König, einen Geſandten nach England zu ſchicken. Ich ſage nichts von deſſen geheimen Inſtructionen, da nichts davon zu meiner Wiſſenſchaft gelangt iſt, außer daß Türenne ſein Möglichſtes that, um eine enge Freundſchaft zwiſchen beiden Königen zu knüpfen; und, da dies gerade um die Zeit geſchah, da man von einer Vermählung des Engliſchen Königs mit einer Portugieſiſchen Prinzeßin ſprach, ſo ſchloß ich daraus, daß alle Bemühungen von Türenne wohl einzig dahin abzwecken möchten, den König zur Kriegserklärung gegen Spanien zu Gunſten Englands und Portugals zu vermögen.

Ich fand jedoch, daß es einigermaßen ſchwer halten dürfte, die Engländer zu dieſer Vermählung und zu dem Bruch mit Spanien geneigt zu machen; da ſie von leztern Reich anſehnliche Handelsvortheile ziehen; denn Handlung iſt der Götze, dem dieſe Inſulaner und die Holländer opfern. Indeſſen ſprach man doch mit Ge-

wißheit von dieser Vermählung, und den Bedingungen die der König von Portugal Sr Britt. Majestät anbiete, z. B. eine beträchtliche Summe Mitgift, die Stadt Tanger in Afrika, und eine andre in Ostindien.

Diese Erbietungen schienen mir dann freilich so vortheilhaft für die Engelländer, daß ich nicht zweifelte, die Hoffnung sich in Jamaika zu behaupten, werde sie in das willigen lassen, wovon ich gedacht hatte, daß sie es ausschlagen müßten. Ich hielt es für meine Pflicht, der Königinn Mutter von allem diesem Nachricht zu geben, damit sie den König warnen und von einen Entschluß zurückhalten möchte, der von verdrüßlichen Folgen seyn konnte. Se Majestät vernachlässigte diesen Rath; der Erfolg zeigte aber, daß er nicht ohne Grund gewesen war.

Der Gesandte des Königs, der Graf Estrades, wurde von Sr Britt. Maj. sehr gut aufgenommen, und mit zu den Jagdparthien und allen Divertisse-ments gezogen. Trotz allen diesen Zeichen von Freundschaft aber, aus denen man auf eine enge Verbindung zwischen dem König und dem Gesandten schließen könnte, ist es doch sehr wahrscheinlich, daß dieser Monarch es nicht ungern sah, da der Venetianische Gesandte der nach London kam, den französischen und spanischen nicht zu seinem Einzug invitirte [21]). Man beschwerte sich hierüber gegen den Venetianischen Gesandten an unserm Hofe, er führte aber zur Entschuldigung seines Collegen an, daß er blos gethan habe, was zu London schon einmal durch einen seiner Vorgänger geschehen sey, als der Graf von Soissons dort war.

1661.

Der König beschloß, Genugthuung dafür zu nehmen, und ließ den Grafen von Estrades insgeheim wis-

sen,

sen: das erstemal daß er wieder zu einer Ceremonie invitirt würde, wobei auch der spanische Gesandte sich befinde, habe er den Vortritt mit solchem Trotz zu nehmen, daß der Unterschied zwischen der Krone Frankreich und Spanien auffallend werde [22]).

Nicht so geheim als vor den getreuen Dienern des Königs, hielt man diese Sache sonst; denn der spanische Gesandte erhielt Wind davon. Er wurde sogar von seinem Monarchen benachrichtigt, und traf seine Vorkehrungen so gut, daß beim Einzug des schwedischen Gesandten der Vortheil gegen den französischen ganz auf seiner Seite war [23]). Denn er nahm lange voraus schon den Pöbel so ein, daß dieser sich für ihn erklärte. Da nun der König von Großbritannien hievon gehört hatte, gab Er dem Grafen Estrades zu verstehen: Er könne das Volk nicht im Zaum halten, wolle aber doch durch öffentlichen Anschlag allen seinen Unterthanen das Einmischen in etwanige Streitigkeiten fremder Gesandten verbieten. Und da, dem Anschein nach, der Vortheil nicht auf Seiten der Franzosen seyn würde, ließ er einiges Militär an verschiedenen Plätzen aufmarschiren, um die Unordnung zu verhindern, die so groß wurde, daß diese Soldateske, weit entfernt uns zu begünstigen, oder der Wut des Volks Einhalt zu thun, das die Heiligkeit der Gesandtschaftswohnung schon verletzt hatte, vielmehr selbst in diese einbrach.

Der Graf von Estrades beschwerte sich darüber; der König von Engelland suchte sich dagegen zu rechtfertigen; man glaubte aber allgemein mit Grund, er sehe diese Unordnung, und daß der Vortheil auf spanischer Seite geblieben sey, sehr gerne; überzeugt, daß wir empfindlich über diesen Vorgang seyn und uns unfehlbar mit ihm verbinden würden, statt daß er, wenn das

Glück uns begünstigt hätte, schwerlich seinen Zweck erreicht haben würde, weil die schlechte Beschaffenheit der Angelegenheiten Spaniens Se Kathol. Majest. genöthigt hätte, die Sache mit Stillschweigen hingehen zu lassen. Der Graf Estrades meldete diesen Vorgang an Lionne, in einer Depesche, die er ihm an den König schickte. Er schrieb darinn ausführlich, was an dem Tage vorgefallen war, und daß er beschlossen habe, zurück zu kommen, um Rechenschaft davon zu geben, da er sich ohnehin zu London nicht sicher halte. Der König, der vielleicht ungeduldig war, mit Spanien zu brechen, ließ auf Zureden des Herrn von Turenne Conseil halten, und befahl mir, mich ebenfalls dabei einzufinden.

Nach Vorlesung des Briefs von Estrades, erklärte der König, ohne unsre Meinung darüber zu vernehmen, erst die seinige, die dahin gieng: der Graf von Fuensaldagna, spanischer Gesandter zu Paris, sollte unverzüglich das Reich verlassen; die Commissarien zur Grenzberichtigung in Artois sollten ihre Arbeit einstellen; der König von Spanien müsse für den dem Grafen Estrades zugefügten Schimpf Genugthuung geben, und eine Urkunde ausstellen, worinn er dem König den Vorrang einräume.

Ich nahm mir die Freiheit, dem König vorzustellen, Er verlange was Er nicht erhalten könne, und es scheine mir genug, wenn der König von Spanien erkläre, seine Gesandten sollte in England und sonst überall mit den französischen auf den Fuß stehen, wie zu Rom und Venedig; dadurch bliebe man in der That im Besitz des Vorrangs, ohne durch eine Deklaration auch die Entsagung auf den Anspruch daran zu verlangen.

Der

Der König war nicht abgeneigt, sich mit dem zu begnügen, was ich vorschlug; indessen befahl er mir zum Grafen Fuensaldagna zu gehen. Ich ließ aber diesen zuvor wissen, ich würde als Mann reden, der die Fortdauer des Friedens wünsche und keinen Vortheil im Krieg verlange. Ich that dies, damit der spanische Minister sich nicht von denen einnehmen ließe, die ein entgegengesetztes Interesse hatten.

Man schickte einen Courier an den Erzbischoff vom Ambrun, Gesandten des Königs in Spanien, mit dem Auftrag, sich über das Verfahren Vatteville's zu beschweren. Die üble Lage der Angelegenheiten des katholischen Königs nöthigte Ihn, laut zu mißbilligen, was Sein Gesandter ohne Zweifel auf Seinen Befehl gethan hatte. Der König bezeugte sich indessen verdrüßlich darüber, daß der Erzbischoff diese Sache in Unterhandlung gebracht hatte; ich vertheidigte ihn aber, weil ich glaubte, daß er dazu sowohl, als zum Entschluß, nicht ohne ausdrücklichen Befehl aus Madrid zu gehen, Grund gehabt habe, was ich so einleuchtend machte, daß der König mit ihm zufrieden schien.

Man erfuhr nachher, daß der König von Spanien die ersten Befehle an den Grafen Fuensaldagna und den Marquis Fuente bestätigt habe, dem König zu versichern, Vatteville, der auf seinen Kopf gehandelt habe, solle von seinem Posten abgerufen werden, (was auch geschah) und künftig sollten seine Gesandten sich überall hergebrachtermaßen verhalten, d. h. an keiner öffentlichen Feierlichkeit Theil nehmen, ausgenommen am Kaiserl. Hof, wo Spanien den Rang vor Frankreich hat.

Der König schien damit zufrieden, und sagte mir einst: „Sie hätten nie gedacht, daß sie sich

zu dieſer Erklärung verſtehen würden. Ich gab dies zu, nahm mir aber die Freiheit, ihn daran zu erinnern, daß Er ſelbſt ſich deſſen nicht verſehen hätte; ich wäre aber damals ſchon der Meinung geweſen, daß Er ſich damit begnügen könnte; und da Er ſich würklich dazu entſchloſſen hatte, konnte ich mich einer kleinen Eitelkeit darüber nicht erwehren.

Der Nuncius und der Venetianiſche Geſandte waren betreten über das Compliment, das ich dem Grafen von Fuenſaldagna von Seiten des Königs gemacht hatte, unerachtet ich die bittern Ausdrücke meines Auftrags möglichſt milderte.

Der Nuncius gerieth in Verlegenheit darüber, weil er glaubte, ein Bruch zwiſchen beiden Kronen würde dem König zu einem rechtmäßigen Vorwand dienen, der vom Papſt vorgeſchlagenen Ligue zwiſchen Sr Majeſtät, dem Kaiſer, dem König von Spanien und den Venetianern gegen die Pforte, welche die Chriſtenheit mit einem Einbruch in Ungern bedrohte, zu entſagen. Der Venetianiſche Geſandte aber kam dadurch um die Hoffnung eines Beiſtands für ſeine Republik, die der Großherr in Candia mit Macht angefallen hatte.

Ich rieth dem Nuncius, ſich zu bemühen, den König zu beſänftigen; und dem Venetianiſchen Geſandten, ſeine Bewerbungen um Beiſtand fortzuſetzen. Der König nahm günſtig auf, was der Nuncius ihm vorſtellte, doch aber nicht ohne zu bezeugen, daß er Luſt gehabt hätte, Spanien zu bekriegen, wenn man ihm nicht Genugthuung gab [24]). Dem Venetianer machte er Hoffnung, Wunderdinge für ſeine Republik zu thun, wenn

wenn er nur überzeugt seyn könnte, daß er groſſe Vortheile dadurch erlangen würde.

Der Nuncius war beruhigt, als er hörte, daß die Vollmacht, die man dem Kardinal Antonio Barberini geschickt hatte, mit Dazwischentretung von Obeville über die Bedingungen der Ligue zu verhandeln, nicht zurückgenommen worden sey. Auch der Venetianische Gesandte erhielt ganz bestimmte Versicherungen, daß Se Maj. bei Ihren ersten Gesinnungen beharrten.

Die Geburt des Spanischen Prinzen [25]) gab einen Vorwand, einen Cavalier mit Glückwünschungs-Complimenten an Se Kathol. Maj. zu schicken, und zu bestätigen, was man dort wußte, daß die Königinn, seine Tochter, glücklich von einem Dauphin entbunden worden sey [26]). Der kathol. König ließ dem französischen Hof sein Gegen-Compliment machen, der Abgeschickte sollte aber schleunig zurückkehren. Doch sollte dieser Spanier, nach dem Willen des Königes, zuvor noch Zeuge von der Pracht eines gegebenen Ballets seyn.

Ich sagte dem Venetianischen Gesandten, der König könne weder seiner Republik, noch dem vom Papst vorgeschlagenen Bündniß beistehen. Er schien sehr niedergeschlagen darüber, und erinnerte sich itzt, daß ich ihm gesagt hatte, das Interesse der Republik erfordre, Se Heiligkeit diesen Antrag auszureden, der ihnen unnütz seyn werde, indem Se Majestät sich außer Stand befänden, zu gleicher Zeit einen doppelten, so starken Aufwand zu bestreiten. Ich fand auch, daß man gleich starke Ursache habe, die Anträge des Papsts zu verwerfen und der Republik beizustehen. Denn als

ich

ich mir die Freiheit nahm, dem König dies vorzustellen, erforderte das Interesse der Christenheit, daß noch einer dieser Potentaten übrig bliebe, um den Friedensvermittler zwischen der Pforte, dem Kaiser und der Republik zu machen. Die heiligen Oerter konnten blos durch die besondre Achtung des Großherrn gegen einen christlichen Potentaten erhalten werden, und überdies gab es auch noch andre Gründe, die Se Maj. von einem würklichen Bruch mit dem Sultan zurückhalten mußten. Ich war daher der Meinung, man müßte den unserm Gesandten zugefügten Schimpf [17]) ignoriren. Während man indessen äusserlich das Vernehmen mit den Ungläubigen unterhielt, war der König dennoch verbunden, den Venetianern unter der Hand beizustehen, weil es die Sache aller christlichen Fürsten war, und sie seit langen Jahren einen schweren Krieg gegen einen furchtbaren Feind bestanden.

Auf die Frage, womit der König mich beehrte: wie er sich wohl gegen England und Spanien zu verhalten habe? antwortete ich: meinen Einsichten nach müsse Er die Vergrößerung beider zu verhindern suchen. Im Fall Er auch ganz Flandern, oder wenigstens einen Theil davon durch Verbindung Seiner Waffen mit denen des Königs von England eroberte, dieser aber Nieuport oder Ostende erlangte, würde Er weit mehr dabei verlieren, als gewinnen. Das glücklichste für Ihn, wenn die Engländer Dünkirchen nicht an Ihn abtreten wollten, würde seyn, wenn die Spanier es wieder eroberten; denn die Engländer sind nun einmal die alten Feinde Frankreichs und werden es auch stets bleiben, welche Allianz, Frieden oder Waffenstillestand sie auch mit uns schließen möchten. Dabei stehen sie in der Ueberzeugung, daß man ihnen widerrechtlich

lich die Normandie, Poitou und Guienne vorenthalte; denn unerachtet diese Provinzen nach allgemein geltenden Gesetzen eingezogen wurden, so findet doch der verlierende Theil stets, daß man ihm Unrecht thut. Ueberdies, wenn Frankreich die Nachbarschaft Spaniens, das etwas unternehmen könnte, nicht vermeiden kann, so ist es noch weit weniger der Klugheit gemäß, die Nachbarschaft eines andern Staats vorzuziehen, dessen Macht beträchtlich werden kann. „Ew. „Majestät, schloß ich, müssen gegen üble Rathschläge, „die man Ihnen geben möchte, auf der Hut seyn, „und sich vor einem für England günstigen Bündniß wahren. Diese Nation verbirgt viel Gift unter einer „glatten Außen-Seite".

Der König war sehr für diese Meinung, man stellte ihm aber vor, da der kathol König nicht gesund sey, und der kürzlich gebohrne Prinz nicht lange am Leben bleiben könne [28]) so würde die Allianz und Freundschaft mit England nothwendig. Ich hoffe, daß der König bei reifern Jahren einsehen wird, was diejenigen suchen, die Ihn in einen neuen Krieg mit Spanien zu verwickeln bemüht sind.

Die Festigkeit, womit die Gesandten der General-Staaten auf eine Erklärung Sr Majestät in Ansehung der Garantie ihrer Fischerei drangen, und die Nothwendigkeit mit den Engländern über einen sehr delicaten Punkt zu brechen [29]), nämlich über den Schiffsgruß, im Fall die französische und englische Flotte sich begegneten, — überzeugte Männer, denen das königliche Interesse am Herzen lag, daß diese Angelegenheit zur Unterhandlung gebracht werden müsse. Sie schienen daher sehr unzufrieden, als ich mit meiner gewöhnlichen

Frei-

Freimüthigkeit dem König, sagte: unsre Flotte müsse bei ihrer Schwäche, vermeiden, der englischen zu begegnen; träfe es sich aber dennoch einmal, so müsse man, selbst auf Gefahr den Kürzern zu ziehen, lieber fechten als die Flagge streichen.

Dieselben Personen ermangelten nicht, als sie hörten, daß die Holländer entschlossen seyn, ihre Macht mit der unsrigen zu vereinigen, im Fall die Ehre der Krone verfochten werden müßte, diese Nachricht sogleich nach England zu melden, woher sie oft die Versicherung geschrieben bekamen: wenn man nur den Holländern ihr Begehren abschlage, so dürfe man von den Britten alles erwarten. Man sah sich genöthigt, den Holländern ein Geheimniß aus dieser Negociation zu machen, und sie selbst vor denen geheim zu halten, die der König sonst mit Seinem Vertrauen beehrte; denn deren Redlichkeit und Muth würde ihnen nie gestattet haben, in eine Sache zu willigen, die dem König schimpflich war, von welchem die General-Staaten Sicherstellung ihrer Freiheit zu begehren berechtigt waren, da England sich gegen sie dazu erbot, wenn sie nur nicht weiter in Frankreich dringen wollten, sich für sie zu erklären. Um nun einen Vorwand zu finden, den König von den Holländern abwendig zu machen, fuhren jene fort, in England unterhandeln zu lassen, wo man die Auskunft traf, daß die Flotten jenseits des Cap de Finisterra einander gleich grüßen sollte; innerhalb des Kanals aber sollten die Franzosen vermeiden, der Englischen zu begegnen; woraus nach richtiger Bedeutung der See-Terminologie leicht zu schließen ist, daß der König bewilligt, sein Admiral soll des Englischen gehorsamer Diener seyn.

Ich

Ich würde mich gar nicht hierauf einlassen, wenn nicht mein Patriotismus mich dazu verbände, und wenn ich nicht diese Memoiren in der Absicht niederschriebe, meinen Kindern zur Lehre zu dienen, und zu zeigen, daß ich nie andern als ehrliebenden und auf einen wahren Ruhm zielenden Gesinnungen Raum gab.

Um auch zu zeigen, daß diejenigen, welche mit diesen Geschäften zu thun hatten, und auf die der König sich darum verließ, dies Zutrauen aus Bosheit, oder, was ich lieber glauben will, aus Unwissenheit mißbrauchten, führe ich hier noch an, daß die Könige von England die Herrschaft über den Kanal behaupten, den sie bis ans Vorgebürge von Finisterre erstrecken. Der König von Frankreich räumte ihnen also würklich gewissermaßen diesen Titel ein, indem er seinen Flotten befahl, dem Zusammentreffen mit den Engländern auszuweichen, mit denen man wahrscheinlich auch darüber überein kam, indem sie einräumten, daß jenseits dieses Vorgebürges die Flotten sich egal begrüßen sollten. In einer so engen See würde es würklich schwer halten, einem Zusammentreffen mit ihnen auszuweichen, statt daß sie auf hoher See nie in die Verlegenheit kommen werden, die französische Flagge zu respectiren, wenn nicht etwa ein heftiger Sturm beide Flotten aneinander treibt, was nur durch zwey zu gleicher Zeit wehende entgegengesetzte Winde geschehen kann.

Freilich behaupteten die Könige von England schon lange die Herrschaft zur See, und ließen auch Münzen schlagen, worauf sie auf einem Schiff abgebildet waren, in der einen Hand ein Schwerd, in der andern eine Weltkugel haltend. Allein sie wurden von Schweden und Dänemark sogar nicht dafür anerkannt, daß diese sie zwangen, bis auf den Rheden von

Frank-

Frankreich, ihnen die Ehrenbezeugungen zu erwiedern, die sie von ihnen verlangten.

Es ist also aus dem bisherigen überhaupt leicht zu schließen, daß man Frankreichs Würde nicht wenig vergab, indem man diese Sache zur Unterhandlung brachte, ohne diese wenigstens mit Gleichheit zu endigen. Man darf sich aber nicht wundern, wenn sich Personen finden, welche die Geschäfte auf diese Art behandeln wollen, und viel gewonnen zu haben glauben, wenn man nicht alles verlor. Nicht jeder weiß Ruhm und Ehre Privatzwecken vorzuziehen.

Ehmals freilich [30]) vertrauten Frankreichs Monarchen ihre Angelegenheiten Männern vom Degen und von Geburt eher an, als andern vom Civilstand und geringer Herkunft. Erhob man sich selbst durch schöne Thaten, so erhielt man den Ritter-Titel zum Zeichen, daß man durch seinen Muth sich über seinen Stand emporgeschwungen habe, und in einen andern trete, wo man unentschuldbar seyn werde, wenn man sich nur die mindeste Schlechtigkeit zu Schulden kommen lasse.

Ich würde übrigens nicht unterlassen haben, meine Meinung dem König zu sagen, wenn er mit mir von der Sache gesprochen hätte; denn ich bin überzeugt, seine Einsicht würde ihm bestimmt haben, meinen Rath zu befolgen, trotz den Bemühungen die man anwendete, ihm beizubringen: wer nur in gewissen Dingen unglücklich sey, verliere nichts; und es gebe Fälle, wo man um seines Nutzens willen wohl seiner Ehre einen Flecken anhängen dürfe.

Indessen haben wir doch starke Unannehmlichkeiten davon mit den Engländern, indem wir viel an sie verloren haben, und Gefahr laufen, auch an die Holländer

zu

zu verlieren, die noch stets darauf bestehen, daß unter den ihnen garantirten Dingen, auch die Fischerei ausdrücklich genannt werden solle, sowohl um die Engländer von Eingriffen in ihre Freiheit abzuhalten, als um der Welt zu zeigen, daß die allgemeine Garantie sich auf alles erstrecke, da nichts davon ausgenommen sey. Uebrigens sind sie verständig genug, um einzusehen, daß wir sie, im Fall eines Angriffs von England, nicht im Stiche lassen würden. Die Engländer selbst müßten sehr einfältig seyn, wenn sie sich einbilden könnten, weil ein Wort nicht in den Tractat gesetzt worden sey, werde man einen Alliirten unvertheidigt lassen.

Ich erklärte mich hierüber gegen die Gesandten der General-Staaten, indem ich ihnen rieth, den Vertrag so zu unterzeichnen, wie der König solchen ihnen vorlege, und zu hoffen, daß die Kanone einst nachholen und deutlich machen werde, was die Feder vergessen haben möchte; und vielleicht dürften wir selbst in den Fall kommen, sie darum zu ersuchen. Ich will sogar unverholen sagen, daß derjenige, der die Meinung des andern befolgt, der klügste seyn wird, unerachtet die Verschiedenheit der beiden Staaten so groß ist, daß wahrscheinlich die Holländer stets werden Vorschriften annehmen müssen, statt welche zu machen.

Es wird wohl nicht leicht jemand unbekannt seyn, daß der Herzog von Lothringen, nicht zufrieden mit dem, was im Pyrenäischen Frieden für ihn festgesetzt wurde, mehrere Eröffnungen thun ließ, um seinen Zustand zu verbessern, und daß er endlich den Kardinal Mazarin in sein Interesse zog. Unter dem Vorwande, dem König die Communication mit Elsaß offen zu halten, handelte dieser dem von ihm geschlossenen Tractat selbst zu

wider, indem er das rechtmäßig eingezogene Herzogthum Bar gegen einige Grundstücke wieder zurück gab.

Der Herzog bewilligte, was man von ihm verlangte, und schmeichelte sich geraume Zeit damit, daß Nancy ihm ungeschleift zurückgegeben werden würde. Da er es aber nicht vom König erhalten konnte, gab er nach, und man schickte königliche und herzogliche Commissarien ab, um Grenzen zu setzen, damit man sehen könnte, was Frankreich gehörte. So oft aber diese Commissarien zusammenkamen, kam immer etwas dazwischen, daß nichts ausgemacht werden konnte, und der König ließ endlich dem Herzog drohen, wenn die Commissarien ferner Seine Güte mißbrauchten, werde Er selbst die Grenzzeichen setzen lassen, und dann wolle Er sehen, wer es wagen werde, sie auszureißen.

Der Herzog kam nach Paris zurück und that mehrere Vorschläge, worunter auch der war, sein Herzogthum zu Gunsten der Prinzessinn von Nemours abzugeben [31]). Es war aber leicht, zu sehen, daß es ihm blos darum zu thun war, Zeit zu gewinnen, indem er, statt die Schwierigkeiten, die sich fanden, zu ebnen, stets neue erregte. Endlich wurde aber doch der König seiner Handlungsweise müde, nachdem er für ihn — was der Herzog eigentlich nie hoffen durfte — das Salische Gesetz genehmigt hatte.

Der Herzog ließ hierauf, um nur seinem Bruder und Neffen zu schaden und einen mit der Fürstinn von Cantecroix [32]) erzeugten Bastard zu erheben, dem König antragen, Ihm die Herzogthümer Lothringen und Bar erblich zu überlassen. Livonne, der dazu gebraucht worden war, die Bedingungen der Vermählung des Prinzen Karl und der Prinzessinn von Nemours ins Reine zu bringen, wurde zum Commissar ernannt, und be-

besprach sich verschiedenemal mit dem Greffier der Rechnungskammer, le Cocq, einem Schwager des Intendanten der Prinzessinn von Guise. Sie setzten endlich mit königlicher Genehmhaltung gewisse Artikel fest, die nachher in Vergleichsform gebracht und von Sr Majestät und dem Herzog von Lothringen unterzeichnet wurden.

Aus Gründen wurde dieser Vertrag geheim gehalten, so bekannt er übrigens war. Es geschah nicht um des Königs willen, der darinn durch alle Artikel hindurch der betrogene Theil war, sondern derer wegen, welche die Hand mit im Spiel gehabt hatten. Die Wiedervereinigung Lothringens mit Frankreich blendete manchen, und selbst der König, getrieben von Ehrbegierde und dem Verlangen nach dem Ruhm, etwas seiner Krone Vortheilhaftes zu Stande gebracht zu haben, berief den Kanzler, die Staats-Sekretärs ꝛc. und ließ den Vertrag vor ihnen vorlesen. Der Marschall von Villeroy befand sich auch mit dabei.

Was in diesem Vertrag schönes für den König enthalten ist [35]), das ist die Wiedervereinigung Lothringens mit Frankreich, und „daß sogleich schon Plätze „darinn Sr Majestät eingeräumt werden sollen, wo„rein Garnisonen gelegt werden könnten". Zwar war dem Herzog der Genuß der ordentlichen und außerordentlichen Einkünfte vorbehalten; er sollte aber doch nicht über eine Million Barischer Währung, Abgaben erheben können.

Was dagegen diesen Vertrag minder ehrenvoll macht, ist, daß die, welche der Herzog mit Aemtern und Pfründen versehen hatte, dabei gelassen werden sollten, auch nach seinem Tode; daß er von der Million Abgaben vor allen andern daraus zu bestreitenden Aus-

gaben, die Summe von siebenmalhunderttausend Livres wegnehmen dürfte; (die Verschiedenheit sich auszudrücken, veranlaßte die Vermuthung, daß der Herzog seinen Vortheil dabei finden würde) daß er siebenmalhunderttausend Livres über die Million zu genießen haben sollte; daß er zweimalhunderttausend Livres Renten genießen sollte, halb aus einem mit Herzogthums und Paire-Titel versehenen Gütern, halb aus der königlichen Kasse, über welche Summe er ganz frei disponiren, und sie selbst an seinem Bastard abtreten konnte; daß er und die von seinem Hause nicht nur die Privilegien der Prinzen vom Geblüt genießen, sondern selbst dem königlichen Hause einverleibt, und in dieser Rücksicht thronfähig werden sollte, wenn der Stamm der Bourbonen abgienge; daß vier Prinzen vom Lothringischen Geblüt, auch ohne Pairie, im Parlement Zutritt und unmittelbar nach den französischen ihren Sitz haben sollten; daß sie wie die französischen für gebohrne Pairs geachtet werden sollten; daß die Einschränkung auf viere blos beliebt worden sey, um die Verwirrung, die durch eine größere Anzahl verursacht werden möchte, zu vermeiden; und daß keine unehlichen oder von unehlichen abstammende französische Prinzen ihnen den Rang streitig machen könnten.

Diesen Vertrag also ließ der König vorlesen, und wunderte sich nicht wenig, daß der Kanzler ihn nicht guthieß. Ich muß dem Kanzler zum Ruhme nachsagen, daß er als ein redlicher Mann sprach, und dem König vorstellte: Er könne Prinzen vom Geblüt nicht durch eine Erklärung schaffen, und den Forderungen der Gerechtigkeit gemäß müßten die Parlementer Ihm Vorstellungen dagegen machen. Der König zeigte aber, daß er Widerspruch nicht gnädig vermerke; daher schwieg der Kanzler und erhielt Befehl, sich zum Vortrag

trag im Parlement gefaßt zu machen, wenn Se Majestät dahin gehen [34]) und Ihr Lit de Justice halten würden, um das Edict eintragen zu lassen, das ausgefertigt werden mußte, um dem Vertrag Rechtskraft zu ertheilen.

Ich erwartete immer, daß der König mich um meine Meinung befragen sollte; da ich aber sah, daß Er es vermied, und leicht urtheilen konnte, daß dies absichtlich geschah, so sah ich ihn verschiedenemal an, um Ihn dazu zu bewegen. Ich wünschte sogar, ungefragt zu sprechen, hielt aber doch wieder an mich, um nicht die bescheidene Zurückhaltung zu sehr zu verletzen, die ich mir stets zum Gesetz machte.

Hätte Er mich um meine Meinung befragt, so würde ich mich entschuldigt haben, sie zu sagen, als Abkömmling einer Familie, die so oft schon behauptete, daß das Haus Lothringen keine Ansprüche auf die französische Krone machen könne, daß mir es unbegreiflich sey, wie der Erbe von Königen, für deren Interesse so wie für ihre gerechte Sache so viel Blut schon floß, zugeben könne, daß diese Ansprüche doch noch anerkannt würden. Denn wer einmal erklärt, daß eine Thronfolge für den offen werden könne, welcher Ansprüche darauf macht, giebt zu, daß er mit zum Haus gehöre. Ich würde ferner nicht ermangelt haben, Sr Majestät das Buch ins Andenken zu bringen, das die Lothringer unter Heinrich III. schreiben und herausgeben ließen [35]); den Verweis den der Verfasser desselben bekam, ihre Verläugnung desselben; die Schwäche ihrer Citationen bei Nachweisung ihrer wahren Abstammung. Dann würde ich, wenn der Monarch mir es befohlen hätte, mich näher auf die Materie eingelassen haben, um Ihm zu zeigen, daß er kaufe, was

ohnehin schon ihm gehöre, und daß er dadurch Anlaß zu einem Krieg gebe.

Ich darf mich in Ansehung des erstern blos auf zweierlei berufen, um zu beweisen, daß der König rechtmäßiger Herr von Lothringen ist: auf den Umfang Galliens zu Cäsars Zeiten, und die Errichtung des Königreichs Austrasien [36]) durch Kaiser Karl den Großen. Wirft man mir ein, daß die Könige von Frankreich Lothringen entsagt haben, so sage ich, sie waren, als bloße Nutznießer, nicht Eigenthümer des Reichs, dazu nie berechtigt. Gesetzt aber auch, das Haus Lothringen besitze ganz rechtmäßig das Herzogthum, das Herzog Karl dem König abtrat, so ist erst zu untersuchen, ob der Besitz desselben auf seiner Person, oder auf der seiner Gemahlinn beruht. Um dies letztere darzuthun, darf man nur seinen Heurathsvertrag lesen, und sich erinnern, wie die Töchter ehmals schon die Erbfolge in diesem Hause hatten und übten, und daß, um deren Recht aufzuheben, man ein andres zugeben muß, was die Krone Frankreich nie zugegeben hätte, daß nämlich durch das Salische Gesetz die Töchter zum Vortheil der Söhne von der Erbfolge ausgeschlossen werden. Besteht dies Gesetz, so kann der Herzog von Lothringen nicht zum Nachtheil derer verkaufen, die dies Gesetz zur Erbfolge rast; besteht es nicht, mit welchem Recht kann der Herzog Karl an uns abtreten, was seinem Neffen gehört? Einer dieser beiden Gegensätze muß stets wahr, also die Richtigkeit des Verkaufs einleuchtend seyn.

Gesetzt aber auch, die Sache gienge an, um des Gemeinbesten willen, da das was man eintauschte, an die Stelle desjenigen tritt, was man als Eigenthum besaß, so würden von Rechtswegen die Güter und Einkünf-

künfte, die der König verspricht, den rechtmäßigen Erben vom Geblüt eigenthumlich verbleiben, deren Ausschließung den Vertrag fehlerhaft macht. Welche Garantie auch der Herzog über die Sicherheit des Verkaufs leisten mag, und unerachtet er den König in Besitz einsetzt, so kömmt dies doch dem noch nicht gleich, was Er thun wird, um sich mit dem Schwerdt darinn zu behaupten. Warum also abtreten, was man rechtmäßig besaß, um es nachher von dem wieder zu erwerben, der nicht berechtigt war, es zu verkaufen?

Hätte übrigens der König mich befragt, warum ich so starke Abneigung gegen das Haus Lothringen beweise, so würde ich geantwortet haben: es sey mir unmöglich, diejenigen zu lieben, welche die wahren Erben Hugo Capets ihres Eigenthums berauben wollten, u. s. w.

Man wollte nachher den König bereden, der Herzog könne sich seines Landes weder ganz noch zum Theil begeben, und der König blieb bei diesem Grund stehen, dessen Schwäche Ihm eingeleuchtet haben würde, wenn man Ihm zugleich vorgestellt hätte, daß nach der rechtsbeständigen Confiscation des französischen Lehns Bar, der Herzog von Lothringen zu dessen Wiedererlangung und Erhaltung bei seiner Familie, wohl habe einige Dörfer und selbst einige Districte von diesem Herzogthum hingeben können, das er, wie man dem König vorstellte, mit Souveränität besaß.

Die Gerechtigkeit des Parlementsspruchs gegen den Herzog von Lothringen ist in einem angenommenen wohlhergebrachten Recht gegründet, daß der muthmaßliche Thronerbe sich nicht ohne Einwilligung des Königs vermählen kann. Um zu beweisen, daß der

Herzog sein Vasall ist, darf man nur die Lehnspflicht nachsehen, die dieser und seine Vorfahren dem König leisteten, woraus zu schließen ist, daß er ligisch ist, was (im Fall einer Felonie) nicht eine bloße Einziehung des Lehns nach sich zieht, sondern auch das Haupt des Vasallen dem Schwerdt des Lehnsherrn unterwirft. Wäre er aber durch den Besitz andrer unabhängiger Länder Souverain, so ist er doch nichts destoweniger in Rücksicht seines Herzogthums Bar, das er nicht unter gleichem Titel besitzt, der Krone Frankreich unterworfen.

Uns geht es itzt nichts weiter an, ob Lothringen ganz oder zum Theil souverain sey; dies lassen wir den Kaiser ausmachen. Einige seiner Vorfahren, als das Reich in Verfall kam, begnügten sich, um allen Streit darüber zu vermeiden, den Herzog von Lothringen zu den Reichslasten mit zuzuziehen, ohne zu bestimmen, was vom Reich zu Lehn gehe, woraus allerdings doch wenigstens so viel zu schließen ist, daß nach dem Geständniß der Herzoge und den Forderungen der Kaiser das Herzogthum Lothringen wo nicht ganz, doch zum Theil Reichslehn sey.

Diejenigen, die dem König riethen, dem Hause Lothringen Erbfolger zu geben, wollten Ihm schmeicheln, als ob dies ein Zeichen seiner unumschränkten Oberherrlichen Macht wäre; ohne zu bedenken, daß wer über seinen ganzen Staat disponiren kann, um so mehr auch befugt ist, einen Theil desselben abzutreten. Daraus könnten die Spanier und Engländer folgern, die Könige Johann und Franz I. haben, jenen dieser Bourgogne, und diesen jener Guyenne, abtreten können: Maximen welche grundfalsch sind, und sogleich von den Ständen dieser beiden schönen Provinzen

vinzen bestritten wurden, die troz der abgenöthigten Cession ihrer Könige, dennoch beim Reich verblieben.

Es ist richtig; die Gewalt unsrer Könige ist unumschränkt, und sie sind in gewissem Betracht Herrn über unser Gut und Blut! aber so despotisch ist ihre Macht doch nicht, daß sie berechtigt wären, ihr Reich abzutreten, und andre zur Thronfolge zu berufen, als die das Recht der Geburt dazu beruft. Zwischen dem König und seinem Reich besteht eine Art von Ehe, welche unauflöslich ist, und wer die Maxime aufstellen wollte: der König kann mich einem andern geben, würde auch zugleich aufstellen: daß es mir freistehe, mich ebenfalls einem andern zu geben. Zwischen Mann und Frau müssen gleiche Rechte gelten, und nur Ausländer versuchten, das Ansehn unsrer Grundgesetze zu schmälern.

Fragt man mich nach dem Grund meiner Abneigung gegen das Haus und die Person des Herzogs Karl, so sage ich, was ich dem König nicht hätte sagen können, daß dieser Fürst ehmals Fahnen flattern ließ, worauf eine vom Donner niedergeschmetterte französische Krone gestickt war, mit der Umschrift: Flamma metuenda tyrannis, und eine andre Lilienkrone, die ein Schwerdt durchschneidet, mit den Worten: illam dabit ultio messem! —

Wem nun dies alles bekannt ist, der wird Mühe haben, zu begreifen, wie der König den Gedanken fassen konnte, ein Haus zu erheben, das mehrere Jahrhunderte hindurch auf den Umsturz des Seinigen hinarbeitete.

Man könnte zur Rechtfertigung des Vertrags wohl auch noch anführen: dies sey das einzige Mittel, Lothringen mit Frankreich zu vereinigen; aber ich wiederhole: warum kaufen, was uns so schon gehört? warum auf so viele gegründete Rechte Verzicht gethan haben, um endlich Eines zu erwerben, das bestritten werden wird, so lange noch ein lothringischer Prinz existirt?

Ich vergaß noch einen Grund, der mir von Gewicht scheint; man muß nämlich auf das Recht sehen, das der König von Ludwig XIII. ererbt hatte, das Herzogthum Lothringen zu behalten, und ich muß gestehn, der Herzog Karl mochte nun nach dem Salischen Gesetz darüber disponiren können oder nicht, so war er der Garantie unterworfen, so bald er sie durch verschiedene Verträge versprach, und allen Eigenthums- und Oberhoheitsrechten zum Vortheil des Königs im Fall der Nichtleistung, entsagte. Man darf hierüber nur die verschiedenen von ihm ausgestellten Verträge nachsehen, und die klaren Schlüsse daraus ziehen.

Was aber den König meines Erachtens schlechterdings hätte abhalten sollen, den Vertrag zu unterzeichnen, ist die Besorgniß, daß er einst Anlaß zu einem Bürger-Krieg geben möchte. Es ist nicht zu vermuthen, daß die Prinzen vom Bourbonischen Geblüte so viele neue Kollegen so leicht dulden werden, und daß die von den andern Häusern, die den Rang vor Lothringen hatten, in ihnen gern ihre vielleicht künftigen Gebieter sehen sollte. Sie werden Mißvergnügten Gelegenheit geben, in Factionen zu treten, deren Folgen furchtbar und stets ungewiß sind. Kurz, dieser Vertrag ist ein Saamenkorn des Kriegs, in ein Land geworfen, in dem es wohl einst noch zum sprossen kommen könnte.

Ihr

Ihr dürft Euch nicht wundern, meine Lieben, daß Männer von der Feder fähig sind, Dinge zu unternehmen, welche Krieg nach sich ziehen; denn da ihr Leben nicht dabei ins Spiel kömmt, kümmern sie sich wenig darum, fremdes zu schonen. Wer die Denkwürdigkeiten Philipps von Commines liest, wird lernen, daß gekrönte Häupter keine gefährlichern Räthe haben könne, als solche, die eine zu hohe Meinung von der Größe ihrer Herrn haben, und, einzig darauf bedacht, sich in ihrer Gunst zu erhalten, allem Beifall zuklatschen, was sie ihnen angenehm glauben.

Ich muß Euch auch noch auf die Schwäche des menschlichen Geistes aufmerksam machen, und kann Euch kein auffallenderes Beispiel davon anführen, als was itzt am französischen Hof vorgeht. Fürsten hören da auf, Fürsten zu seyn, um eine Würde zu erhalten, die ihnen streitig gemacht werden kann, und in Hoffnung einer wahren Schimäre treten sie ein würkliches Gut ab, und hören auf Fürsten zu seyn, weil sie kein Fürstenthum mehr besitzen.

Während dieser Verhandlung erhielten die Gesandten der General-Staaten von ihren Obern-Befehl, dringende Vorstellungen bei dem König zu thun, um von seiner Großmuth die Moderation der Taxen zu erhalten, die man auf fremde Schiffe gelegt hatte, und um die Garantie ihrer Fischerei, zu Vermeidung eines Krieges zwischen ihnen und England.

Ich hielt nicht für dienlich, mich dem Antrag bei Sr Maj. zu unterziehen, sondern erklärte den Gesandten ohne Umstände, daß mein Rath von keinem Nutzen mehr sey; sie hätten sich an den Kanzler als

den

Digitized by Google

den ersten der zur Unterhandlung mit ihnen ernannten Kommissarien zu wenden, und es gäbe sogar Personen, die wohl noch eher im Stande seyn dürften, Se Majestät zu bewegen. Ich überließe es übrigens ihrer Klugheit, den Weg zu finden und einzuschlagen, der, wenn auch nicht der ehrenvollste, doch der sicherste wäre. Ich rieth ihnen, sich stets nach dem Willen Sr Majestät zu bequemen; denn ich bin, wie ich schon einigemal sagte, überzeugt, daß ihre Republik sehr Müh haben wird, sich ohne Frankreichs Schutz zu behaupten, das seiner Seits bei ihrer Erhaltung stark interessirt ist.

Ehe ich diese Denkwürdigkeiten schließe, will ich noch erwähnen, daß der König sich nie so sehr auf die Deutschen verlassen darf, daß er sich nicht erst auf einen sichern Fuß mit ihnen zu setzen hätte, im Fall er um seines eignen oder auch ihres Interesse willen mit dem Kaiser Krieg anfangen will.

Die Allianzen mit England werden nie solid seyn [37]), weil auf der einen Seite die Macht des Königs von England durch die Parlementer eingeschränkt ist, auf der andern diese hochmüthige, herrschsüchtige Nation das Glück ihrer Nachbern stets mit Scheelsucht ansieht. Sie führt noch Ansprüche gegen uns fort, und die Religionsverschiedenheit verstärkt ihren Haß.

Die Erfahrung vergangener Zeiten lehrt uns, daß man trotz allem Schein von Ehrlichkeit, Mistrauen in die Schweden und andre Protestanten setzen kann, die einzig darauf ausgehen, die katholische Religion zu vertilgen, die wir so gerne in jenen Ländern, wo sie

ehmals

ehmals glänzte, wieder emporbringen und behaupten möchten.

Im Fall von Euch meine Kinder, jemand die Auszeichnung erhielte, in den königlichen Staatsrath gezogen zu werden, — eine sehr wünschenswerthe Ehre, — so habt, bei einer tiefen Ehrfurcht und vollkommenen Unterwürfigkeit gegen den Willen des Monarchen, stets die Ehre Gottes und das Beste der Religion vor Augen. Wir haben nicht zu fürchten, daß ein allerchristlichster und in ihren Grundsätzen erzogener König sich je davon entfernen werde. Erinnert euch indessen, daß es gegen eure Dienstpflicht lauft, wenn ihr zaudern wolltet, mit ehrerbietiger Offenheit eure Zweifel und Bedenklichkeiten in vorkommenden Geschäften zu äußern. Denn wo es Noth thut, darf keine menschliche Rücksicht einen redlichen Mann abhalten, die Wahrheit, von welcher er überzeugt ist, in ihr volles Licht zu setzen. Die Gerechtigkeit und Gottesfurcht des Fürsten werden euch ohne Zweifel nicht das Verdammungsurtheil sprechen, wenn ihr es bei Gelegenheit wagt, ihm vorzustellen, daß, so erhaben und unabhängig seine Macht gegen Menschen ist, sie nichts destoweniger dem göttlichen Gesetz unterworfen sey, und zwar um so mehr, da Scepter und Krone ihm von der Hand des Allmächtigen blos verliehen seyen, um seine Verehrung zu gründen, zu erweitern und zu erhalten; daß was zur Monarchie als Theil derselben gehört, nicht an Fremde abgetreten oder sonst veräußert werden könne; daß unsre alte Constitution gerechter und heiliger sey, als die der benachbarten Länder; und daß Frankreich nie glücklich seyn werde, so lange Fremde an der Regierung Theil haben.

Fristet Gott mir Leben und Gesundheit, und es ereignen sich noch Dinge, die werth sind auf die Nachwelt

welt gebracht zu werden, so bitte ich Euch, meine Kinder, im Fall ich sie vergäße, sie anzumerken. Endlich wenn Ihr glaubt, daß, was ich niederschrieb, wissenswerth sey, so macht den Gebrauch davon, den ich selbst Eurer Ueberzeugung nach davon hätte machen sollen. Erinnert Euch aber, wie gesagt, daß ich nicht Eigendünkel genug besitze, um dafür zu halten, mein Leben könne je andern zum Muster aufgestellt werden. Ich wünsche blos, daß Ihr mich in folgenden Punkten nachahmen möchtet: „Hanget stets von niemand „ab, ausser Eurem Herrn; verachtet irrdi„sche Schätze um Euch ewige zu sammeln. „Laßt Euer höchstes Ziel die Ehre Gottes „und des Monarchen seyn, dem die Vorse„hung euch unterwarf." —

Anmerkungen

zum dritten Theil

der

Denkwürdigkeiten von Lomenie.

Digitized by Google

Digitized by Google

1.

Armand von Maillé, Herzog von Fronſac und Brezé. Eine Kanonenkugel tödtete ihn am 14. Jun. 1646 in ſeinem 27. Jahr.

2.

Anna von Oeſtreich bekam dieſe Stelle durch ein am 16. Jul. 1646 im Parlement regiſtrirtes Patent, und legte ſie wieder nieder im Jahr 1650 zu Gunſten Cäſars, Herzogs von Vendome, Vaters des Herzogs von Beaufort.

3.

Dies iſt der bekannte Kardinal von Retz.

4.

Die nähern Umſtände von dieſen Intriguen muß man in den Memoiren des Kardinals von Retz ſuchen.

5.

. . . . . Tuus, o regina, quid optes,
Explorare labor; mihi juſſa capeſſere fas eſt.

Virg. Aen. L. I.

Dies paßte ganz bei einer Königinn, die nicht wenige auf ihr Ansehen eifersüchtig war, als eine Göttinn.

6.

Der Kardinal von Retz schätzte diesen Herrn vorzüglich, und der Herr von Türenne, Bruder von ihm, bekannte, daß er ihm einen Theil seiner KriegsEinsichten zu danken habe. „Man traut mir einige Einsichten im Kriegsfach zu, — „sagte er — wie viel könnte ich aber hierinn noch von meinem Bruder lernen! Und wie weit übertraf er mich im „Kabinet!“ —

7.

Er hat einiges geschrieben. Dem Kardinal Mazarin war er ganz hingegeben, und versuchte die Rechtfertigung dieser Eminenz und ihres ganzen Verhaltens in einem Werk unter dem Titel: Eclairciſſement de quelques difficultés touchant l'adminiſtration du Cardinal Mazarin.

8.

Sehr wahrscheinlich ist dies blos eine Verläumdung von den Feinden des Kardinals von Retz, der es in seinen Memoiren läugnet. Wäre die Sache würklich gegründet gewesen, so würde Joly sie in den seinigen nicht vergessen haben.

9.

Der Kardinal von Retz schrieb gegen dies Bündniß einen ungemein nachdrücklichen Brief unter dem Titel: Tres humble et tres importante remontrance au Roi ſur la remiſe des places maritimes de Flandres entre les mains des Anglois.

10.

Man sagt von Olivier Cromwel wie von Cinna: Auſum eum, quae nemo auderet bonus; perfeciſſe, quae a nullo niſi fortiſſimo perfici poſſent. Er war unstreitig ein Mann von außerordentlichem Kopf, übertraf selbst einen Cäsar in Gewandtheit für Intrigue, und hatte

hätte große Aehnlichkeit mit Mahomet. Beide danken viel dem Fanatismus. Dem Britten fehlte nichts, als daß er nicht auch noch eine neue Religion stiftete. Doch scheint, wenn man so sagen darf, in der Bosheit des Britten mehr Delicatesse und Auswahl zu seyn, als in der des Arabers.

11.

Ludwig XIV. zeigte von der frühesten Jugend an schon viele Neigung zu dem schönen Geschlecht. Anna von Oestreich wollte ihm, wie man erzählt, die Nativität stellen lassen, als er erst vier oder fünf Jahr alt war. Der Sterndeuter verlangte ihn ganz nackt zu sehen, und prophezeihte dann den künftigen Hang desselben zur Liebe.

Was auch hieran seyn mag, so viel ist gewiß, die Liebe war eine von den Schwachheiten dieses Monarchen, obschon nicht die einzige, die ihn von seiner Pflicht abführte. Man kann aber sagen, daß er in seiner Todes-Stunde der Welt öffentliche Abbitte dafür that, und seine letzten Worte verdienen in der That die Beherzigung der Großen unsers Jahrhunderts.

Seine Feinde machten von dem Vers

Mars ad opus Veneris, Martis ad arma Venus,

eine boshafte Beziehung auf ihn, die aber ungerecht ist; denn in den ersten Jahren seiner Volljährigkeit bewies er große Lust zum Krieg und war dabei thätig, hart und wachsam. Nachher aber verrichteten freilich seine Generals die glänzenden Thaten, um deren willen man ihn beinahe vergötterte. Wenn er indessen da auch nicht vor seinen Heeren herzog, so war er dafür thätig im Kabinet, und entwarf kühne Plane, die mehr als Einmal die Feinde Frankreichs in Verlegenheit setzten. Man begeht also eine Ungerechtigkeit, wenn man sagt, er sey blos in der Liebe ein Held gewesen.

12.

„Es war nicht leicht jemand, der nicht darüber gespot„tet hätte, — sagt der Marschall von Grammont in seinen

„Memoiren — und, man sah gar keine Wahrscheinlichkeit, „daß die auf ihr Ansehen so eifersüchtigen Teutschen das Ein„mischen der Franzosen in ihre Reichs-Angelegenheiten dul„den würden.“ —

13.

„Er überließ — sagt Grammont — alles gänzlich dem „Willen seiner Minister; war übrigens andächtig und fromm „so sehr als möglich und fest überzeugt, daß er, wenn er den „Vorschriften seiner Führer folge, so wenig irren könne als „der h. Vater“. — Die Andächtler sind zwar meistens Leute von beschränkten Fähigkeiten, indessen finden sich doch bisweilen auch bei ihnen Regungen von Ehrsucht, die von einer Erhabenheit der Seele herzurühren scheinen.

14.

Der Graf von Kurz, sein Minister, dessen Eingebungen er blindlings folgte, — sagt der Marschall von Grammont.

15.

Sie war eben nicht von den liebenswürdigsten. Da aber bei dem König erst das erste Feuer der Liebe auflo derte, so äußerte er starke Zuneigung zu dieser Prinzessinn. Der Kardinal wußte ihn aber am andern Tage schon so zu lenken, daß die erste Wärme zu einem ungewöhnlichen Frost hinabsank. So hatte also der Kardinal ohne viel Umstände den Savoyischen Hof zum Besten.

16.

„Diese Reise — sagt der M. D. L. F. in seinen Memoiren — „hatte die Miene eines Kriegs, ohne es zu seyn.“ Die Provençalen, welche von Natur zum Scherzen geneigt sind, nannten sie die Kropfheilungsexpedition, mit Anspielung auf die Gewohnheit der Könige von Frankreich zu gewissen Zeiten diejenigen zu berühren, die mit diesem Uebel behaftet sind.

17.

Digitized by Google

17.

Der Herr von Beauvau in seinen Memoiren sagt folgendes davon: „die Spanier willigten in dem Friedenstractat „in die Abtretung des Herzogthums Bar und die Schleifung „von Nancy, wenn der König von Frankreich dem Herzog „das Herzogthum Lothringen zurückgäbe.“ — Dies ist alles was er damit gewann, daß er sich mit den Spaniern eingelassen hatte. Hätten sie noch weniger thun können, sie hätten es auch gethan. Er warf sich nachher dem Cardinal in die Arme, der ihn, in der Hoffnung, seine Nichte an den Prinzen von Lothringen zu vermählen, anfangs ziemlich gut behandelte; als aber der Herzog sich gegen diesen Antrag taub stellte, hielt man ihn durch gesuchte Zögerungen hin, die der Kardinal erst bei Annäherung seines Todes endigte. Se Eminenz starb drei bis vier Tage darauf.

18.

Se Allerchristlichste Majestät, entschlossen, um Allerhöchst Ihres eigenen Besten willen, die Prinzessinn von Orleans, trotz der Liebe des Prinzen Karl von Lothringen zu ihr, an den Prinzen von Toscana zu vermählen, kündigte der Frau Herzoginn von Orleans, im Ton des gebietenden Herrn an, ihre Tochter müsse den Prinzen von Toscana heurathen oder ins Kloster gehen.

19.

Diese Wegnehmung der Schiffe veruneinigte eine Zeitlang die Holländer mit den Franzosen. Zwey Kaper, die den Holländischen Handel störten, gaben die Veranlassung dazu. Holland äußerte dabei Festigkeit und Nachdruck, worauf die Sache beigelegt wurde. In sechs bis sieben Jahren sollen die französischen Kapers der Republik über dreihundert Schiffe weggenommen haben, und der Kardinal, der für ihren Beschützer galt, gewann ansehnlich dabei.

20.

Alle diese Schritte waren eine Folge des Hasses, den der Kardinal gegen die Republik nährte.

21.

Die französischen und spanischen Gesandten kamen mit einander überein, beide ihre Karossen nicht zu schicken, um den Rangstreit zu vermeiden; und der König von England schickte selbst einen Haus-Officier an den Herrn von Estrades, mit der Bitte, seine Karossen weder zum Einzug noch zur Audienz der venetianischen Gesandten zu schicken. Der König von Frankreich war aber damit übel zufrieden. M. s. Negociations de Mr. d'Estrades en Angleterre.

22.

M. s. a. a. O. das Schreiben des Königs an den Herrn von Estrades.

23.

Der Graf von Brahe. Er hielt seinen Einzug im Jahre 1661. Der Baron von Vottville, der bei dieser Gelegenheit das Dementi nicht haben wollte, ließ Soldaten von Ostende kommen, versicherte sich einer Menge Engländer, und ließ in Ermanglung der Stränge und Riemen, Fesseln an seinem Kutschgeschirre machen. Die Spanier tödteten die Kutschpferde des Herrn von Estrades. Auf beiden Seiten kamen dabei Menschen ums Leben.

24.

Europa sah Ludwig den XIV. beinahe zu gleicher Zeit.

Fouler aux pieds l'orgueil et du Tage et du Tibre.

Der Herr von Estrades wurde beleidigt von dem spanischen Gesandten im Jahre 1661. Die Genugthuung die man dafür

dafür forderte, war aber auch so groß als der erlittene Schimpf einem jungen stolzen Fürsten empfindlich seyn mußte, dem man schon damals die Unsterblichkeit und die Universalmonarchie in Prosa und Versen verhieß.

Imperium terris, animos aequabat Olympo.

Die Corsische Affäre fiel im Jahre 1662 vor. Da die Beschimpfung ungewöhnlich war, forderte man auch eine beispiellose Genugthung dafür.

25.

Karl II. nachher König von Spanien. Er wurde geboren im November 1661.

26.

Am ersten November 1661.

27.

Der Herr de la Haye. Er wurde auf eine barbarische Art von den Türken mißhandelt, weil sie die Correspondenz entdeckten, die er mit den Venetianern unterhielt, mit denen die Ungläubigen damals Krieg führten.

28.

Er lebte jedoch bis ans Ende des Jahrs 1700, aber freilich nur durch eine Menge Künsteleien, und in einer ununterbrochenen Leibes- und Seelen-Schwäche.

29.

Die Auseinandersetzung dieser beiden Geschäfte muß man in den 1718 gedruckten Negociations de Mr. d'Estrades en Angleterre nachschlagen. Merkwürdig sind die Briefe des Königs und des Marschalls bei dieser Gelegenheit.

Digitized by Google

30.

Man hat sehr richtig angemerkt, daß unter der Regierung Ludwigs XIV. mehr Tugend und Tapferkeit zu finden gewesen seyn würde, wenn der Monarch sich minder herrschsüchtig und unumschränkt bewiesen hätte. Sechzig Jahre hindurch, ungefähr von seiner Volljährigkeit an gezählt, mußte man unabläßig die Einkünfte des Monarchen auf Kosten des Volks erhöhen, um unaufhörliche Kriege damit zu bestreiten; darum machte auch die Plusmacherey (la science des calculs) das Glück einer Menge verdienstloser Leuten, während Elend den emporstrebenden Geist niederdrückte, und rechtschaffnen Männern ans Herz griff.

31.

Der Herzog von Lothringen machte den Antrag diese Prinzessinn mit dem Prinzen von Lothringen zu vermählen, und die Herzoginn von Nemours wünschte es, wenn nur der Herzog dem Prinzen die Erbfolge in seinen Staaten zusichern wollte. M. s. die Memoires de Beauvau.

32.

Diese Fürstinn war aus einem der ersten burgundischen Häuser, und war Ursache, daß der Herzog Karl IV. von dem hier die Rede ist, seine Gemahlinn sehr übel behandelte; denn er trennte sich von ihr, und vermählte sich heimlich mit der Fürstinn von Cantecroix. Man nannte sich die Lagersfrau des Herzogs, weil sie ihn überall im Krieg begleitete. Der Herzog verließ sie einige Jahre darauf, einer andern Liebschaft wegen, und sie starb aus Gram darüber.

33.

M. s. die Mem. de Marquis de Beauvau L. 4.

34.

Der König gieng ins Parlement mit einem Gefolge von 40,000 Mann, in der Absicht, es zum Gehorsam zu zwingen,

gen, falls es sich weigerte, diesen Tractat einzutragen. Das Parlement trug ihn ein, setzte aber eine Bedingung hinzu, welche diese Urkunde wieder folgelos machen mußte, indem es dadurch die Lothringischen Prinzen nur unter der Bedingung den Prinzen vom Geblüt beifügte und einverleibte, daß alle und jede von ihnen den Vertrag unterzeichneten, widrigenfalls alle insgesammt keine Rechte daraus erhalten sollten. Nun aber waren mehrere Lothringische Prinzen, als minderjährig, unfähig, eine gerichtliche Handlung gültig zu vollziehen; der Herzog Franz, Bruder des Herzogs Karl IV. protestirte dagegen; der Prinz von Lothringen hatte sich entfernt u. s. w. M. s. die Mémoires du marquis de Beauvau.

35.

Stemmata Lotharingiae et Barri Ducum 1580. fol. Dies Buch hat einen gewissen Franz von Rosieres zum Verfasser, welcher Archidiaconus von Toul war, und durch einen Parlementsschluß im Jahre 1583 für rechtlos erklärt wurde.

36.

Dies Reich begriff die ganze Strecke Landes zwischen der Maas, Schelde, dem Ocean, Rhein und dem Vogesischen Gebürge. Karl der Einfältige und Lothar thaten gezwungen Verzicht darauf zu Gunsten der Kaiser Heinrich I. und Otto I. allein diese Verzichtleistung konnte das Recht der Krone Frankreich nicht aufheben.

37.

„Es ist von Wichtigkeit für uns, eine Nation von uns „entfernt zu halten, welche händelsüchtig und eine natürliche „Feindinn der unsrigen ist, und nach Mitteln und Vorwänden jeder Art greift, um uns zu unterjochen. Man darf „sie auf dem festen Lande nicht fußen lassen .... Es sind

„Ketzer, die stets eine Parthei im Staat haben würden, um „die alten Unruhen wieder anzufachen . . . . . Man muß „sie auf ihre Inseln überm Meer beschränken". — So drückt ein alter französischer Schriftsteller sich in Ansehung der Engländer aus, welche nicht ermangeln aus demselben Tone zu antworten.

Denk-

Denkwürdigkeiten

des

verstorbenen

Herzogs von Orleans,

Gaston von Frankreich.

Nach der Ausgabe von Amsterdam

1685. in 12. 272 S.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nach dem französischen Vorbericht kommen diese Denkwürdigkeiten von einem Mann, welcher lange in dem engsten Vertrauen dessen gestanden hat, welchen sie zeichnen. Dieser Vf. blieb unbekannt. Anquetil in der Geschichte der Cabinets-Intriguen unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. welche sich mit der Fronde endigten (Maestricht 1782) urtheilt von ihm S. XXIV. daß er „wohl unterrichtet gewesen „sey und für die Geschichte von 1608 bis 1636 als ein „vortreflicher Führer diene. Er vernachlässige gewöhnlich die Umständlichkeiten, aber nur, um sich desto „mehr an die geheimen Ursachen der Begebenheiten zu halten. Man lerne auf 272 Duodezseiten hier viel mehr, als sonst aus großen Bücher-Massen". Der Inhalt wird für den Sachkenner dieses Urtheil rechtfertigen. Mögen unsere Leser dem Vf. gegen diese wesentlichen Vortheile den Mangel an Erzählungsgabe vergeben, besonders das Verflochtene seiner langen Periodologie, welches in

der

der Ueberſetzung zwar oft ſehr gut aufgelöst worden iſt, im ganzen aber ohne eine — unſrem Plan, hiſtoriſche Denkmale zu ſammlen, nicht angemeſſene — Umarbeitung unmöglich bis zur fließendſten Darſtellung verbeſſert werden konnte.

Jena,
den 20ſten Jan. 1799.

P.

Der

Der Herzog von Anjou, dritter Sohn Heinrichs IV. und der Maria von Medicis, wurde am St. Marcus Tage 1608 geboren.

Er bekam durch den Cardinal von Joyeuse und die Königinn Margarethe den 5. Jun. 1614. den Namen: Gaston Jean Baptist. Durch den Tod des Herzogs von Orleans wurde er Sohn von Frankreich und der einzige Bruder des Königs. Als er sich zu Nantes mit Mademoiselle von Bourbon, Herzoginn von Montpensier, verheurathet hatte, wurde ihm das Herzogthum Orleans als Apanage gegeben, und er durfte den Namen und das Wappen eines Herzogs von Orleans, wie dies dem zweiten Sohn von Frankreich gehörte, mit dem bisher geführten eines dritten Sohnes von Frankreich und eines Herzogs von Anjou vertauschen. Von dieser Zeit an hatte er den Titel Gaston, Sohn von Frankreich, einziger Bruder des Königs, Herzogs von Orleans ꝛc.

Die, welche dem König und Monsieur die Nativität stellten, fanden, daß der König der glücklichste und gefürchtetste Prinz von Europa werden, Monsieur aber bis auf eine gewisse Zeit ein ungünstiges und unglückliches Schicksal haben würde.

Im

Im Jahre 1615 kam er aus den Händen der Madame Monglas, Gouvernantin der Kinder von Frankreich, und bekam den Herrn von Breves, einen Edelmann von Nivernois, zum Gouverneur, dessen Verdienste und Eigenschaften, mit den andern Rücksichten, welche die Königinn bestimmten ihm ihren Sohn anzuvertrauen, ich im Vorbeigehen berühren will.

Herr von Breves hatte dem König und dem Staate mehr als dreißig Jahre im Morgenlande, wohin er im Jahre 1592 als Gesandter geschickt wurde, gedient. Bei seiner Zurückkunft nach Frankreich verheurathete er sich mit einer Tochter aus dem Hause von Thou, welches mit dem Herrn von Villeroi verbunden war, durch dessen Gunst er fast zu gleicher Zeit die Gesandschaft nach Rom bekam. Eine Empfehlung, die er an den Herrn von Conchine [Concini] und seine Frau hatte, verschaften ihm ihre Bekanntschaft, die er sich sorgfältig zu erhalten suchte. Er wußte so sehr ihr Zutrauen zu gewinnen, daß sie ihn seit dieser Zeit für einen ihrer vertrautesten Freunde hielten. So lang er in Rom war, wurde Er für sie und ihre Freunde der Sachwalter bei diesem Hof, war zuvorkommend gegen die, welche er von ihnen begünstigt wußte, that nichts, wovon er ihnen nicht erst Nachricht gab, und bemühte sich ihre Wünsche zu entdecken, um ganz nach ihrem Willen zu handlen. Alle diese Verbindlichkeiten nebst seinen langen und anerkannten Dienstleistungen, und der Verwandschaft mit Herrn von Villeroy, gaben dem Herrn von Breves ein so großes Gewicht bei Hofe, daß die Machthaber sehr geneigt waren, ihm die Gouverneurs-Stelle bei Monsieur, um die er bat, zu übertragen. Er erhielt sogleich den königlichen Gnadenbrief darüber. Herr von Bethune zwar, welcher von dem verstorbenen König als Gouverneur des Herzogs von Orleans beibehalten wor-

den

den war, glaubte nach dem Absterben des letztern dieselbe Stelle bei dem Herzog von Anjou fordern zu können; aber Herr von Breves war so sehr von der Königinn begünstigt, daß jener nicht durchdringen konnte.

Herr von Breves wurde überdies noch Oberaufseher vom Hause, erster Kammerherr und Oberlieutenant einer Compagnie von 200 Mann von den Truppen des Monsieur, welche ganz seiner Macht übergeben wurden.

Als der Hof beschlossen hatte, zu der Vermählung des Königs abzureisen, hielt die Königinn für gut, daß Monsieur in Paris bleiben sollte, und der König war auf Zureden des Herrn von Conchine (welcher damals Marschall von Ancre wurde) und seiner Frau ganz damit zufrieden, ihn in den Händen des Herrn von Breves zu lassen.

Vor der Abreise Ihrer Majestäten, legte Herr von Breves den Eid ab, und trat alle seine Aemter an. Er lies sich von der Königinn die Anordnung der Lehrstunden des Monsieur geben, und wie er behandelt werden solle, auch in welchen Ausdrücken er mit dem Könige, der Königinn, Mesdames, den Prinzen und Prinzessinnen, und den vornehmsten Personen des Staats, sprechen und an sie schreiben sollte, vorschreiben. Er legte der Königinn seinen Erziehungs-Plan für Monsieur, welcher nachher beschrieben werden soll, vor, und sie war sehr damit zufrieden.

Man errichtete eine kleine Dienerschaft, wie sie zum Dienst von Monsieur unentbehrlich war. Ihre Besoldung, mit den andern Ausgaben belief sich auf zweimalhundertausend Livres im Anfang; aber sie vermehrte sich täglich.

Während der Reise Ihrer Majestäten wohnte Monsieur im Arsenal, wo Herr von Metz (welcher als

Herzog von Verneuil ſtarb) um ihm Geſellſchaft zu leiſten, auch wohnte.

Monſieur bekam zum Sous-Gouverneur den Herrn von Manſan, Hauptmann vom Garden-Regiment, und den Herrn von Puylaurens. Der erſte wurde durch den Marſchall von Ancre, auf Vorbitte des Herrn von Epernon ernannt; der andere war ein Vetter von Herrn von Breves. Sie wurden nicht für große Männer geachtet, aber für ſolche, auf die man ſich verlaſſen konnte, und hatten nach der Einrichtung des Gouverneurs nicht viel bei ihrem Herrn zu thun. Sie wurden beim Hofſtaat deſſelben ſo angeſtellt, wie Herr von Bailly, der als Hauptmann von der Garde, Marquis von Coeuvres, der als Aufſeher von der Garderobe (wofür er hunderttauſend Livres von dem älteſten Sohn des Herrn von Breves bekam) Herr von Montglas, der als erſter Stallmeiſter (wegen der Dienſtleiſtungen ſeiner Mutter), Herr von Escures, der als erſter Haushofmeiſter in dieſe Dienſte kam. Eben ſo ward Herr von Caſtille Vilemareuil, Aufſeher vom Hauſe, auf Empfehlung des Präſidenten Herrn von Janin, der Herr von Leroyer Secretär, auf Empfehlung des Herrn von Villeroy, Herr von Lomenie Schatzmeiſter durch die Gunſt ſeines Oheims, des Staats-Secretärs, Herrn von Lomenie. Herr von Voiture wurde Ober-Controlleur des Hauſes, mußte aber dem Commandeur von Sillery, der dieſe Stelle hatte, zwanzigtauſend Thaler als Erſatz bezahlen. Die übrigen Aemter wurden eben ſo, entweder durch Empfehlungen von den Vornehmſten bei Hofe, oder wegen beſonderer Dienſtleiſtungen vergeben.

Die Königin überließ dem Herrn von Breves die Auswahl der Perſonen, welche gewöhnlich und vertrauter mit Monſieur umgehen ſollten. Herr von Gui-

Guitault Cominges war als gewöhnlicher Stallmeister unter dieser Zahl, da er vom Marschall geliebt, und außer diesem ein verdienstvoller, schöner Cavalier war, der über alles sehr angenehm zu sprechen wußte. Die Königinn wählte auch noch Herrn du Pont als Lehrmeister, da er ihr wegen seiner untadelhaften Sitten und seiner guten, für den Charakter des Prinzen angemessenen Lehr-Art empfohlen wurde, und ihr wegen seines sanften und angenehmen Betragens gefiel.

Herr von Breves kannte Monsieurs lebhaften und thätigen Geist, auch seinen Geschmack an dem Umgang geschickter Männer aller Art. Er gab sich deswegen besondere Mühe solche zu finden, welche seine löbliche Wißbegierde befriedigen, und seinen Geist mit guten, eines großen Prinzen würdigen, Gegenständen erweitern konnten. Daher übergab er dem Herrn von Passart, einem Edelmann aus der Picardie, das Amt des Beichtvaters. Dieser sehr geschickte, rechtschaffene, unterhaltende Mann, hatte gute Religionsgrundsätze. Sobald Monsieur erwachte mußte dieser, je nachdem es Gelegenheit gab, ihn unterhalten, und er suchte immer das Gespräch auf eine Moral aus der heiligen Schrift oder sonst einem guten Buch zu lenken. Er that dies mit so vieler Gewandheit, daß es nie langweilig wurde.

Zu gleicher Zeit gab Herr von Breves dem Monsieur vier Gentilshommes ordinaires welche immer bei ihm seyn sollten, nemlich die Herrn von Machault, von Poysieux, Gedoyn, und du Plessis de Bievre.

Herr von Machault war ein Pariser und in allen Wissenschaften sehr unterrichtet, vorzüglich in der Geographie und Mathematik; Kenntnisse, die er zu rechter Zeit und mit Verstand anzubringen wußte. Ueberdies war er sehr klug und artig.

Herr von Poyſieux aus Dauphiné, beſaß nicht dieſe Stärke des Geiſtes; er war aber ein ſehr verſtändiger Mann, und ein wenig zurückhaltend.

Herr Gedoyn hatte viel Geiſt und Weltkenntniß. Ungeachtet er im Ruf ſtand, ein wenig ausſchweifend zu ſeyn, ſo wußte er dies doch ſehr zu verbergen. Sein Benehmen war immer ſehr abgemeſſen, gefällig, und nach dem Geſchmack derer, mit welchen er ſich unterhielt.

Herr du Pleſſis de Bievre war von luſtiger Laune, und hatte immer tauſend Erzählungen vorzubringen, die er ſehr glücklich an das Geſpräch anzuknüpfen wußte. Sie waren nie gemein oder ſo, daß ſie ein ſchlimmes Beiſpiel geben konnten.

Alle hielten ihre vorgeſchriebenen Stunden ſehr fleißig, weil ſie wußten, daß ihrem Herrn ihre Unterhaltung angenehm war; ſie waren ſehr zufrieden, daß er mit jedem Tage größere Fortſchritte machte, und in ſeinem Alter ſo treffend über alles ſprach.

Herr von Breves trug mit dieſen durch ſein Anſehen vieles dazu bei und gab ſich Mühe, den Monſieur zu unterrichten. Er hatte die Gewohnheit, eine Ruthe an ſeinen Gürtel zu ſtecken, welcher er ſich aber nur ſehr ſelten bediente; wenn Monſieur einen Fehler gemacht hatte, ſo brachte er ihn durch ein Zeichen mit den Augen, oder durch eine vernünftige Vorſtellung, eher als durch eine Züchtigung ſeiner Perſon, davon zurück.

Ich werde hier nur ein Beiſpiel davon anführen.

Monſieur ſagte einmal einem ſeiner Edelleute, die ihm bei Tiſche aufwarteten, etwas beleidigendes. Breves

ves wollte ihm nicht sogleich den verdienten Verweis darüber geben, sondern, wie man sagt, ein Andenken machen. Er ließ deswegen beim Abendessen die Küchenjungen kommen, um ihm aufzuwarten. Monsieur war darüber bestürzt, und wollte die Ursache wissen. Herr von Breves sagte ihm nun: weil er den Edelleuten so übel begegne; so müßte er solche Leute zu seiner Bedienung haben. Diese gelind scheinende Strafe würkte sehr gut, und lehrte ihn, wie er mit dem Adel umzugehen hatte.

Herr von Breves empfahl ihm vor allem den Gehorsam gegen den König, sowohl weil Gott es befehle, als auch weil von seiner Majestät alles gute, was er je besitzen würde, abhange, und dieser, wenn es ihm gefiele, und Monsieur ihm Anlaß dazu geben würde, eben so arm machen könne, als den geringsten Edelmann des Reichs, weil der König Herr vom Staate sey, er aber nach den Gesetzen nichts zu fordern hätte, sondern nur erhalte, was der König aus gutem Willen geben wolle.

Herr von Breves hielt auf die Befolgung seines Auftrags so sehr, daß er kein anderes Vergnügen kannte als dieses Amt würdig zu versehen. Und dies gelang ihm so glücklich in einer Zeit von zwei Jahren, daß alle, welche den Prinzen sahen, über seinen glänzenden Geist, sein artiges Gespräch und seine Antworten erstaunten und zufrieden über die offene, gnädige Art, mit welcher er jeden aufnahm, von ihm giengen, weil nie ein Prinz von diesem Alter so viel versprach als er.

Aber große Tugenden sind gewöhnlich den Hofleuten eher Hindernisse als Beförderungen ihres Glücks. Gerade das, was den Herrn von Breves an seinem Platz erhalten sollte, war die Ursache seiner Entfernung

von Monsieur. Diese erfolgte nach dem Tode des Marschall von Ancre den 24. Apr. 1617.

Die, welche um den König waren, wurden eifersüchtig, daß Monsieur besser unterrichtet sey und mehr Verstand habe. Deswegen wurde in dem engern Rath [le Conseil Etroit] beschlossen: Monsieur einen andern Gouverneur zu geben, welcher ihn mehr nach dem Geschmack des Königs bilden und mehr von den Herrn von Luynes abhängig seyn sollte, als Herr von Breves. Diesem wurde eines Tags aus dem Conseil, welches ganz besonders in dem Hause des Herrn Canzlers von Sillery gehalten worden, und wobei niemand gewesen war, als der Siegelbewahrer du Vair, Villeroy, und der Präsident Janin mit dem Herrn Canzler, — gemeldet: Sie legen ihm zwar keinen einzigen Fehler bei der Erziehung von Monsieur zur Last, loben ihn vielmehr, daß er seine Pflichten dabei so gut erfüllt hätte. Die Gründe aber, welche den König zu einer Veränderung bestimmt hätten, seyen ihm nicht anzugeben. Sie sagen ihm daher nur so viel, daß er sich deswegen keine Sorgen machen dürfte, da ihm die Versicherung, daß seine Majestät vollkommen mit seinen Dienste zufrieden sey, genug seyn könne. Se Majestät habe nicht nur befohlen, daß der Herr Canzler ihn mündlich davon versichern, sondern auch, daß er noch in 3 Jahren, funfzigtausend Thaler aus dem ErsparnißFond nehmen, und ihm als Belohnung geben solle.

Herr von Breves nahm diesen Befehl mit vieler Ehrerbietung an, und seine Antwort darauf war so gemäßigt, daß er weniger über seine Entlassung betrübt zu seyn schien, als er über die Zufriedenheit des Königs Freude bezeugte. Der König erlaubte ihm zuweilen zu Ihm zu kommen, und ließ ihm noch einen Gnadenbrief auf sechstausend Livres ausfertigen.

Nach-

Nachdem die Königinn wieder von Angers zurück und das gute Verständniß der beiden Majestäten wieder hergestellt war, lebte Herr von Breves ganz für sie, und erhielt das Amt ihres ersten Stallmeisters.

Herr Leroyer mußte seine Stelle als Secretär Sr königlichen Hoheit auch abgeben, welche Herr von Luynes dem Herrn von Chazan übertrug, als Erkenntlichkeit für die ihm bei seinen Liebschaften mit der Clinchamp geleisteten Dienste.

Herr von Luynes wollte sich bei Zeiten einer Macht über Monsieurs Geist versichern und ihn deswegen in die Hände eines seiner Freunde geben, wozu er den Grafen von Lüde wählte. Dieser neue Gouverneur verwarf sogleich alle Anordnungen seiner Vorgänger. Monsieur bekam als Sous-Gouverneur statt des Herrn von Puylaurens einen gewissen Contade, der sehr unbedeutend, bäurisch und grob in seinem Benehmen war. Der Graf von Lüde, welcher seinen Vergnügungen nachhieng, über die er nicht Herr werden konnte, überließ die Aufführung des Prinzen meistens diesem Contade, der bald die guten Eindrücke, welche Monsieur gefaßt hatte, verwischte und ihm alles schlimme und lusterhafte von sich mittheilte.

Am Ende des Jahrs 1619 starb der Graf von Lüde. Der König ersetzte seine Stelle durch Herrn von Ornano, Obristen der Corsen, Gouverneur von Pont St. Esprit und Generallieutenant des Königs in der Normandie. Ornano war ein Herr von Verdiensten und vielen guten Eigenschaften. Es kostete ihn anfänglich Mühe die schlimmen Angewohnheiten, welche Monsieurs letzte Hofmeister ihm beigebracht hatten, abzugewöhnen. Um dieses durchzusetzen, ohne seinen an Vergnügungen gewöhnten Geist zurückzuschrecken, mußte

er viele Vorsicht und Klugheit anwenden. Das Mittel, welches er gebrauchte, war nicht übel. Er machte den Strengen und zeigte Monsieur zuweilen die Ruthe, während die Obristin, seine Frau, von einer andern Seite ihn zu besänftigen versuchte und die Züchtigung, welche ihr Mann machen zu wollen schien, verhinderte. Dadurch kam Monsieur wieder in eine gute Ordnung und wurde für die Befehle des Obristen empfänglich.

Der Obriste wurde über diese Erziehung von allen Seiten gelobt und durch die großen Erwartungen aufgemuntert, welche Monsieur von seinem Verstand und seiner großen Denkungsart gab. Da diese mit seinem Alter zunahmen, unternahm es Ornano, ihn sogleich mit Dingen bekannt zu machen, welche dem Stand Monsieur's angemessen waren; was man ihm um so weniger abschlagen konnte, da der König damals keine Kinder hatte. Das erste war, daß er ihn um den Zutritt in die Conseils bitten ließ, auch in der Absicht, um sein eigenes Glück dadurch zu gründen und an den wichtigsten Begebenheiten des Staats unter dem Namen und Ansehen seines Herrn Antheil zu nehmen.

Er fieng nun an, nachsichtiger gegen ihn zu werden, um ihn mehr für sich zu gewinnen und ihn ganz nach seinem Willen zu lenken.

Der Marquis von Vieville, welcher damals den größten Einfluß beim König hatte und alles leitete, war den Absichten des Obristen, welche nicht anders als für sein eigenes Glück gefährlich seyn konnten, sehr entgegen, fand auch den König geneigt sie zu verhindern. Er ließ ihn arretiren und als Gefangenen in das Schloß Caen bringen.

Monsieur war über diese Behandlung seines Gouverneurs beleidigt, klagte bei dem König, und verwendete

dete sich aus allen Kräften für dessen Freiheit. Auch der Herzog von Elbeuf trieb es, als Freund des Obristen, so weit er konnte.

Der König ersetzte die Gouverneurs-Stelle sogleich durch den gutmüthigen Herrn von Preaux, welcher ehmals Sous-Gouverneur beim König als Dauphin gewesen war. Er war ein alter treuherziger Narr, welchen der König blos darum gewählt hatte, weil er von Sr Majestät ganz allein abhängig war.

Auch dieses dauerte nicht lange. Der Marquis von Vieville fiel in Ungnade, und man that alles um Monsieur zufrieden zu stellen und den Marquis seine verächtliche Handlung fühlen zu lassen. Drey Tage vorher ahnete Monsieur etwas davon, und ließ ihm durch seine Küchenbedienten ein Charivari machen. Der Hof war gerade zu St. Germain en Laye.

Da der Obriste wußte, daß er seine Freiheit den anhaltenden Bitten und dem Eifer seines Herrn schuldig war, so dachte er nicht mehr darauf, Gouverneur von Monsieur zu werden, weil er fürchtete, dieser Name möchte seiner Hoheit verhaßt seyn. Er wurde vielmehr desselben erster Minister und Vertrauter.

Herr von Raré, welcher während der Gefangenschaft des Obristen ein Günstling von Monsieur war, verlor nachher seine Gunst, weil er erfuhr, daß dieser Raré ihm bei der Befreyung des Obristen heimlich hinderlich gewesen war, statt dazu, wie er geglaubt hatte, beizutragen.

Herr von Quenault fiel in denselben Verdacht und verlangte selbst seinen Abschied, weil er die ungünstigen Blicke nicht ertragen konnte. Er bekam fünf und vierzigtausend Thaler als Ersatz für seine Stelle als Geschäfts-Secretär (Secretaire des Commendemens)

welche er durch den Tod des Herrn Chazan bekommen hatte. Herr Goulas mußte sie ihm auszahlen. Monsieur that sich über die erhaltene Freiheit des Obristen viel zu gut, und glaubte, wie er sagte, sein eigener Herr zu seyn, und mit Recht noch manches fordern zu können. Er bat jetzt um den Marschalls-Stab, den der Obriste auch sogleich erhielt.

Aber auch dies war ihm nicht genug; er verlangte, daß er mit Ihm ins Conseil gehen sollte, wie man es ihm ehmals auf die Empfehlung des Herrn von Luynes versprochen habe. Dies wurde sein Verderben.

Der Kardinal von Richelieu hatte schon Rücksicht darauf genommen, dem König seinen zu großen Ehrgeiz verdächtig zu machen, und Ornano wurde zum zweitenmal arretirt. Der Hof war zu Fontainebleau. Monsieur glaubte, das sicherste Mittel, seine Freiheit wieder zu erhalten, wäre, wenn er den Beleidigten mache. Er gieng zu Sn Majestäten, um seine Klagen vorzubringen. Auf dem Wege begegnete er dem Herrn Kanzler von Aligre, an den, als Chef vom Conseil, er sich zuerst wendete und ihn um die Ursache der Gefangennehmung fragte. Dieser gute Herr sagte ihm nichts weiter darüber, als daß er nicht im Conseil gewesen sey und auch an der Resolution keinen Antheil gehabt habe. Man fand, daß er nicht als Kanzler geantwortet hatte, welcher alles was sein Herr thut und befiehlt, wenn er es auch nicht weiß, unterstützen soll. Er habe nur als Privatperson dem Haß von Monsieur, welcher sehr aufgebracht war, entgehen wollen. Dies als Schwachheit zu entschuldigen, kostete ihn sogar bei seinen Freunden Mühe, und von Sn Majestäten wurde ihm in wenigen Tagen die Kanzlerstelle genommen.

Man

Man übergab sie dem Herrn von Marillac, Ober-Aufseher der Finanzen, als einem festen entschlossenen Mann, von dem man glaubte, daß er diesen wichtigen Posten behaupten könne.

Monsieur gieng zu dem König selbst und trug seine Klagen in bittern und anzüglichen Ausdrücken gegen den Kardinal von Richelieu, als Urheber von diesem Schlusse, vor. Er drohte zugleich, morgen zu ihm nach Fleury zu gehen, um sogleich die Ursache davon zu erfahren, und ihn so zu behandlen, daß er ihm nie wieder Unannehmlichkeiten verursachen könnte; vorausgesetzt, daß man ihm nicht die Freiheit für den Marschall jetzt gewähre.

Der König und die Königinn Mutter gaben dem Kardinal davon sogleich Nachricht und versicherten ihn durch ihren Schutz, daß er nichts zu fürchten habe. Er fürchtete sich auch so wenig vor der Ankunft von Monsieur, daß er sogleich auf die erste Nachricht, die er anderswoher erhielt, seiner Hoheit zuvorkam, und ihn früh Morgens bei seinem Lever in Fontainebleau besuchte, unter dem Vorwand, ihm eine Wohnung in seinem Hause anzubieten, wo seine Hoheit öfters gewesen seyen und die Spaziergänge sehr angenehm gefunden hätten. Er brach hierauf schnell ab, ohne von etwas anderm zu sprechen; so daß Se Hoheit nicht mehr daran dachte, auf die Sache selbst zu kommen. Bey dieser Gelegenheit so wie bei vielen andern erfuhr der Prinz, daß der größte Theil seiner Leute bestochen sey, und er nichts thun und sagen könne, was der Kardinal nicht im Augenblick wisse. Er wußte nicht mehr, wem er trauen sollte.

Jetzt schickte er sogleich den Herrn Capestan, Lieutenant von den corsischen Compagnien, die in der Garnison

nison von Port St. Esprit standen, an die Frau Marschallin. Capestan war als Page von ihrem Gemahl auferzogen worden, da derselbe Obrist der Corsen und Gouverneur von Pont St. Esprit war. Er hatte ein Beglaubigungs-Schreiben an die Marschallin, welche zu Paris war, abzugeben, um sie zu versichern, daß Monsieur sich sehr für die Freiheit und Genugthuung ihres Mannes verwende, ja daß er entschlossen sey alles zu thun, um sie der Unterdrückung zu entreißen, und daß er nicht ruhen würde, bis er es werde durchgesetzt haben.

Der König bekam Nachricht von dieser Depesche. Er ließ sogleich mehrere Wachen auf seinen Befehl an die Wege im Walde ausstellen, um Capestan anzuhalten und sie ihm abzunehmen. Dieser führte aber doch seinen Entschluß, eher zu sterben als seinen Auftrag nicht zu erfüllen, so glücklich aus, daß er die Wachen bezwang, nachdem er zwei oder drei verwundet hatte, und durch dieses Mittel sich mit Muth und Treue seines Auftrags entledigte.

Monsieur meldete der Marschallin, in seinem Brief, daß er in dieser Sache nichts thun und unternehmen würde, was sie nicht wisse und für gut halte. — Um ihr seinen guten Willen noch mehr zu zeigen, erbot er sich zu einem Briefwechsel mit ihr. Die Marschallin gab sich Mühe, sogleich durch einen verkleideten Laquaien ihm zu antworten, damit es keinen Verdacht geben möchte. Sie hatte die Adresse von einem aus der vornehmsten Dienerschaft Sr Hoheit und gab den Befehl, diesen nicht zu verlassen, bis er selbst gesehen habe, daß der Brief Sr Hoheit übergeben sey. Der Ueberbringer wunderte sich sehr, daß der Officier zwei Stunden nachher auf der Treppe von Fontainebleau den Erstaunten spielte, und behauptete: er wisse nicht,

wo

wo der Brief hingekommen sey; er müsse ihm aus der Tasche gefallen seyn. — Aber bald nachher fand er sich wieder; denn der Mann der ihn weggetragen hatte, brachte ihn zurück, nachdem er ihn dem Kardinal gezeigt hatte. Und als Monsieur von dem, was die Mareschallin ihn gebeten hatte, zu sprechen anfieng, fand er Ihre Majestäten bereits so genau von dem Inhalt des Briefs benachrichtigt und auf die abschlägige Antwort vorbereitet, daß seine Bitten nicht nur vergeblich waren, sondern daß man ihn auch noch schlimmere Folgen für die Sache des Marschalls fürchten ließ, wenn er nicht aufhören würde, für denselben die Freiheit zu fordern.

Die Marschallin erfuhr immer mehr, wie wenig man sich auf den größten Theil von denen, die Se Hoheit umgeben, verlassen dürfe, und sah wohl, daß Sie mit Monsieur in keiner Sache, weder schriftlich noch durch Abschickung von jemand Unterhandlungen treffen könne. Sie sah sich gezwungen, sich an Delfin, einen Edelmann von der corsischen Nation, welcher ehemals in Diensten des Marschalls gewesen war, zu wenden. Dieser hatte ihn nachher bei Sr Hoheit eingeführt, um ihn bei seinen Vergnügungen und Tänzen zu bedienen, wo er seinen Platz sehr gut zu behaupten wußte. Er war das sicherste Werkzeug, wodurch sie Monsieur von dem, was sie für den Marschall vortheilhaft fand, benachrichtigen konnte.

Da dieser Weg von Sr Hoheit angenommen und gebilligt wurde, so ließ sie ihn zuerst durch Delfin bitten, sein voriges Vertrauen zu ihr und ihrem Mann einer ihm anhänglichen und treuen Person zu übertragen, und schlug ihm dazu den jungen Puylaurent vor, welcher als Edelknabe bei Sr Hoheit erzogen wurde, und Neffe der Frau von Verderonne, einer guten Freundinn des

Mar-

Marschalls und der Marschallin war. Dieser Puylaurent war ihnen von dieser Seite sehr empfohlen, und verwendete sich auch ganz für ihren Vortheil. Die Marschallin machte, daß er an Rarés Stelle kam, welcher vorher der erste Vertraute von Monsieur gewesen war. Sie bat Se Hoheit in allem, was dem Marschall beträfe, niemand als Puylaurent zu glauben. Delfin hatte die Absicht, sich seinen Freund, den Präsidenten le Coigneux, welcher schon Canzler bei Monsieur und Präsident bey der Rechnungs-Kammer zu Paris war, verbindlich zu machen. Er gab deswegen der Marschallin zu verstehen, daß Puylaurent noch zu jung sey, um mit der nöthigen Klugheit und Vorsicht die Angelegenheiten des Marschalls zu leiten, da doch Monsieur einen Rathgeber bedürfe, welcher in diesen Dingen erfahren sey. Er schlug dazu den Präsidenten le Coigneux vor, als einen Mann, der schon mehrere Aemter gehabt und sich bei verschiedenen Gelegenheiten dabei ausgezeichnet hätte. Er brachte es endlich auf die Versicherung daß le Coigneux für die Marschallin ein zweites Werkzeug seyn würde, bei Monsieur für sie zu sprechen, und daß er ihr mit aller Treue und Anhänglichkeit dienen würde, dahin, daß die Marschallin sich entschloß, bey Monsieur auch den Präsidenten zu nennen, um sein Zutrauen zwischen Puylaurent und ihm zu theilen, und seinen Beistand anzunehmen.

Es kostete Delfin wenig Mühe, Monsieur zu überzeugen, daß er in dieser Sache einen Mann brauche, auf den er sich verlassen könne, und da Se Hoheit sich gerne den Vergnügungen überließ, die ihm der Pariser Hof alle Augenblicke darbot, so war es ihm lieb, das, was ihn daran hinderte, jemand übertragen zu können. Er nahm auch gerne die Wahl eines

nes Mannes an, welcher den Beifall der Marschallin hatte, und der als Canzler von Monsieur schon mit seinem Herrn und mit den vornehmsten Männern seines Hofs umzugehen wußte. Als ein Mann, der das Vergnügen und die Verschwendung liebte, war er dem Prinzen noch mehr willkommen. Und was ihn noch mehr bei Monsieur in Gunst setzte, war die Unterstützung von Puylaurent, welcher froh war, einen juristischen Geschäftsmann an der Seite zu haben, weil durch die Verschiedenheit ihres Standes keine Eifersucht unter ihnen statt fand. Ueberdies hatte ihm le Coigneux bei einigen Gelegenheiten, wo es nöthig war, mit seinem Rath und Beutel gedient. Puylaurent zeigte dagegen wieder, daß er nicht unerkenntlich sey, und wußte auch zur rechten Zeit seinem Freunde nützlich zu seyn.

Herr von Boisdanemets, ein Edelmann aus der Normandie, und bei Monsieur beliebt, sah die Einrichtungen, welche Se Hoheit in Ihrem Hause machen wollten, voraus, und wandte alles an, um von den geheimen Geschäften, an denen er schon einigermaßen mit Puylaurent Antheil genommen hatte, nicht ausgeschlossen zu werden; aber er gieng mit zu vieler Eitelkeit und Eigenliebe hinein. Wie selten wissen sich junge Leute zu mäßigen! Jeder suchte in der Gunst seines Herrn etwas über den andern zu erhalten. Der Vortheil war auf Puylaurents Seite, weil er mehr Nachgiebigkeit und Gewandtheit hatte, und die Empfehlung der Marschallin für ihn ersetzte, was ihm zur Ausfüllung dieses Platzes noch fehlte, auch der Präsident le Coigneux war mehr für den letzten und hatte sich schon mit ihm vereinigt, um ihren Herrn zu überzeugen, daß es nicht gut für ihn wäre, wenn so viele sich in diese Geschäfte mischten. Se Hoheit bequemte sich gerne dazu und beschloß, daß sie nur von diesen

dieſen beiden Perſonen geführt werden ſolle. Boisdanemets ſpielte eine ſchlechte Rolle, ſobald man ihm ſeine Forderungen abgeſchlagen hatte. Er konnte die Verminderung ſeines Glücks nicht ertragen, und zog ſich deswegen zurück, nachdem er einige Tage vorher das Spiel ſeines Herrn und der Vornehmſten des Hauſes geweſen war.

Puylaurent wollte, daß auch Delfin nicht mehr in das Conſeil gehen und an den Geſchäften Theil nehmen ſollte; und le Coigneux unterſtützte jenen nicht, um Puylaurent nicht zu beleidigen. Nicht allein von Seiten Monſieurs gieng nun alles nach den Abſichten des Präſidenten le Coigneux; ſein Glück wollte auch noch, daß dieſe Einrichtung nach dem Wunſch des Königs und der Königin war, welche wohl einſahen, daß ein andrer an ſeinem Platz mit aller Klugheit und Mäßigung doch nicht ſchon ſoviel altes Anſehen beſitzen würde, um Monſieur dahin zu bringen, wo man ihn wünſchte, oder daß, wenn ein ſolcher auch von Sr Hoheit geliebt und unterſtützt würde, er ſich doch von ſeinem Ehrgeiz hinreißen laſſen würde, dieſelbe Achtung zu fordern, welche der Marſchall von Ornano genoſſen hatte. Sie wünſchten zwar nicht, daß Se Hoheit mehr Gewalt bekomme, und hätten ihn daher gerne wieder der Aufſicht eines Gouverneurs übergeben; aber dies ſchien ganz unmöglich, da dieſer Name allein ſchon ihm Schrecken machte, und er dieſes Joch ſchon vor der Ungnade des Marſchalls abgeworfen hatte. Aus allen dieſen Gründen ſchloſſen ſie, daß ein juriſtiſcher Geſchäftsmann für den Vortheil des Staats und für ihre eigenen Abſichten paſſender ſey. Sie hielten es auch nicht für nöthig, einen andern zu wählen, weil der Präſident ſo gefällig und unterwürfig war, als man es wünſchen konnte, und er überdies keine ſo großen

Ver-

Verdienste hatte, daß man seine Forderungen nicht hätte leicht beschränken, oder sich davon lossagen können, im Fall Ihre Majestät nicht das erreichen würden, was sich von seiner Führung hoffen ließ. Es war bei dem König und der Königinn ein beträchtlicher Vortheil für ihn, daß er schon Canzler bei Monsieur war; sie glaubten, daß Se Hoheit ihn deswegen lieber annehmen würden, als irgend einen andern neu angestellten, und daß die Veränderung im Hause des Prinzen weniger auffallen würde, wenn ein Mann von diesem Range die erste Aufsicht darüber führe. Auch dies war günstig für den Präsidenten le Coigneux, daß der Marschall von Ornano ihm öfters den Zutritt ins Cabinet und sogar in das Zimmer von Sr Hoheit abgeschlagen hatte, worüber er sich bei verschiedenen Personen am Hof beklagte.

Um diese Gründe noch wirksamer zu machen, mußte der Kardinal von Richelieu mit dem König und der Königinn vortheilhaft für ihn sprechen, und um Ihre Genehmigung zu erhalten, Ihnen sagen, daß der Präsident ihn gewonnen und sich ihm verbindlich gemacht hätte, ihn bei seiner Zwischenwürkung zu unterstützen. Dies wäre nicht geschehen, wenn der Kardinal von Richelieu nicht schon gewußt hätte, was Delfin, mit seinem Beifall, dafür gethan hatte. Was nachher geschah, bewies ohne allen Zweifel, daß diese zwei Personen mit dem Kardinal von Richelieu im Verständniß waren, welcher schon die Stelle des ersten Staats-Ministers, jetzt aber noch unter dem Ansehen der Königinn Mutter hatte.

Auf einmal sah man das große Zutrauen und die Anhänglichkeit Monsieurs für den Marschall von Ornano verschwinden; er verließ auch die Herrn von Vendome, welche zu Blois arretirt worden waren, und lies ge-

schehen, daß einer seiner vertrautesten Diener, Chalais, geköpft wurde.

Bald willigte Er in die Verbindung mit Mademoiselle von Montpensier, wider welche ihm der Marschall so viel Widerwillen beigebracht hatte. Die Königinn Mutter, welche diese Verbindung wünschte und längst den Plan dazu gemacht hatte, glaubte: nach der Gefangennehmung des Marschalls würde sie durch nichts mehr an der Ausführung gehindert werden; aber sie hatte nicht richtig gerechnet. Es fanden sich noch große Schwürigkeiten, die sie nicht erwartet hatte. Der Cabinets-Secretär Tronson und einige andere Diener des Königs, welche nur auf das Interesse für seine Person und nicht auf das Wohl des Staats Rücksicht nahmen, machten dem König Vorstellungen: wie wichtig es für ihn sey, wenn sein Bruder mit einer reichen Erbin verbunden würde, welche mit dem Hause Guise, das ehmals nach der Krone trachtete, verwandt sey. Würde sein Bruder mit einer solchen Appanage bereichert, wie die, welche man ihm gebe; so möchte der König, da er keine Kinder habe, nur als ein schwächlicher König angesehen werden. Der ganze Hof, nur für seinen eigenen Vortheil besorgt, würde ihn verlassen und zu Monsieur, als einem mächtigen Prinzen, übergehen, welcher bald eine Nachkommenschaft verspräche, auf die jeder seine Hoffnungen bauen und Plane machen würde, welche für die Person des Königs nachtheilig werden könnten. Die Eifersucht des Königs wurde dadurch so gereizt, daß er als der Pater Souffran, sein Beichtvater, eines Morgens zu ihm kam, aus dem Bette sprang, ihm ganz trostlos um den Hals fiel und sagte: Er wüßte jetzt ganz gewiß, daß die Königinn, seine Mutter, sich unaufhörlich an das erinnern würde, was bei dem Tode des

Mar-

Marschalls von Ancre vorgefallen sey; die Vortheile, welche sie für Monsieur suche, ließen ihn nicht mehr zweifeln, daß sie jenen mehr liebe als ihn selbst. Der Beichtvater, über diese Reden erstaunt, suchte nach und nach dem König dieses Mißtrauen zu benehmen, und versicherte ihn im Gegentheil: daß er als ältester Sohn und als König auch den ersten Platz in dem Herzen seiner Mutter habe, daß sie aber jene Verbindung deswegen wünschte, weil sie für den Staat und für Se Majestät selbst vortheilhaft sey. So wenig sey es wahr, daß dieses alles zu seinem Nachtheil geschehe; wovon er in der Folge überzeugt werden würde.

Die Königinn Mutter war indeß sehr verwundert, daß man es dem König von dieser Seite vorgetragen hatte, und der Kardinal von Richelieu, welcher das Geschäft dieser Verbindung führte, erwartete nur den Augenblick, wo man ihm befehlen werde, dem Pabst seine Aufwartung zu machen, um einen rühmlichen Vorwand zu seiner Entfernung vom Hofe zu haben.

Acht Tage vergiengen unter diesen Unruhen, ohne daß man den Urheber derselben entdecken konnte. Die Thränen der Königinn Mutter aber hatten noch viel Gewalt über das Herz des Königs, auch das Interesse des Staats war ihm wichtig. Der Argwohn, welchen man auf den Herrn Grafen warf, welcher, wie man sagte, Mademoiselle von Montpensier entführen wollte, wurde ein starker Beweggrund für den König, in diese Verbindung zu willigen, und Tronson als die Ursache dieser Grillen zu entfernen.

Marsillac, welcher auch Theil daran hatte, wurde als Gefangener in das Schloß Ancenis gebracht, und Sauveterre, erster Kammerdiener, vom Hofe weggeschickt. Barradas, welcher damals bei dem König in

Gnaden war, hatte zwar auch gegen diese Verbindung gearbeitet; aber der König wollte ihn nicht entdecken, und rettete ihn diesmal von der Ungnade.

Im August 1626 wurde die Verbindung zu Nantes vollzogen. Der König gab Monsieur die Herzogthümer Orleans und Chartres nebst der Grafschaft Blois, als Appanage. Die Herrschaft von Montargis wurde nachher durch eine besondere Urkunde dazu gegeben, um ihn das Ganze besitzen zu lassen; und zwar so, daß er bis auf eine Summe von hunderttausend Livres von allen Abgaben frei war. Ueberdies gab man ihm noch eine Verschreibung von fünfmalhundert und sechszigtausend Livres lebenslänglicher Pension aus der Ersparniß-Casse, und hunderttausend Livres lebenslänglicher Pension aus der Casse der Finanzen von Orleans. Die zufälligen Einkünfte für die Ernennung zu den Aemtern in seiner Appanage beliefen sich noch auf jährliche sechs- oder sieben und zwanzigtausend Livres. Man gab ihm noch eine offene Anweisung von funfzigtausend Livres zur Ergänzung der Ausgaben seines Hauses, welche man am Ende jedes Jahrs fortzusetzen versprach. Er konnte also auf die Einnahme von einer Million Livres rechnen.

Madame brachte ihm von ihrer Seite die souveräne Herrschaft von Dambes zu, das Fürstenthum de la Roche sur-Yon, die Herzogthümer von Montpensier, von Chatellerault und Saint Fargeau, nebst mehreren schönen Ländern, Marquisaten, Grafschaften Vicomteyen, Baronien, und andere Einnahmen, welche auf dem König und mehreren Privatpersonen beruhten. Alles zusammen belief sich auf dreimal hundert und dreißigtausend Livres. Ueberdies gab Madame von Guise, die Mutter, ihrer Tochter ihren schönsten Diamant, welcher auf achtzigtausend Thaler geschätzt

schätzt wurde. Der Kardinal von Richelieu bekam als Hochzeitgeschenk das Landgut Champvaut, das er längst gerne gehabt hätte, weil es nahe und dem Hause Richelieu wohl gelegen war.

Als der Marschall von Ornano in Ungnade gefallen war, machte der König den Herzog von Bellegarde zum Oberaufseher vom Hause Monsieurs und zu seinem ersten Kammerherrn. Die Herzoginn von Bellegarde wurde Hofdame von Madame, und beide bekamen jährlich funfzigtausend Livres als Besoldung und Vergütungen für ihre Stellen.

Für die Lieutenants-Stelle der Gensdarmes von Monsieur hatte der Marschall schon vorher mit dem Herrn von Ferté-Imbaud d'Estampes sich abgefunden.

Monsieur befahl, daß man sogleich den großen Staat seines Hauses so einrichten solle, daß er durch den Rang und die Zahl der Hofleute fast dem königlichen gleich kam, nur mit dem Unterschied, daß die vornehmsten Stellen nicht, wie bei dem König den Titel: groß, hatten, sondern nur erste hießen.

Für jede Ausgabe des Hauses wurde so wie bei dem König ein Ausgabenplan errichtet; einer für die Dienstleistenden, welche zur Tafel kamen, ein besonderer für die Stallbediente, einer für die Unterhaltung der französischen Garden, für die Schweizer-Garden, für die Kosten der Tafel, die Küche, die Hofbeckerei, die Hofkellerei, die Mundschenken und Furiere. Dieses alles wurde unter dem Namen der Zahlungs-Kammer begriffen. Ein anderer Entwurf war für die Ausgaben der Marställe, die Jägerei, die Falkenjagd, die Kapelle und die Gebäude.

Das Haus von Madame wurde auch eingerichtet: die gewöhnlichen Ausgaben davon betrugen auf viermal hunderttausend Livres.

Monsieur hatte achtzig französische Garden, welche weite Röcke (casaques) und sammtene Bandeliere trugen. Die Röcke waren vorne und hinten mit einer goldenen Stickerei von Namenszügen besetzt. Er hatte auch vier und zwanzig Schweizer, welche Sonntags und an andern Festtagen mit klingenden Spiel vor ihm aufzogen, selbst wenn der König zu Paris war, nicht aber an andern Orten, wo der König sich aufhielt.

Bei der Zurückkunft von Nantes empfieng der Kardinal von Richelieu den König und die Königinn in seinem Hause zu Limours, wo Monsieur seine Gemahlin, welche die Königinn Mutter auf ihren Reisen begleitet hatte, abholte. Von da an hofte man auf eine baldige Schwängerschaft von Madame. In einigen Tagen führte sie Monsieur von dort nach Chantilli, wo sie sich mit der Jagd und dem Vogelsang ohne Unbequemlichkeit belustigen konnte, weil sie aus dem Fenster ihres Zimmers dabei zusehen konnte. Die Schauspieler und die Kapelle mußte auch dahin kommen. Diese kleine Reise war sehr angenehm, und Madame kam in der Mitte des Octobers 1626 sehr zufrieden darüber in Paris an. Das Gerücht, daß Madame schwanger sey, bestätigte sich durch ihre eigene Erklärung, die sie bei ihrer Zurückkunft machte. Diese Prinzessinn hatte zwar eben so viel Schamhaftigkeit als die andern Neuverheuratheten, welche gewöhnlich ihre Schwangerschaft so lange als möglich verbergen, aber ihre Umstände, welche sogar von der Königinn beneidet wurden, erlaubten es nicht, die Bekanntmachung einer für ganz Frankreich so erwünschten Ereigniß länger aufzuschieben, und wenige Tage nachher erschien sie, stolz darauf, im Louvre, und glaub-

te

te schon einen Sohn zu haben, welcher Dauphin werden würde. Jedermann brachte Ihr Wünsche und Huldigungen. Alles drängte sich zu Monsieur wie zur aufgehenden Sonne.

In diesem hohen Grade von Glückseligkeit konnte man kaum glauben, daß jemand es wagen sollte, diese Feste zu stören, und doch war ein gewisser Edelmann aus der Normandie welcher Montpinson hieß, und aus dem Hause Bacqueville war, so dreist. Dieser hatte sich Monsieur genähert und wollte ihn überreden, die Behandlung der Herrn von Vendosme, Chalais, und des Marschall von Ornano welcher einige Tage vorher in dem Wald von Vincennes gestorben war, zu rächen. Er schlug ihm vor sich zum Anführer einer Partie zu machen, und versicherte ihn, daß mehrere Prinzen und Herrn des Hofs dazu treten würden, wenn er es wolle, und daß es ihm an fremder Hülfe nicht fehlen würde.

Monsieur verwarf diese schönen Vorschläge, worüber der König sehr erfreut war. Aus Achtung für Monsieur, welcher ihm Nachricht davon gegeben hatte und weil er gebeten wurde, ihn nicht härter zu strafen, begnügte er sich, Montpinson auf einige Monate in die Bastille zu schicken. Monsieur hatte alle Ursache die Verwirrungen zu fliehen, da er außer dem Hofe keine bessere Lage als die Seinige war, erwarten konnte. Er wohnte bei dem König und der Königinn; dies war ein Mittel seine Vortheile sich zu erhalten, und durch das Ansehen der Königinn Mutter, welche damals sehr mächtig war, sie höher zu treiben.

Auch für seine Vergnügungen war der Ort günstig. Er liebte das Spiel und fand da Spieler und Geld. Madame wußte, daß dies eine seiner stärksten Leidenschaften war, und suchte sich ihm dabei gefällig zu machen. Wenn

er übler Laune nach Hause kam und über seinen Verlust unwillig war, so glaubte sie die beste Gelegenheit zu haben, ihn vertraulicher und offener gegen sie zu machen, wenn sie einigen Geldvorrath habe, um ihm in solchen Verlegenheiten welches geben zu können. Sie wußte, daß ihre Geschäftsleute einen Reservefond für die unvorhergesehenen Ausgaben ihres Hauses, welche nach ihrer Verbindung vorfallen könnten, ausgesetzt hatten, und ließ sich ihn bringen und ihn in mehrere Beutel vertheilen, welche sie nach und nach Monsieur gab, weil, wie sie glaubte, das Geld nicht besser angewandt werden konnte, obgleich meistens die Spieler den ganzen Vortheil und das Vergnügen davon hatten.

Monsieur hatte auch Unterhaltungen, welche einem Manne von Geist und Thätigkeit angemessen waren. Er ließ ein oder zweimal die Woche einige seiner vornehmsten Geschäftsleute und Adelichen in sein Cabinet kommen, und legte eine moralische oder politische Frage vor, worauf jeder der übrigen Gesellschaft seine Meinung sagen mußte. Bei dieser Gelegenheit zeigte Monsieur die Gewandtheit seines Geistes. Keiner unter ihnen wußte besser das Problem auseinander zu setzen, und mit mehr Gewißheit die beßte Partie zu wählen. Es war noch eine andere Zusammenkunft an gewissen Tagen, wo von freieren Dingen gesprochen wurde. Diese hieß deswegen Conseil der Vauriennerie. Se Hoheit stellten ein eingebildetes Reich auf welches * * * * hieß. Er unterhielte sich damit, die Karte davon zu entwerfen, nnd den Provinzen, Städten, Flüssen, Durchgängen und andern von diesem Königreich abhängenden Dingen passende Namen zu geben. Diese gab Er auch den vornehmsten Geschäftsmännern, welchen er oft mit eigener Hand Depeschen ausfertigte, und zwar, sagte er, zum Beispiel für das Königreich

reich von Narsingue, in welchem die Hofleute gewohnt seyen, nichts als Sottisen zu sagen. Der Graf von Moret, welcher an allem diesem Antheil nahm, wurde Grand-Prieur von dem Königreich * * *, der Abbe von la Riviere Grand-Monacal, und Patris einer von seinen Stellvertretern.

Se Hoheit waren ein großer Liebhaber von Gemälden der besten Meister, von Antiken und andern Seltenheiten, wovon er ein schönes Cabinet besaß, vorzüglich gab er sich mit Münzen ab, wobei er als Kenner große Fortschritte machte. Als er an die Untersuchungen der einfachen kam, welche er hatte, sah er vorzüglich darauf, sie deutlich vorstellen zu lassen, und ihre Namen in einen großen Band durch seinen Maler Herrn Jules Donnabella eintragen zu lassen. Auch mit Botanik beschäftigte er sich, und da er ein sehr glückliches Gedächtniß hatte, so wußte er fast von allen Pflanzen die Namen und Eigenschaften, so gut als ein geschickter Professor der Medicin. Er liebte die Jagd, ohne diese Uebung so zu übertreiben, wie sein Bruder der König. Er gieng oft die ganze Nacht in den Straßen von Paris spazieren, ohne eine andere Absicht zu haben, als seinem natürlichen Hang zu folgen, der ihr nicht erlaubte, lange auf einer Stelle zu bleiben, und auch um dem König und der Königinn alle Tage neue Begebenheiten zu erzählen. Besonders wenn es Bälle oder Zusammenkünfte gab, besuchte er einige derselben selbst, in die andre schickte er seine Leute, um zu sehen, wer dabei war, und ihm wieder Nachricht zu geben.

Madame war darüber nicht eifersüchtig; sie zweifelte nicht, daß Monsieur ihr treuer Gatte sey, nur die Sorge daß ihm vielleicht etwas schlimmes zustoßen, und das Zufußegehen ihm nicht gut bekommen möchte, beunruhigte sie.

So brachte Monsieur seine Zeit zu, und erwartete mit großer Ruhe und Gelassenheit die Stunde der Niederkunft von Madame. Eine Prinzessinn, die sie endlich gebahr, versprach ihm bald einen Sohn, und die Wünsche aller guten Franzosen würden durch die Geburt mehrerer Prinzen des vermuthlichen Thronerben vollkommen erfüllt geworden seyn, wenn Gott, aus Gründen in die uns einzudringen nicht erlaubt ist, Madame nicht aus der Welt genommen hätte. Ihr Tod drei Tage nachher verwandelte alle Hoffnungen in Trauer, und war eine zu gewisse Vorbedeutung alles Unglücks, das Monsieur nachher traf.

Ueber diese traurige Ereigniß war er sehr betrübt, und von Schmerz niedergedrückt, er gab aber auch dabei Beweise seiner wahren christlichen Gesinnungen durch das öffentliche Bekenntniß, daß er eine so tugendhafte Prinzessinn nicht verdient, und daß Gott sie ihm genommen habe, um ihn wegen seiner gewöhnlichen Ausschweifungen, von denen er sich zu bessern versprach, zu strafen. Dies war eine große Beruhigung für den König und die Königinn, und für den ganzen Hof erfreulich, nach dem Antheil den jeder einzelne an einer so traurigen Begebenheit nehmen konnte.

Madame wurde zu St. Denis, wo das königliche Begräbniß ist, beigesetzt. Das Leichenbegängniß war so prächtig, daß es mehr dem einer Königinn, als der Schwägerinn des Königs gleich sah. Die Königinn Mutter nahm viel Antheil an Monsieurs Betrübniß, da ihre Hoffnungen von dieser Verbindung, die ihr so viel Mühe und Sorgen gemacht hatte, vergebens waren. Madame von Guise war untröstlich über den Verlust einer Tochter, die ihr immer so gehorsam gewesen war, und daß sie durch einen so unerwarteten Zufall den Vortheilen, welche ihr Haus durch diese Verbin-

bindung schon genossen hatte und künftig zu genießen hoffte, entsagen mußte.

Nur der König fand seinen Vortheil dabei, und hatte am wenigsten Ursache darüber betrübt zu seyn, da diese Verbindung ihm zu einer Eifersucht Ursache gegeben hatte, welche durch die Schwangerschaft von Madame noch vermehrt worden war.

Als der König alle seine Besorgnisse gehoben sah, unterließ er nicht, große Betrübniß zu bezeugen, weil er die Tugend dieser Prinzessinn sehr geschätzt hatte, es war ihm aber sehr lieb, daß sie nur eine Tochter hinterließ.

Der Präsident le Coigneux und Punlaurent waren über diesen Tod leicht getröstet, weil sie schon gefürchtet hatten, daß Madame viel Einfluß auf Monsieur bekommen möchte. Da sie wußten, daß das Haus Guise diese Absicht hatte, und der Abbe von Foix, ein Anhänger desselben, täglich Rathschläge dazu gab. Es wurde von mehreren zu gleicher Zeit bemerkt, daß Madame von Monsieur sehr geliebt wurde, daß er aber doch etwas zurückhaltend gegen sie war, als ob er befürchtete, daß sie sich zu viel Herrschaft im Hause anmaßen wollte. Monsieur begab sich an dem Tage, wo sie starb, sogleich in das Haus des Präsidenten le Coigneux zu St. Cloud. Aber er fand wenig Erleichterung für seinen Schmerz, welcher durch einen Zufall, der dem Herrn von Boutteville-Montmorency zustieß, einen neuen Zuwachs bekam. Dieser hatte sich einige Tage vorher mit dem Marquis von Beuvron und Bussi d'Amboise geschlagen, und der Streit endigte sich durch den Tod des letztern. Der Graf von Chapelles war sein Secondant.

Der König war um so mehr darüber aufgebracht, da er diesen Montmorency schon öfters bei dergleichen Fehlern

lern begnadigt hatte. Er hatte überdies den Place Royale zum Kampfplatz gewählt und dadurch eine Geringschätzung der königlichen Befehle gezeigt. Diese berühmten Fechter trennten sich, und dachten darauf sich bei Zeiten in Sicherheit zu begeben, um den Zorn des Königs vorübergehen zu lassen. Der Marquis von Beuvron nahm seinen Weg nach Italien, wohin er glücklich durchkam, und zeichnete sich nachher durch die muthvolle Vertheidigung von Casal gegen Don Gonzale von Cordova, aus, wie man aus der Geschichte sieht. Der Herzog von Mantua, welcher diesen wichtigen Platz nur diesem großmüthigen Cavalier zu danken hatte, ergriff die Gelegenheit ihm seine Verbindlichkeit zu beweisen, und wandte alles an, um die Verzeihung für den Marquis zu erhalten, die ihm der König würklich ertheilte. Aber er starb fast zu gleicher Zeit an seinen Wunden, und konnte die Achtung nicht genießen, die man seiner Tapferkeit schuldig war.

Bouteville und der Graf von Chapelles wollten nach Lothringen, und waren auch schon der Grenze nahe. Aber ihre Reise hatte einen ganz verschiedenen Erfolg. Sie hatten einige Zeit nöthig, um ihre Degen zu messen, sich gegenseitig zu durchsuchen, die Röcke auszuziehen, und den Streit zu enden, wo Herr von Bussi getödtet wurde. Nachher um ihre Kleider und Stiefel wieder anzuziehen und Anstalten zur Reise zu machen. Alles dieses konnte nicht schneller als in drei Stunden geschehen. Sehr erhitzt und erschöpft setzten sie sich zu Pferd, und mußten deswegen unterwegs mehreremale halten und ausruhen, um wieder zu Odem zu kommen und Kräfte zu sammlen. Es lag ihnen sehr daran, ihren Weg unausgesetzt zu verfolgen, um bei guter Zeit in den Hafen zu kommen.

So

So sehr sie auch eilten, mußten sie sich doch zu Vitry in Partois aufhalten, weil sie zu schwach und abgemattet waren. Sie dachten in drei oder vier Stunden wieder weiter zu reisen, da sie nicht glauben konnten, daß jemand mit Gewißheit ihren Weg wisse, oder daß man schnell genug Leute schicken könne, um ihnen die Flucht abzuschneiden und sie fest zu halten. So glaubten sie Zeit genug zu haben, um ihre Reise auszuführen und sich in Sicherheit zu bringen. Aber sobald man bei Hof den Ausgang dieses Zweikampfs erfuhr, befahl der König sogleich, daß man ihnen nachsetzen solle, schickte auch eine hinlängliche Anzahl von seiner Garde ab, um sie zu arretiren, oder aus den Händen der Vorsteher, Städte und Beamten, die sich vielleicht schon ihrer Personen bemächtigt hätten, zu übernehmen. Der Präsident von Mesme, Schwager des von Büssi, welcher zu dem Könige gieng, um sich seinen Beistand für diese Sache zu erbitten, kam gerade zu rechter Zeit, um den ausgefertigten Befehl zu empfangen, wovon der König für gut hielt, ihm die Ausführung zu übertragen. Er that dies mit vieler Vorsicht und ohne Zeitverlust. Den beiden Flüchtlingen wurden Eilboten nachgeschickt, um ihnen zuvorzukommen und den Befehl den Vorstehern und Stadtbeamten zu übergeben. Sie hatten genug Leute bei sich, um die Ordre des Königs selbst auszuführen; folglich hatten sie nicht nöthig, die besondern Gouverneurs, an welche sie im Fall der Noth gewiesen waren, um ihren Beistand zu bitten.

Als die Garden angekommen waren, wurden ihnen die Gefangenen sogleich von den Stadtbeamten übergeben.

Wie diese Nachricht nach Hof kam, hielt jedermann ihren Untergang für gewiß. Auch Monsieur glaubte

glaubte kein anderes Mittel für ihre Rettung zu haben, als daß Er sie unterwegs wieder wegnehmen ließe. Er gab sogleich einigen sichern Personen Befehl dazu. Denn ihm war sehr viel daran gelegen, sich zwei Diener von solchen Eigenschaften und Verdiensten zu erhalten; besonders den Herrn von Bouteville, welcher immer sein Anhänger war, und sich durch so viele Zweikämpfe, die immer zu seinem Vortheil ausfielen, so ausgezeichnet hatte, daß er für den berühmtesten und gefürchtetsten Duellanten am Hofe galt. Aber die Sache konnte nicht so geheim gehalten werden, daß nicht der König davon Nachricht bekommen hätte. Er gab im Augenblick Befehl zu Verstärkung der Begleitung, um die Gefangenen unter sicherer Bedeckung in das Parlaments-Gefängniß zu Paris zu bringen. Se Hoheit sah nun, daß nichts übrig blieb, als unterthänige und inständige Bitten; und so wendete Er bei dem König und der Königinn alles an, um sie zu retten. Er bat sogar den Kardinal von Richelieu, daß er den König und die Königinn dazu bewegen möchte, welcher auch aus Achtung gegen Monsieur ein unterthäniges Schreiben an den König aufsetzte, worinn er vorstellte, welche beträchtliche und wichtige Dienste das Haus Montmorenci, aus welchem Bouteville stammte, dem Staat und den Königen geleistet hätte, auch, daß er mit Madame sehr nahe verwandt sey. Dies geschah aber doch mehr um die Pflichten eines nahen Verwandten von Bouteville zu erfüllen, als in der Hoffnung, Vergebung für ihn zu erhalten.

Das Parlement arbeitete sehr eifrig an seinem Proceß fort, und in wenigen Tagen folgte das Todes-Urtheil. Der Kardinal von Valette und der Herzog von Bellegarde wiederholten ihre Bitten nebst Se Hoheit mit allem möglichen Eifer, um die Todesstrafe wenig-

wenigstens in lebenslängliche Gefangenschaft zu verwandlen. Auch der Graf von Brion kam, seit das Urtheil gesprochen war, mehrere male deswegen von St. Cloud nach Paris. Aber der König ließ sich durch nichts erweichen, und man nahm so wenig Rücksicht auf die Bitten von Monsieur, daß man ihn vielmehr merken ließ: der König sey gerade deswegen weniger geneigt, den Angeklagten Pardon zu ertheilen; und Monsieur mußte sich entschließen, diesen neuen bittern Kelch zu trinken. Dies that ihm um so mehr wehe, da die Hinrichtung des von Chalais, die Gefangennehmung der Herrn von Vendome und die Gefangenschaft des Marschalls von Ornano in dem Walde von Vincennes, wo er, nicht ohne Verdacht eines gewaltsamen Todes, gestorben war, ihm noch in frischem Andenken geblieben waren. Desto empfindlicher wurde es ihm, daß er diese Geringschätzung nicht ahnden durfte. Der Präsident Lecoigneux stellte ihm vor, daß er ohne den König zu beleidigen, nichts dagegen thun könne und daß die Klugheit ihm gebiete, sich zu verstellen und der höhern Macht nachzugeben, da auf diesem Wege nichts gewonnen, wenn er aber mit dem Hof gut stünde, woran so viel für ihn selbst gelegen sey, bei andern Vorfällen vortheilhafter gewürkt werden könne. Uebrigens sey es gut, daß er für die Rettung Bouteville's und des Grafen Chapelle, alles gethan habe, was er vernünftiger Weise habe thun können, und daß er dem ganzen Hof dadurch einen Beweis seines guten Willens gegeben habe.

Es war nicht schwer, Monsieur einen Rath einleuchtend zu machen, den er bei ähnlichen Gelegenheiten schon befolgt hatte. Die Gründe des Präsidenten überzeugten ihn ganz davon, daß ihm für jetzt nichts übrig bleibe als den Beleidigten zu spielen. Er tröste-

te

te sich mit der Hofnung ein andermal seine Diener besser unterstützen zu können.

Sogleich gieng er wieder nach Paris zurück, um den König und die Königinn zu besuchen, und nahm, da er nicht im Louvre wohnen wollte, wo Madame gestorben war, auf einige Zeit seine Wohnung im Hotel von Montmorenci. Gegen den König betrug er sich wie vorher, ohne ihn über das Vergangene etwas merken zu lassen. Dadurch gewann er eine gute Aufnahme bei demselben. Der König versicherte ihn sogar bei allen Gelegenheiten, daß es ihm das größte Vergnügen sey, ihn zu sehen, und beschwerte sich mehreremale, daß er bei seinen Besuchen sich so schnell wieder von ihm entferne, um mit jemand anders sich zu unterhalten, daß er ihm sogar den Rücken zukehre, und sich nicht enthalte, an jedem andern Ort alle Augenblicke seinen Verdruß merken zu lassen.

Wenn Se Hoheit dem Herzog von Bellegarde hätte folgen wollen; so würde er sich nicht nur gefälliger gegen den König gezeigt haben. Er würde auch sogleich von Anfang, da der König und die Königinn ihn ihm an die Seite gegeben hatten, seine für einen so großen Prinzen unanständige Gewohnheiten abgelegt haben; was ihm nachher so viele Mühe kostete.

Der König zeigte zwar viele Liebe für Monsieur und sagte sehr oft, daß er ihn wie seinen Sohn betrachte, aber er hörte doch nicht gerne von einer neuen Vermählung desselben sprechen, und hatte sogar die Königinn, seine Mutter, gebeten, daran nicht zu denken.

Auch

Auch das Conseil von Monsieur war schon von den Absichten des Königs unterrichtet und wendete alles an, um Sr Hoheit einleuchtend zu machen, daß er um des Königs willen alle Vorschläge, die man ihm deswegen machen könnte, verwerfen müßte. Um Sr Hoheit die Einsamkeit desto erträglicher zu machen, bot ihm der König alle Arten von anständigen Uebungen an, vorzüglich die Jagd, womit sich der König selbst fast täglich belustigte. Er glaubte daher, Monsieur würde eben so viel Vergnügen daran finden. Der König befahl auch, daß man seiner Leidenschaft zum Spiel nicht mehr so sehr entgegen seyn sollte, fand es gut, daß er sich damit unterhalte, und ließ ihm sogar Geld dazu geben. Weil Monsieur kein nahes Haus bei Paris besaß, so hatte der König die Gnade, ihm das von Limours zu geben, welches dem Kardinal von Richelieu gehörte. Er beschenkte Se Hoheit damit, in der Meinung, daß er es verschönern, oder einen neuen Plan dazu entwerfen solle, der seinen Geist beschäftigen und unterhalten würde. Es wurde eben so viel dafür bezahlt als es gekostet hatte. Dies betrug, mit dem Gut Montleheri, viermal hundert tausend Livres. Dazu bekam der Kardinal von Richelieu noch dreymalhunderttausend Livres für die Meubles, Unkosten und gemachte Verbesserungen. Ohnehin war dem Kardinal dieses Haus entleidet; er fand es eben so unangenehm, als ungesund, weil es niedrig lag, und weder Brunnen noch anderes Wasser hatte, auch noch manche Dinge dabei fehlten. Er war sehr vergnügt, daß er eine so gute Gelegenheit fand, es mit reichlicher Bezahlung los zu werden. Bei jeder andern Person wäre ihm dies nicht so leicht gewesen. Sein Vortheil aber und das Zureden der Königinn Mutter, deren

Geschöpf und vertrautester Anhänger er war, brachten den König zu diesem Entschluß.

Nachher befahl der König, daß die beiden Grafschaften Monsieur's eben so wie die Appanage-Güter sollten angesehen werden, künftig aber unter der Lehnbarkeit des Herzogthums Chartres stehen sollten, statt daß sie vorher an den Thurm des Louvre die Lehengebühr geleistet hatten.

Alle diese Vorsicht war der Frömmigkeit des Königs würdig; sie war aber nicht sehr nöthig, um Monsieur von einer Heurathsverbindung abzuhalten, da er in einem Alter war, wo er die Freiheit liebte. Le Coigneux und Puylaurent verlangten eben so gewiß, ihren Herrn allein zu regieren, und erhielten bei ihm diese Abneigung, um sich dadurch beliebter zu machen, und einst neue Gnadenbezeugungen zu verdienen, wenn sie ihren Herrn nach dem Willen des Königs und der Königinn lenken würden, bis diese einmal im Sinne haben sollten, ihn zu vermählen; wozu dieselbe, wie sie glaubten, durch Staatsgründe genöthigt werden würden. Bei Monsieurs Temperament und unter den Vergnügungen des Hofs, woran er immer Theil nahm, war es schwer, seine Enthaltsamkeit zu bewahren und da die Großen ein Vergnügen darinn finden, in ihren Leidenschaften geschmeichelt zu werden; so fanden sich immer Leute bei Hof, welche um die Gnade Sr Hoheit zu erhalten, ihn jeden Augenblick überzeugten, daß es genug sey, den Wünschen des Königs gefolgt und die Gedanken an eine Verbindung so lange entfernt zu haben. Dabei müsse es ihm erlaubt seyn, seiner natürlichen Neigung für die Weiber zu folgen, ja es würde sogar ungerecht seyn, sie unterdrücken zu wollen.

Dieses

Dieses benutzte Monsieur zu seiner Entschuldigung bei dem König und seiner Mutter wenn sie ihm Vorwürfe darüber machten. Würklich machte es sie nachsichtiger, und hinderte sie, ihm Einhalt zu thun. Der Pater Souffran ermahnte ihn öfters, und stellte ihm das Beispiel des Königs, der ein Feind von solchen Unordnungen war, zur Nachahmung vor. Aber Gewissensgründe, so wie Staats-Gründe, würkten nicht sehr auf Se Hoheit.

Die Eigenschaften dieser beiden Brüder waren sehr verschieden, und ihre Empfindungen noch mehr. Es schien als ob Monsieur eher für einen Mann der Liebe angesehen zu werden wünschte, als für fromm und enthaltsam, wie der König.

Das größte Vergnügen für Monsieur war die Abwechslung der Frauen. Er gab sich auch Mühe, die Namen der Veralteten zu wissen, um bei seinen Vertrauten lächerliche Erzählungen darüber zu machen.

Das schlimmste war, daß auch er von Zufällen, denen andere Menschenkinder unterworfen sind, dabei nicht frei blieb; worüber die Königinn Mutter um so mehr besorgt war, da sie den König für unfähig hielt, der Krone einen Erben zu geben, und Monsieur durch fortgesetzte Ausschweifungen eben so unfähig dazu werden konnte.

Es blieb kein anderes Mittel, als ihn zu vermählen. Dies sah die Königinn wohl ein; aber der König war noch immer entschlossen, es nicht zuzugeben; und sie wußte wohl, daß sie nicht darauf dringen konnte, ohne den König zu beleidigen, dem sein persönliches Interesse dabei näher lag als der Vortheil des Staats, in welchem er zu verlieren fürchtete, wenn Monsieur heurathe und Kinder bekomme. Weil sie einsah, daß in dieser

Sache nicht wohl etwas bei dem König auszurichten sey; so dachte sie nicht weiter daran, als — sie Gott zu empfehlen, mit dem Vertrauen, daß er, der die Herzen der Könige regiert, auch ihre Söhne nach ihrem Verlangen lenken, und sie auf eine andere Art aus ihrer Verlegenheit ziehen werde.

Monsieur war indessen nicht zu bewegen, seine Lebensart zu ändern. Er verlangte nichts weiter als so zu bleiben, um sie fortsetzen zu können, und hörte eben so wenig auf die Vorstellungen des Königs und der Königinn als auf die öftern Bitten seiner guten Diener.

Diese große Königinn war also unvermögend auf ihre beiden Kinder zu würken, und man wußte nicht, welcher von ihnen ihr am meisten Kummer mache. Aber sie sorgte dennoch, wie eine gute Mutter, unabläßig für Monsieur, und weil sie seinen Umgang mit dem Frauenzimmer nicht verhindern konnte, so ließ sie ihm dringend rathen, sich wenigstens von solchen zurück zu halten, die seiner Gesundheit gefährlich seyn könnten. Sie machte es denen, welche öfters mit Sr Hoheit umgiengen, bekannt, daß weder der König noch Sie dagegen wären, wenn er Zuneigung gegen eine Person von Verdienst hätte, die ihn von seinem Umgang mit schlechtern Personen abhalten könne.

Einer der vornehmsten Diener des Monsieur glaubte sich dem König, der Königinn und seinem Herrn zugleich angenehm zu machen, übernahm diesen Auftrag, und gab, während dem Carneval, oft Comödie und Gesellschaften bei sich, wobei die schönsten Frauen von Paris waren, damit sich Monsieur eine zur Maitresse wählen sollte. Er sprach sehr oft mit ihm davon, und gab ihm auch selbst seit dem Tode seiner zweiten Frau ein Beispiel, worüber Monsieur oft mit ihm scherzte.

Als die Nachricht von dem feindlichen Einfall des Bouquinkan [Bukingham] auf der Insel Rhé ankam, wurde der König zu Villeroi gefährlich krank. Weil er also, wie es seine Absicht gewesen war, nicht selbst an die Küste von Poitou gehen konnte; so rieth man ihm, Monsieur als Generallieutenant hinzuschicken, um der dortigen Citadelle, St. Martin, welche die Engländer zu belagern angefangen hatten, so schnell als möglich zu Hülfe zu kommen. Monsieur reiste folglich ab und nahm seinen Weg nach Saumur; von da schickte er den Herrn von Saint Florent, einen seiner Edelleute, an den Grafen von Grammont, Gouverneur von Bayonne, und ließ ihn bitten, ihm eine gute Anzahl von Pinassen und andern Schiffen mit einem geschickten Seemann zu schicken, um sie mit Lebensmitteln und Kriegsmunition an den Platz bringen zu können.

Als Se Hoheit in Poitou einzog, kam ihm der Herzog von Rochefaucault, welcher Gouverneur war, mit fünf oder sechshundert Edelleuten von seinen Freunden entgegen. Monsieur begab sich bald nachher in das Lager von Aitrée und wollte den Rochellern sogleich seine Ankunft bekannt machen. Er rückte daher mit der Noblesse und andern Freiwilligen vom Regiment Piemont und einigen Trouppen Cavallerie bis an das Fort von Bonne Greve vor, wo er mit Kanonenschüssen von der Festung und Stadt her empfangen wurde. Die von der Festung fiengen zugleich ein starkes Scharmützel an. Weil aber die Truppe des Prinzen keine andere Absicht hatte, als den Feind zu recognoscirn und ihren guten Willen zu zeigen, so waren sie auch bald auf ihren Rückzug bedacht. Der Herr von Nantes, erster Hauptmann von Regiment Piemont, und Herr von Marycourt wurden dabey mit vierzig oder funfzig Soldaten getödtet.

Bei dieser Gelegenheit machte der Herzog von Bellegarde nicht nur den Generallieutenant Sr Hoheit, bei der besagten Armee, sondern auch den gemeinen Soldaten. Er war der erste, welcher Feuer gab, und der letzte im Rückzug.

Der König war unzufrieden über diese Unternehmung, und ahndete es sehr in einem Brief an Monsieur, daß er so leichtsinnig und ohne Noth die Truppen ausgesetzt und gegen seine Befehle, nach welchen er bis zu seiner Ankunft nichts hätte wagen sollen, gehandelt habe. Vielleicht hätte man es noch weniger gerne gesehen, wenn Monsieur bei seinen Ersten Versuchen glücklicher gewesen wäre. Man glaubt, diese Furcht habe den König bestimmt, noch früher, als seine Gesundheit es erlaubte, abzureisen und schneller im Lager zu seyn.

Herr von Saint Florent führte seinen Auftrag so geschwind aus, daß in weniger als drey Wochen dreyßig Pinassen bei dem Fort Lacquillon, von Herrn D'Andouins begleitet, landeten.

Schon war Befehl gegeben, daß bei Sables D'Ollonne und an andere Gegenden der Küsten Lebensmittel zusammengebracht werden sollten. Monsieur war selbst dabei und ließ alles in die Pinassen und Schiffe bringen, welche der Bischoff von Mande zurückbehalten hatte. Alles war segelfertig; ohne diese Eile hätten sie einen ganzen Monat widrigen Wind gehabt. Einer der unternehmendsten Schiffscapitäne, Herr von Valins, hatte schon den Weg gezeigt, und der Festung Hülfe gebracht, so daß sie einige Tage sich halten konnte. Aber die Lebensmittel waren aufgezehrt, und die Bedürfnisse vermehrten sich doch so, daß man entweder neue dahin schaffen, oder capituliren mußte.

Herr

Herr von Saint Preuil, welcher als Volontair in der Festung, und ein vertrauter Freund des Herrn von Toiras war, bot sich an, zu Lande dem König Nachricht von dem Zustand der Belagerten zu bringen, um seinen Beistand zu beschleunigen. Herr von Toiras fand die Unternehmung gefährlich und fürchtete für seinen Freund; aber dieser ließ sich nicht abhalten. Saint Preuil kam glücklich durch, und eben so wieder in die Festung zurück, ungeachtet er von den Kanonen- und Musquetenschüssen der feindlichen Schiffe und Schaluppen verfolgt worden war. Mit offenen Armen empfieng ihn Herr von Toiras und bewunderte seinen Muth bei dieser kühnen Unternehmung. Saint Preuil berichtete ihm, daß die Hülfstruppen nahe wären, und man nur guten Wind und Geduld nöthig habe. Die Engländer hatten indessen erfahren, daß Herr von Saint-Preuil durchgekommen war, und ließen den Hafen um so strenger bewachen, damit niemand durchdrängen könnte. Die Belagerten konnten nun nicht mehr Schaluppen ans Land schicken, um Nachrichten von sich zu geben. Da ihnen dies Mittel fehlte, so boten sich zwei Soldaten an, für eine gute Summe Geldes durchzuschwimmen. Sie warteten die Zeit ab, wo das Meer niedrig und die Nacht dunkel war, giengen nahe an der Küste, wo ihnen das Wasser nur bis an den Leib gieng, und entkamen auf diese Art den Wachen und Schaluppen der feindlichen Linien. Als sie weit genug vom Lager der Engländer entfernt waren und nicht eingeholt werden konnten, so fiengen beide an, zu schwimmen; aber der eine verlor den Muth und mußte wieder umkehren. Der andere, ein sehr starker Mann, setzte unter vieler Gefahr seinen Weg fort. Er mußte sich oft unter das Wasser tauchen, um den Schaluppen, die ihn verfolgen wollten, zu entgehen. Nach seiner Aussage soll es ihm noch mehr Mü-

he gekoſtet haben, ſich gegen die Fiſche zu vertheidigen, die er beſtändig mit den Händen von ſich habe abreiſſen müſſen. Ueber alle dieſe Hinderniſſe ſiegte ſein Muth. Er kam geſund und wohl bei der Mühle von Talen an, von wo er ins Lager geführt wurde. Dorthin brachte er einen Brief in Chiffern mit, den er in einer Bleikugel am Halſe angeknüpft hatte. Dieſer enthielt, daß die Belagerten ſich nicht länger, als noch fünf Tage würden halten können, wenn ſie keine Unterſtützung bekämen.

Zur Belohnung für dieſen kühnen Streich nahm ihn der König unter ſein Gnaden-Regiment mit lebenslänglichem Gehalt von monatlichen zwanzig Thalern auf.

So war dann in dem Augenblick, da Herr von Toiras auf dringendes Anſuchen der Garniſon capituliren wollte, alles plötzlich geändert, und das Glück des Königs brachte noch ſieben und zwanzig Pinaſſen und fünf oder ſechs andere Schiffe mit Lebensmitteln in die Feſtung.

Man berathſchlagte mit den Seeleuten, ob man auf der Seite des wilden Meers, oder auf einer andern paſſieren, oder ob man den geraden Weg nehmen ſolle. Herr D'Andouins meinte das letztere, weil wahrſcheinlich alle engliſche Schaluppen ausgelaufen und in allen andern Gegenden vertheilt ſeyn würden, auch die Feinde nicht erwarten könnten, daß man auf ihre Hauptflotte einfallen würde, wo ihre langen Flußſchiffe und andere große Fahrzeuge ſchon hinreichten, eine ganze Armee abzuhalten. Herr D'Andouins behauptete dagegen, daß er dieſen eher entgehen könne, als den bewaffneten Schaluppen, deren Anzahl größer ſey, und die ſie leichter beim Gefecht anfallen, und zu

Grun-

Grunde richten könnten, da hingegen die Kanonade der größeren Schiffe für die Pinassen, wegen ihrer Niedrigkeit, weniger gefährlich sey.

Der Erfolg lehrte, daß dieser Rath der beste war. Die Engländer konnten es nicht verhindern, daß die Edelleute, welche auf den Pinassen waren, die Verpfählungen ihrer Schiffe durchbrachen und ungeachtet ihrer Kanonaden durchdrangen.

Bei dieser Gelegenheit gab Herr von Desplan große Beweise seines Muths.

Das entscheidendste für die Rettung der ganzen Insel war, daß auf diese Weise die Festung zu rechter Zeit Unterstützung bekam, und dieses hatte man vorzüglich Monsieur zu danken, welcher dem König dadurch die Zeit gewann, um zu der Landung der Truppen und Edelleute neue Vorbereitungen zu machen. Dadurch wurde der Herzog von Bouquinkan gezwungen, sich mit Schande und Verlust zurückzuziehen.

Die Rochelle waren nun in großer Verlegenheit, da der größte Theil ihrer Lebensmittel von den englischen Truppen aufgezehrt war, auf die Versicherung, daß sie die Insel wegnehmen würden und ihnen leicht wieder ersetzen könnten, was sie aus ihren Magazinen bekommen hätten. Dies bestimmte den König, die Belagerung von Rochelle zu beschließen. Sie wurde ihm nach der jetzigen Ausleerung von Bedürfnissen leicht, da sie sonst ganz unmöglich gewesen wäre. Der König begab sich im October 1627 in das Lager von Aytrée, bei Rochelle, ließ sogleich an den Verschanzungen arbeiten, und beschloß, nicht eher abzureisen, bis die Festung in seinen Händen sey.

Monsieur gieng nach Paris zurück, und war verdrüßlich, daß ihm der König das Kommando über die Armeen abgenommen hatte, um es dem Kardinal von Richelieu zu geben, ob Er es gleich dem Anschein nach für sich selbst behalten hatte. Bald fand Er andere Unterhaltungen in Paris, über welchen er die kriegerischen vergaß. Er gab mehrere Feste und Assemblèen, und war besonders bei denen aufmerksam, wo er die Prinzessinn Marie von Mantua zu finden glaubte, weil er in sie verliebt scheinen wollte. Der größte Theil lobte seine Absicht, und wünschte die Verbindung Monsieurs mit dieser Prinzessinn, welche von hoher Abkunft, passendem Alter, und überdies schön, tugendhaft und sehr geistreich war.

Hiezu wollte aber die Königinn Mutter nicht einwilligen, weil sie sich beständig einer Beleidigung erinnerte, die ihr der Herzog von Mantua, als er noch Herzog von Nevers war, gemacht hatte. Sie unterdrückte selbst das Gerede davon, so viel sie konnte, und suchte dagegen mit der Prinzessinn von Florenz, ihrer Verwandtin, etwas einzuleiten. Damit der König leichter darein willigen möchte, gab sie ihm unter der Hand zu verstehen, daß diese Prinzessinn häßlich, schlecht gebaut und unfähig sey, Kinder zu bekommen. Um sich aber bei der Welt zu rechtfertigen, daß sie sich der Verbindung mit der Prinzessinn Marie entgegen setzte, ließ sie ausprengen, daß sie durch Mittel, die ihr der Arzt Servini gegeben habe, um sie von einer großen Krankheit, von welcher sie wenige Zeit vorher genesen war, zu heilen, unfähig zum Kinderzeugen geworden sey. Der König wollte auf keine Art davon reden hören, und beruhigte dadurch beide Partien.

Als der Marquis von Spinola von Flandern nach Spanien reiste, wollte er vorher die Ehre haben,

dem

dem König aufzuwarten, und zu sehen, wie es mit der Belagerung von Rochelle gehe. Er gieng vorher zu Monsieur, welcher im Hotel von Montmorency wohnte. Se Hoheit sprach mit ihm über die Belagerungen und Kriegsverrichtungen in Flandern, aus der Zeit, da dieser Marquis die spanische Armee commandirt hatte, so erfahren, daß dieser über den Geist des Prinzen erstaunte, voll von Lobsprüchen, die er ihm machte, von ihm gieng, und eine größere Achtung für ihn bekam, als für alle Prinzen von seinem Alter, die er je gesehen hatte.

Monsieur machte den Königinnen, die sich während der Belagerung von Rochelle zu Paris aufhielten, alle Tage den Hof, benahm sich aber dabei ziemlich frei gegen sie, sogar auch gegen die regierende Königinn, mit welcher er immer sehr gut gestanden und keine große Ceremonien gegen Sie beobachtet hatte. Seit sie nach Frankreich gekommen war, nannte sie ihn immer, wenn sie mit ihm oder von ihm sprach, Monsieur. Einige bemerkten dagegen, daß sie ihn in Briefen als Bruder anredete.

Während der kleinen Reise, die der König nach Paris machte, hatte Monsieur einmal der Königinn begegnet, da sie eine Wallfarth gemacht hatte, um Kinder zu bekommen. Er sagte ihr scherzend: Madame, sie haben ihre Richter gegen mich angefleht. Ich bin zufrieden, daß Sie den Proceß gewinnen, wenn nur der König hiezu Credit genug hat.

Schon einigemale hatte es zwischen der Königinn Mutter und dem Kardinal von Richelieu Mißverständnisse gegeben, die der König selbst, unter Vermittlung des Pater Souffran, des Beichtvaters von dem König und der Königinn, wieder auseinander setzte.

Bei

Bei der Königinn Mutter blieb davon eben so viel Bitterkeit als bei dem Kardinal Mistrauen zurück. Dennoch wollte er der Königinn seine gänzliche Abhängigkeit von ihrem Willen zeigen. Er wußte, daß sie für den Pater Berüle die Ernennung zum Kardinal wünschte, um die sie schon vor der Reise nach Rochelle gebeten hatte, und unterstützte daher die Sache beim König. Nachdem er die Befehle vom König erhalten hatte, empfahl er sie aufs beste dem Kardinal Spada, ehmaligem päbstlichem Nuncius, glaubte aber, die Ernennung werde sich noch in die Länge ziehen, und die Zeit ihm Mittel genug geben, um sie abzuwenden, wenn er es für gut halte. Allein gegen alle Erwartung des Kardinals von Richelieu, der sich auf die gewöhnliche Langsamkeit des römischen Hofs verlassen hatte, erfolgte die Ernennung vom Pabst für Berüle in drei Monaten, im September 1627.

Als diese Neuigkeit im Lager von Aytée bekannt wurde, war der Kardinal von Richelieu ganz aufgebracht, daß man ihm diesen Streich gespielt hatte. Er konnte den schnellen Ausgang dieser Sache nicht begreifen, ohne einige Vereinigung der Marillac's mit dem Kardinal von Spada vorauszusetzen, und glaubte, daß dieses auf seine Ungnade bei der Königinn Mutter hinziele. Er dachte bei Zeiten auf einen Gegenstreich bei dem König, und glaubte, kein besseres Mittel zu haben, als wenn er die Eifersucht, die man schon in Nantes wegen der engen Vereinigung der Königinn Mutter mit Monsieur, gehegt hätte, wieder in Bewegung brächte. Nun gab er dem König zu verstehen, daß sie alle Zärtlichkeit und Zuneigung dem König entzogen habe, um sie Monsieur ungetheilt zu schenken, der seit der Hinrichtung des Marschalls von Ancre ihre Vorliebe besitze.

Der

Der König hatte die Belagerung von Rochelle auf einige Tage dem Kardinal von Richelieu überlassen, um sich zu St Germain en Laye und bei Versailles mit der Jagd zu belustigen. Die Königinn Mutter bemerkte sogleich, daß der König nicht mehr so vertraut gegen sie war als sonst, und erfuhr endlich die Ursache davon von ihm selbst.

Um den König vom Gegentheil zu überzeugen, sagte sie ihm, daß die enge Verbindung zwischen ihr und Monsieur, von welcher man ihn habe überreden wollen, sogar nicht statt finde, daß sie vielmehr gerade jetzt, mehr als jemals, einander entgegen seyen. Um alles mit gegenseitigem Vertrauen zu leiten, hatte sich die Königinn Mutter mit Monsieur verabredet, diese List zu gebrauchen, daß Monsieur die Prinzessinn Marie oft besuchen, und sich leidenschaftlich verliebt in sie stellen sollte, sie hingegen sich öffentlich dieser Verbindung entgegen setzen und die Beleidigte spielen wolle.

Rochelle hatte sich an dem Tage aller Heiligen 1628 dem König ergeben. Se Majestät waren von dort kaum nach Paris zurück gekommen, da Sie der schlimmen Jahrszeit ungeachtet, sogleich wieder nach Savoyen abreisten, um der Festung Casal beizustehen. Am Ende des Januars 1629 reiste auch Monsieur weg, um dem König auf seiner Reise zu folgen. Er war schon weit in Dauphiné, wo er erfuhr, daß man die Abreise der Prinzessinn Marie nach Mantua beschleunige. Deswegen gieng er wieder zurück. Als er nach Fontainebleau kam, hörte er, daß die Königinn Mutter die Prinzessinn Marie in den Wald von Vincennes geschickt habe. Herr von Marillac kam Monsieur entgegen, um dieses Verfahren zu entschuldigen und ihm die Gründe davon zu sagen. Jedermann tadelte das Conseil der Königinn Mutter und viele glaubten, daß Monsieur

sieur dem Marschall schlimm begegnen würde, weil sie das Geheimniß nicht wußten.

Monsieur gieng nach Orleans, machte den Beleidigten, und schickte von Ormoy, einen seiner Edelleute, an den Hof ab, um sich über diese Gefangennehmung zu beklagen, und für die Freiheit der Prinzessinn und Aufschub ihrer Abreise zu bitten. Das heimliche Verständniß war noch nicht bei Hof bekannt, was bald nachher geschah, und es schien als ob man blos deswegen wünschte, daß Monsieur die Verbindung durchsetzen möchte, weil es die Königinn Mutter kränken würde.

Endlich war der Befehl für die Freiheit der Prinzessinn angekommen, mit der Bedingung, daß Monsieur weder für diese Verbindung noch für eine andere etwas unternehmen solle, so lange der König seine Einwilligung dazu nicht gegeben habe.

Die Königinn Mutter nahm die Prinzessinn zu sich ins Louvre. Monsieur ließ noch immer viele Zuneigung für sie merken, und kam einmal ganz schnell, um die Prinzessinn zu besuchen und über ihre Freiheit ihr seinen Glückwunsch zu machen. Die Königinn Mutter stellte sich bestürzt und zeigte über diese Ankunft viele Unruhe.

Der Herzog von Bellegarde aber, der den Schlüssel zu diesem Geheimniß noch nicht besaß und von Monsieur mit einer mündlichen Beglaubigung an die Königinn Mutter geschickt worden war, wunderte sich sehr, als er sah, daß Monsieur ganz das Gegentheil von dem that, was Er ihm zu sagen aufgetragen hatte.

Nach diesem gieng Monsieur nach Montargis, wo Herr von Monsigot wegen seines Verstandes, sei-

ner

ner Geschicklichkeit und Treue zum ausfertigenden Secretär Sr Hoheit angestellt wurde. Er war ehemals Secretär des Connetable von Luynes gewesen, und noch jetzt ein vertrauter Freund des Präsidenten, Le Coigneux, welcher Monsieur vorher gesagt hatte, daß er seinen Dienst in dem Amte, das er bei Sr Hoheit habe, nicht gut besorgen könne, wenn er nicht einen Secretär habe, welcher völlig mit ihm einverstanden sey. Herr von Monsigot bekam nun die Hälfte von der Besoldung des Herrn von Goulas, welchem man siebzigtausend Livres Ersaz aus Monsieurs Schaze gab.

Monsieur gieng von da nach Saint Dizier, und stellte sich noch immer sehr unzufrieden, daß die Königinn Mutter seine Vermählung mit der Prinzessin Marie nicht zugeben wollte. Weil er so nahe bei Nancy war, so schickte er den Herrn von Moup-Maillerave, um dem Herzog von Lothringen seine Empfehlung zu machen. Dieser erwiederte einige Tage nachher diese Höflichkeit durch eine prachtvolle Absendung des Grafen von Ermanville, welcher versicherte, daß, wenn Monsieur den Herzog mit seiner Gegenwart beehren wollte, Ihm alles zu Befehl stünde.

Monsieur nahm das Anerbieten an, und gieng zu Anfang des Septembers 1629 nach Nancy. Die Bürgerschaft der Stadt trat unter Waffen, um Se Hoheit entgegen zu gehen. Der Herzog mit seinem ganzen Hof empfieng ihn zwei Stunden vor der Stadt, und bei seinem Einzug wurde eine Salve gegeben von der ganzen Artillerie, die auf der Festung war. Von da begleitete man ihn in die schönsten Zimmer des Schlosses. Der Herzog erschien immer vor Monsieur mit dem Hut in der Hand und ließ sich mehreremal nöthigen, ehe er ihn aufsezte. Ueberhaupt ließ er es

an

an keiner Art von Ehrerbietung fehlen, die man einem Sohn von Frankreich und dem vermuthlichen Thronerben schuldig war.

Monsieur war über diese Ehrenbezeugungen und die Lustbarkeiten, welche man ihm gab, sehr vergnügt; die Prinzen und Prinzessinnen waren es nicht weniger über sein verbindliches und artiges Betragen. Sein Hof war sehr gut gekleidet; der Adel und seine Diener gut besoldet. Die Bürger und Künstler von Nancy waren daher mit Monsieurs langem Aufenthalt, der ihnen viel eintrug, sehr zufrieden.

Damals ließ man einige Worte fallen von einer Verbindung Monsieurs mit der Prinzessinn Margarethe, jüngster Schwester des Herzogs von Lothringen. Herr von Puylaurent verliebte sich in die Prinzessinn von Pfalzburg, ältere Schwester der Prinzessinn Margarethe, und war froh, sie in dieser Hoffnung zu erhalten, um sich dadurch mehr Ansehen bey ihr zu geben.

Am Ende des Jahrs 1629 kam der Marschall von Marillac und der Staats-Secretär Herr von Bouthillier, und baten Monsieur um seine Zurückkunft. Sie machten ihm im Namen des Königs allerhand Versprechungen und versicherten, daß ihm durch das Herzogthum Valois, das Gouvernement von Amboise und einer Geldzulage seine Appanage vergrößert werden solle; auch ließen sie ihn überhaupt eine gute Behandlung von dem König hoffen. Auf dieses nahm Monsieur von dem Lothringischen Hofe Abschied, und kam im Februar 1630 nach Frankreich zurück.

Bei seiner Durchreise in Troyes sah er den König, und bekam über manches Aufschluß. Der Kardinal von Richelieu, welcher vorher schon entdeckt hatte, daß

daß Monsieurs Liebe für die Prinzessinn Marie bloße Verstellung war, um ihn und andere zu betrügen, glaubte es jetzt noch fester, wußte es aber denen, welche die Urheber davon waren, wohl zu verbergen.

In der Mitte des März gieng Monsieur nach Orleans, und zu Ende des Aprils kam er nach Paris zurück, um als Generallieutenant dort zu seyn und während der Reise des Königs nach Lyon, wohin ihm die Königinnen gefolgt waren, seine Person vorzustellen.

Die gefährliche Krankheit, welche den König gegen den Herbst überfiel, machte die guten Franzosen sehr bestürzt. Viele Personen, besonders die Hofleute, glaubten schon, Monsieur würde in den nächsten Tagen den Thron besteigen. Madame du Fargis, da sie die üble Lage voraussah, in welche die Königinn, ihre Gebieterin, kommen würde, suchte auf eine feine Art von Monsieur zu erfahren, ob er auf den Fall, daß der König sterben würde, an Vermählung denke. Man konnte nicht glauben, daß sie dieses ohne ausdrücklichen Befehl von ihrer Gebieterin gethan habe. Sie bekam eine sehr höfliche und verbindliche Antwort; aber die Unterhandlungen wurden durch die schnelle Wiedergenesung des Königs abgebrochen.

Die Gesundheit des Königs war nun lange schwächlich, und durch Arzeneyen erschöpft. Aerzte und Astrologen glaubten nicht, daß er lange leben würde. Duval unter andern, als er sah, daß Monsieur es durchsetzen wollte, das Bisthum von Orleans, wovon sich der König bei der Appanage die Ernennung vorbehalten hatte, dem Bischoff von Madaure, Suffragan des Bisthums von Metz, zu geben sagte einem der ersten Diener des Monsieur: Se Hoheit mache sich eine unnöthige Mühe, da Sie bald im Stande seyn würden,

über alle Gnadendienste, welche im Königreich zu vergeben wären, mit vollem Recht zu gebieten, weil — setzte er hinzu — in dem Horoscop des Königs sich finde, daß er, ehe die Sonne den Krebs durchwandere, Abschied genommen haben werde. (Sol cancrum non peragrabit, quin vale dicat.)

Während des Aufenthalts zu Lyon war manches vorgefallen, was die Königinn Mutter gegen den Kardinal aufgebracht hatte; Sie würde sich sogleich an ihm gerächt haben, wenn die Italienischen Angelegenheiten, sie nicht gehindert hätten; auch zweifelte sie nicht, daß es immer in ihrer Macht stehe, es auszuführen, wenn sie wolle.

Als nun der König am St. Martinstag zu Ihr ins Schloß von Luxemburg gekommen war; so befahl sie, so bald er hereinkam, dem Thürhüter hinauszugehen, und niemand vorzulassen. Vorher hatte sie dem Kardinal von Richelieu gesagt: daß er sich zurückziehen, und sich nicht mehr in ihre Angelegenheiten mischen möchte, da sie lange genug seine Undankbarkeit und Untreue erfahren habe. Hierüber klagte sie nachher mit so vielem Feuer bei dem König, daß jedermann seinen Fall für gewiß hielt; da sogar Madame von Combalet, die Nichte von Richelieu, und alle ihre Kreaturen, welche auf Kosten der Königinn-Mutter unterhalten wurden, den nehmlichen Befehl von ihr bekommen hatten. Aber kaum hatte sie angefangen, dem König ihre Klagen vorzubringen, so wurde sie durch den Kardinal selbst unterbrochen, welcher wider den Befehl der Königinn, den Thürhüter gezwungen hatte, ihm die Thüre zu öffnen. Darüber war sie so bestürzt, daß sie ihren Vortrag nicht endigen, und noch weniger ihre Absicht ausführen konnte, welche dahin gieng, daß sie dem Hauptmann von der Garde befehlen

fehlen wollte, den Kardinal auf der Stelle in Arrest zu nehmen. Der König entfernte sich, um der Verlegenheit zu entgehen, und jedermann sah sich betrogen, da der König so schnell weggieng und sich nach Versailles zurückzog, wohin sich auch der Kardinal sogleich begab, weil er seine Sache nicht aufgeben, sondern sich über diesen Vorfall und die Anklagen der Königinn bei dem König rechtfertigen zu müssen glaubte; ein Vorsatz, in welchem ihn der Kardinal von la Valette und der Herr von Chateauneuf, welcher dadurch Siegelbewahrer wurde, bestärkten. Der Kardinal wurde den andern Tag aufs beste vom König aufgenommen, und versichert, daß Er mehr als jemals seinen Meinungen und Rathschlägen folgen wolle, nach welchen der Siegelbewahrer von Marillac jetzt sogleich in ein Haus seiner Frau verwiesen und ein Eilbote an die italiemische Armee abgeschickt wurde, mit dem Befehl an die ersten Officiere, den Marschall von Marillac, dessen Bruder, in Arrest zu setzen, um ihn alsdann hinrichten zu lassen. Richelieu hatte nemlich geglaubt, daß diese Brüder und die Prinzessin von Conti indessen am meisten daran gearbeitet hätten, ihn bei der Königinn anzuschwärzen.

Weil alles dies am St. Martinstage geschah, so nannte man diesen Tag von da an: den ersten April, (den Narrentag, la journée des duppes.)

Die Königinn Mutter fand sich in ihrer Rechnung sehr betrogen, als sie hörte, daß der Kardinal bei dem König zu Versailles gewesen sey. Wenn nachher von dieser Reise und dem Versehen die Rede wurde, daß sie dem König nicht gefolgt war, um das angefangene zu endigen, hörte ich sie oft sagen, daß sie nichts mehr bedaure, als den Riegel an der Thüre des Cabinets nicht vorgeschoben zu haben. Hätte sie dies gethan, so zweifelte sie nicht, daß der Kardinal verloren gewesen

wäre, weil der König ihren Bitten und Gründen nachgegeben haben würde. Man glaubte aber doch allgemein, daß der Kardinal sich des Königs schon zu Lyon versichert habe, und daß beide mit dieser guten Prinzessinn ihr Spiel trieben. Dies bestätigte die Folge, da der Streich auf sie selbst zurückfiel.

Monsieur, welcher immer der Meinung war, daß die Königinn, seine Mutter, den Kardinal stürzen könne, wenn sie wollte, war nicht wenig erstaunt, zu sehen, daß der Diener gegen seine Gebieterin und Wohlthäterin gewonnen habe, und eine so große Königinn von einem armen Erdenwurm unterdrückt sey, daß also die ganze Ordnung der Dinge sich umkehre. Wir müssen sehen, welchen Entschluß Monsieur jetzt faßte.

Seine kindlichen Gefühle und seine eigene Ehre forderten auf der einen Seite, sich für die Königinn, seine Mutter, zu verwenden, und sie an ihrem Diener zu rächen. Auf der andern hielt ihn die Achtung für den König zurück, weil er sah, daß er es jetzt nicht mehr mit dem Kardinal, sondern mit dem König selbst zu thun habe, der es zu seiner eigenen Angelegenheit machte. Er mußte also der Nothwendigkeit weichen, seinen Unwillen auf eine andere Zeit verschieben und sich nach dem Willen des Königs bequemen.

Nachdem er dies beschlossen hatte, machte er dem König folgende Erklärung: Ob er gleich der Königinn, seiner Mutter, sein Leben danke, das er für ihren Dienst hinzugeben bereit sey; so könne er doch nichts gegen den Willen und die Achtung thun, die er dem König, seinem Herrn, schuldig sey, da er wohl wisse, daß auch die kindliche Liebe ihn nicht von Gesetzen lossprechen könne, denen die Königinn selbst unterworfen sey. Er wünsche aber eifrigst, daß der König und die Königinn

ginn sich ganz versöhnen möchten, und werde nie eine andere Partie nehmen, als die des Königs. Er bitte Se Majestät um Ihre Gnade, und versichere, daß er immer dem Interesse des Königs und Staats anhängen werde.

Er setzte noch hinzu, daß er auch den Kardinal liebe, weil Se Majestät es wünsche, und er ihn für einen dem König und dem Staat nützlichen Diener halte.

Dies wurde vom König sehr gut aufgenommen, und Richelieu selbst bezeugte den Ministern des Monsieur seine Verbindlichkeit darüber. Le Coigneux wurde zur Belohnung Präsident zu Martier mit dem Versprechen, daß er Kardinal werden sollte. Puylaurent bekam dreimal hunderttausend Livres zu einem Landgut, das man zu einem Herzogthum erheben wollte. Le Coigneux mußte aus seinem Beutel noch hunderttausend Livres dazu geben, um die Belohnung auf beiden Seiten gleich zu machen, weil die Präsidenten-Stelle fünfmalhunderttausend Livres werth geschätzt war. Man sagte darüber mit Verwunderung, daß Ein Mann für achtmalhunderttausend Livres verkauft worden sey.

So zog sich Monsieur glücklich aus dieser ersten Verlegenheit und gewann dadurch Zeit, reiflicher zu überlegen, was er in einer so kitzlichen Sache zu thun habe. Aber es war nicht möglich, lange in diesem Sturm zu seyn, ohne an den immerwährenden Unruhen Antheil zu nehmen. Die Sachen verschlimmerten sich für die Königinn Mutter mit jedem Tage. Es entstund neue Eifersucht gegen Monsieur und seine Minister, so, daß der Kardinal von Richelieu mit einem mal dem Präsidenten sagen ließ: der König wünsche, daß er sich entferne, weil er seines Herrn nicht versichert seyn könne, so lange er bei ihm sey. Er ließ auch Puylaurent auf

die Probe stellen, um zu versuchen, ob er ihn nach seinem Gefallen lenken könne. Gelang ihm dies nicht, so war der Entschluß gefaßt, andere Personen, auf die sich der König verlassen könnte, dem Monsieur an die Seite zu setzen.

Le Coigneux und Puylaurent konnten nun nicht mehr daran zweifeln, daß man sie stürzen wolle. Sie glaubten: jetzt es sey Zeit, an das Wohl ihres Herrn und ihrer selbst zu denken und ihn zu überreden, daß er den Hof verlassen, vorher aber sein Wort, das er dem Kardinal gegeben hatte, sein Freund zu seyn, zurücknehmen und ihm drohen sollte, wenn er nicht aufhören würde, die Königinn Mutter zu verfolgen.

Den 31. Januar 1631 Abends, wurde dieser Entschluß gefaßt und den andern Tag sollte er ausgeführt werden. Le Coigneux bat aber doch noch seine besten Freunde, unter andern Monsigot, den Pater Moritz, einen Capuciner, den Bischoff von Madaure, den Suffragan von Metz zu sich, um über diese Sache noch einmal Rath zu halten.

Der Bischoff konnte diesen Vorsatz und daß man nichts anders thun wolle, als drohen, nicht billigen. Er glaubte sogar, daß Se Hoheit besser thun würde, nichts zu übereilen und am Hofe zu bleiben, wo seine Gegenwart Anschläge, die seine Feinde bei dem König gegen ihn machten sicherer abhalten könne, als wenn er sich entferne; da Er überdies Freunde und Anhänger genug habe, die ihm, wenn es nöthig sey, und man etwas gegen seine Freiheit unternehmen wollte, beistehen würden. Bei dieser Wahrscheinlichkeit müsse man mehr Standhaftigkeit zeigen.

Monsieur bestand dannoch darauf, den folgenden Tag ohne Aufschub abzureisen, weil er von allen Seiten

ten hörte, daß man darauf denke, sich seiner Person zu versichern und seine Minister zugleich festzusetzen.

Der Präsident le Coigneux sah sich durch diesen widrigen Vorfall genöthigt, einen seiner Leute ins Hotel von Bellegarde zu schicken, um Puylaurent, welcher nahe bei Monsieur wohnte, bitten zu lassen, die verabredete Sache, aus Gründen, die er ihm sagen werde, aufzugeben. Hierauf gab der Präsident seinen Leuten Befehl, sich zur Abreise fertig zu halten und den Zug abgehen zu lassen, sobald sie von ihm Nachricht bekommen haben würden. Er setzte sich in den Wagen und fuhr zu Monsieur. Doch hielt er für nöthig, erst zum Marschall Desiat, welcher nahe bei dem Kardinal wohnte, vorzufahren, um sich von ihm Assignationen für Monsieur's Schatzmeister zu erbitten, sobald dieser sie verlangen würde. Vorzüglich bat er um Anweisung auf die allgemeine Einnahme von Orleans, wovon die täglichen Ausgaben des Hauses bestritten würden, weil dieses Geld gleich zu haben sey. Nach diesem nahm er von ihm Abschied und sagte: daß Se Hoheit sogleich auf ihre Appanagen-Güter abreisen würden.

Der Marschall, bestürzt über diesen Entschluß, der ihn immer mehr von dem Mißverständniß und den Uneinigkeiten unter der königlichen Familie überzeugte, sagte dem Präsidenten mit Thränen: er sey außer sich, diese Dinge so weit gekommen zu sehen, daß der König und Staat dabei leiden würden. Auf jeden Fall würde er nie unterlassen, der Königinn Mutter und Monsieur seine unterthänigen Dienste zu leisten, wie er es schuldig sey, und sein Freund zu bleiben, wie er es versprochen habe.

Als sie sich auf diese Art getrennt hatten, erfuhr der Präsident: daß Monsieur aus dem Hotel von Bel-

legarde komme und von zwölf bis funfzehn Edelleuten begleitet, zum Kardinal gehe, der sich zu Hause befand. Er sagte diesem: daß er gekommen sey, um das Versprechen sein Freund zu seyn, das er ihm wenige Tage vorher gegeben hatte, zurückzunehmen. Er erkläre im Gegentheil, es würde nicht ungestraft bleiben, daß ein Mann von seiner Art sich so weit vergessen hätte, die ganze königliche Familie zu entzweyen, da er sein ganzes Glück und seine Erhebung der Königinn Mutter, seiner Wohlthäterin, schuldig sey. Anstatt ihr, wie ein getreuer und kluger Diener, dafür sich dankbar zu beweisen, sey er ihr gröster Verfolger, der durch seine fortgesetzten Kunstgriffe sie bei dem König anschwärzen wolle. Auch gegen ihn habe er die schuldige Achtung vergessen und sich noch anmaßlicher betragen. Er würde nicht so viel Schonung von Ihm zu erwarten haben, wenn sein Priesterstand ihn nicht zurück hielte; in Zukunft aber werde ihn nichts vor einer Behandlung schützen, die seinen Beschimpfungen und Beleidigungen gegen Personen von solcher Würde gleich käme.

Dieses sprach er hitzig, mit drohenden Geberden und Blicken, so daß der Kardinal nicht antworten konnte; weil er nicht wußte ob es sein Ernst sey, oder ob er ihn nur in Furcht jagen wolle. Es schien ihm auch, als ob die Dienerschaft des Monsieur nur auf den Augenblick warte, bis dieser aus dem Zimmer wäre, um das zu thun, was Er ihnen befohlen hätte. Da den Prinzen auch beim Weggehen seine zornige Laune nicht verließ, und er beständig schimpfte und drohte, bis er in den Wagen stieg, so wagte es der Kardinal, der ihn immer begleitete, nicht, ihm zu antworten, um ihn nicht noch mehr zu reizen. Es kostete ihn nicht wenig Mühe, gelassen und gemäßigt zu bleiben. Erst als Monsieur und seine Leute weg waren, kam Er wieder zu sich selbst.

selbst. Kaum aber hatte er sich von diesem Schrecken erholt, so war er, eine Viertelstunde nachher, im Stande, seinen Feinden noch mehr bange zu machen als sie ihm.

Sobald der König Monsieurs Absichten erfuhr, kam er in der größten Eile, stieg vor der Wohnung des Kardinals ab, und sagte ihm: daß er sein Schutz seyn und ihn laut gegen alle ohne Ausnahme vertheidigen wolle, sogar gegen seinen eigenen Bruder.

Dieser hatte sich nach Orleans zurückgezogen, nachdem er seinen Vorsatz den Kardinal in Angst zu setzen, ausgeführt hatte.

So sehr von dem größten Theil Monsieurs Verfahren getadelt wurde, so vertheidigten ihn doch viele und billigten seine Entfernung von einem Ort, wo er, nachdem die Königinn seine Mutter in Ungnade war, nicht mehr mit Ehren und Sicherheit habe bestehen können, weil er nur aus ihrer Hand alle Gnaden erlangt, und sie genug Mühe gehabt habe, um alle die Unannehmlichkeiten von ihm abzuwenden, die man ihm, schon so lange sie bei dem König in Achtung stund, zufügen wollte. Da sie nun selbst der Willkühr ihres Feindes überlassen gewesen sey, welcher über die königliche Macht unumschränkt gebiete, so hätte Monsieur, seit er auch diese Stütze verloren habe, mehr als jemals dem Haß und den Beleidigungen der Minister ausgesetzt seyn müssen. Monsieur würde, wie viele behaupteten, auch wenn er hätte bleiben wollen, doch nicht im Stande gewesen seyn, über seine Gegner zu siegen. Er hätte schwerlich den Schlingen, denen er täglich ausgesetzt worden wäre, entgehen können. Bei dem geringsten Verdacht aber gegen ihn, würde es alsdann dem Kardinal leicht geworden seyn, Anschläge auf seine Freiheit zu

machen, so wie man es ehmals gegen den Herzog von Alençon gemacht habe.

Niemand indeß fand es gut, daß Monsieur zum Kardinal gegangen war, um Drohungen zu gebrauchen, welche keine andere Wirkung haben konnten, als diesen noch mehr beim König in Gunst zu setzen, und zu seinem Nachtheil mächtiger zu machen. Die Eifrigsten behaupteten, daß niemand, weder ein Priester noch Kardinal, Monsieur zurückhalten könne, sich eines Menschen zu entledigen, welcher, nachdem er die Königinn Mutter, seine Wohlthäterin, durch abscheuliche Mittel und Verläumdungen mit dem König entzweit hatte, auf dieselbe Art den vermuthlichen Thronerben bei dem König verhaßt machte, und in und außer dem Königreich alles in Unordnung gebracht hatte, jetzt nur darauf ausgehe, den König und den Staat zu beherrschen. Ein Uebel abzuwenden, das so schlimme Folgen nach sich ziehe, wäre nicht nur kein Verbrechen; vielmehr seyen alle Mittel erlaubt, durch welche die Ruhe und allgemeine Sicherheit erhalten werden könnte, und wenn auch Monsieur selbst, der nach dem König am meisten dabei interessirt sey, das Werkzeug dazu hätte seyn müssen. Er würde sich vielmehr gegen Gott und den Staat vergehen, wenn er sich dieser Mittel nicht bedienen wollte. Man führte dafür das Beispiel des Kardinals Georg an, welchen der Kaiser Ferdinand umgebracht, und das von dem Kardinal von Guise, welcher zu Blois ermordet wurde. Ihr tragisches Ende habe viele Uebel, welche diese beide Personen ihrem Vaterland bereiteten, wo nicht ganz getilgt, doch wenigstens vermindert. Und dieses Verfahren sey von jedermann, als das einzige Mittel, für das Wohl beider Staaten, gebilligt worden.

Die

Die Gemäßigteren fanden viel dagegen zu sagen. Wenn Monsieur über einen solchen Menschen aufgebracht sey, so hätte er wenigstens das Mittel der beiden Erzherzoge, der Söhne des Kaisers Matthias, anwenden sollen, welche den Kardinal Gleyssel einst auf ihre eigene Faust im Pallast des Kaisers, welcher noch zu Bette lag, arretiren und ins Schloß nach Prag bringen ließen. Von dort wurde er nach Inspruck gebracht, wo er seine Tage endigte. Nach der Ausführung hätten jene Prinzen, anstatt, wie Monsieur, sich zu entfernen, die erste Nachricht davon dem Kaiser selbst gebracht, damit die, welche den Kardinal begleiteten, mehr Zeit bekommen sollten, um ihn nach Prag abzuführen, ehe man ihn ihnen unterwegs wieder abjagen konnte. Diese Entschlossenheit, welche sie gezeigt, that die erwartete Würkung. Statt daß ihre Handlung sonst für einen Angriff der kaiserlichen Macht angesehen worden wäre, habe man sie nun als einen dem Kaiser und Reich geleisteten Dienst gebilligt. Der Kaiser habe ihre unterthänige Vorstellungen wegen dieser Unternehmung gut aufgenommen, und sie auf der Stelle begnadigt. Warum, sagte man, hat Monsieur den Kardinal, da er zu ihm gieng, nicht ebenfalls aufheben und in das Schloß von Amboise bringen lassen? Was hätte er von dem Könige zu fürchten gehabt, wenn er am Hof geblieben wäre? oder wenn er je sich auf seine Güter zurückziehen wollte; wer hätte es wagen können, die Sache des Kardinals zu vertheidigen und dem König gewaltsame Anschläge gegen Monsieur zu geben?

Schon aus Furcht vor einer ähnlichen Behandlung hätte sich niemand in diese Sache eingelassen. Sein Unwille war zu gerecht; und wenn er mehr Festigkeit dabei gezeigt hätte, so würde nicht allein der

Hof

Hof auf seiner Seite gewesen seyn, sondern auch der König hätte gerne bei der Meinung der Andern sich beruhigt und das Verfahren Monsieurs gebilligt.

Dies waren die Urtheile der Welt. Wir wollen sehen, aus welchen Gründen der Präsident das Geschehene zu entschuldigen suchte.

Zuerst sagte er: Monsieur habe bei seiner Entfernung vom Hof keine andere Absicht gehabt, als seine Person in Sicherheit zu bringen; es sey genug, daß er vorher noch dem Kardinal den Ernst gezeigt habe, um ihn zurückhaltender und vorsichtiger zu machen. Wahrscheinlich sey es nicht, daß er es hätte wagen können, zwei so mächtige Feinde gegen sich aufzubringen. Man werde dem König nicht rathen, ihn mit offenbarer Gewalt zu vertheidigen, um vielleicht, wegen eines einzigen Dieners, einen Bürger-Krieg gegen die Königinn Mutter und seinen eigenen Bruder zu veranlassen. Durch des Prinzen Entfernung sey der Kardinal genöthigt, sich zu mäßigen, und sich mit einem und dem andern Theil zu vergleichen; welches für beide vortheilhaft seyn werde. Der Kardinal werde sich noch glücklich schätzen, wenn man ihm einigen Einfluß bei dem König gestatte. Ueberhaupt sey der gelinde Weg immer der bessere und sicherste, um größere Uebel, die aus diesen fortwährenden Streitigkeiten für den Staat entstehen könnten, zu verhindern. Eben derselbe stimme auch mehr zu der Gemüthsart des Monsieur, welcher ein sehr menschenfreundlicher Prinz, und ein Feind von allen Grausamkeiten sey. Aus diesen Gründen würde er von allen klugen für das Wohl des Staats besorgten Männern gebilligt werden.

Die allgemeinere Meinung indessen war: Monsieur und seine Minister hätten gesehen, daß der König

nig von seiner großen Krankheit, welche er zu Lyon gehabt, zwar durch ein Geschwür am Mastdarm, das ihm schnelle Erleichterung verschaffte, wieder hergestellt worden sey, doch aber immer noch eine schwächliche Gesundheit habe, welche fürchten lasse, daß bald wieder ein neues Uebel entstehen werde. Sie hätten nun sich allzusehr bei den Gerüchten von einem in dem Kabinet des Arztes Duval gefundenen Papier aufgehalten, auf welchem die Worte: Sol cancrum non peragrabit, quin valedicat, gestanden und hatten wegen dessen Düval in die Bastille, einige Tage nachher aber auf die Galeere geschickt worden war. Der Prinz mit den Seinigen habe nun an nichts gedacht, als für sich zu sorgen und außer dem Königreich einen sichern Ort zu finden, wo Monsieur und sie selbst in Ruhe und Sicherheit den Ausgang der Sachen bei Hof erwarten könnten, welche nach aller Wahrscheinlichkeit nicht lange in dieser Lage bleiben würden. Sie hätten ganz auf eine wichtige Veränderung gerechnet, welche, wenn sie auch nicht völlig zum Vortheil Monsieurs wäre, doch die Aussichten für Ihn, als Erben des Throns, nicht verschlimmern könnte. Er habe also geglaubt, nur Zeit und Geduld nöthig zu haben, um alles dahin zu bringen, wo er es wünschte.

Nach dem heftigen Verfahren Monsieurs gegen den Kardinal, nach allen Beleidigungen, die ihm dieser erwiesen hatte und die er mit Recht ahnden konnte, nahm der König in dieser Sache gar keine Rücksicht mehr auf Monsieur. Er vergaß ganz, daß er ihm sonst so oft gesagt hatte: er liebe ihn nicht nur wie seinen einzigen Bruder, sondern wie seinen eigenen Sohne. Der König erklärte sich vielmehr öffentlich für den Kardinal, und versicherte diesen seines königlichen Schutzes gegen sein eigenes Blut. Se Hoheit konnte nicht zweifeln, daß

der

der Kardinal diesen Vortheil benutzen würde, um Herr über den Staat zu werden. Der König überließ einmal alle Geschäffte seiner Leitung. Was war also zu erwarten, als daß der Kardinal sich noch mit mehr Keckheit an seinen Feinden rächen und ihren verderblichen Absichten alle Hindernisse in den Weg legen werde. Monsieur sah deßwegen, daß er am Hofe nicht sicher sey, und stimmte immer mehr in die erste Meinung der Seinigen ein: daß in dieser Sache nichts anders zu thun sey, als das Königreich zu verlassen, um den Launen eines unverschämten Ministers zu entgehen.

Aber ehe er eine so lange Reise unternehmen konnte, bei welcher man so viele Hindernisse und Unannehmlichkeiten zu erwarten hatte, mußten noch manche Anordnungen gemacht werden, zu denen einige Zeit nöthig war. Monsieur begann sogleich nach seiner Ankunft zu Orleans daran zu arbeiten. Er ließ den gesammten Stadt Rath und das Landgericht zusammen kommen, und sagte ihnen: daß er mit Ehre und Sicherheit nicht mehr am Hofe habe bleiben können. Er suche beides nun unter seinen guten und treuen Dienern und Unterthanen. Würklich wußte Er ihre Herzen und ihre Zuneigung so zu gewinnen, daß sie sich anboten, die Wache an den Stadtthoren zu übernehmen, um die Einwohner im Gehorsam und in der Treue, die sie zuerst dem König schuldig seyen, zu erhalten, zugleich aber Se Hoheit gegen alle Anschläge und Unternehmungen der Uebelgesinnten und Feinde des Staats und der öffentlichen Ruhe und Sicherheit zu schützen. Sie versprachen Treue und Eifer für das Wohl des Königs und Sr Hoheit, und hielten Wort.

Die Stadt war zwar hinlänglich befestigt; doch war es nöthig, sich vorzusehen und einer guten Anzahl

Leute

Leute sich zu versichern, damit Monsieur auch außer der Stadt sich gegen die, welche sich wiedersetzen wollten, vertheidigen könnte. Die Einwohner waren gegen Se Hoheit sehr unterwürfig und gehorsam. Sie ließen gerne geschehen, daß er die Truppen, sowohl Cavalerie als Infanterie, welche in der umliegenden Gegend, auch in Poitou und Limosin ausgehoben wurden, bei ihnen zusammen kommen ließ. Puylaurent, der aus Limosin war, hatte sein besonderes Geschick dazu. Auch war schon ein Menge Waffen zu Orleans, seit der Graf Moret, der Herzog von Roannez und andere Vornehmen, welche über die Regierung unzufrieden waren, zu Monsieur kamen, um sich mit ihm zu vereinigen. Er empfieng sie mit offenen Armen. Sie wußten, daß Monsieur alle Tage Courière nach Besançon, Franche Comté und Lothringen schicke, um dort eines Hinterhalts gewiß zu seyn. Er beschloß nun, so bald als möglich, nach Bourgogne zu gehen, und einige Tage bei dem Herzog von Bellegarde, der ihn eingeladen hatte, zuzubringen.

Aber es war nicht genug, daß man sich die Wege und Durchgänge überall frei gemacht hatte. Man brauchte auch Geld, um während der Reise die Hofhaltung Sr Hoheit zu unterhalten. Der Präsident le Coigneux, welcher alles über sich genommen hatte, überlegte es wohl, daß auf die Summe, welche Monsieur aus der Ersparniß-Casse zu erheben hatte, nicht zu rechnen sey, weil die Auszahlung davon von einem Federzug abhieng, und man sie ihm gewiß verweigern werde, sobald er außer dem Königreich war. Er hatte vor seiner Abreise von Paris sich bei den Herrn von Montmort, Habert und Choisi von Caen, für Monsieur und sich selbst Credit gemacht. Diese galten für die reichsten Leute, welche am meisten baares Geld hätten. Sie ver-

versprachen ihm, daß es an nichts fehlen sollte, wenn er ihnen Zeit lasse, das Geld nach und nach zu geben. Da nun hiezu ein längerer Aufenthalt des Monsieur nöthig war, wenn sie ihr Versprechen pünktlich erfüllen sollten; so kam der Kardinal von la Valette gerade zur rechten Zeit an. Er war nämlich von dem König gesandt, um Monsieur zur Rückkehr zu bewegen. Deswegen wurden von beiden Seiten mehrere Couriere abgeschickt, durch welche der Präsident inzwischen ansehnliche Summen zog. So reiste er recht gut versehen von Orleans ab.

Der König hatte dem Kardinal ausdrücklich befohlen, Monsieur mit diesen Seinen eigenen Worten zu sagen: daß Se Majestät sehr unwillig sey über seine Drohungen und die Heftigkeit gegen den Kardinal; auch finde es der König nicht gut, daß der Prinz ohne Erlaubniß sich vom Hof entfernt habe. Der König habe immer viele Freundschaft und Zuneigung für ihn gehabt, und könne ihm keinen sicherern und wesentlicheren Beweis davon geben, als daß er ihn durch den Kardinal ermahnen und bitten lasse, seinen Pflichten zu folgen, und seine Stelle bei ihm wieder einzunehmen. Er werde gerne den jetzigen Fehler vergessen, und aus Achtung für ihn auch seinen Rathgebern verzeihen.

Er setzte noch hinzu, daß er nicht nur in dieser Rücksicht bei Ihm seine Zufriedenheit finden würde, sondern daß er auch alle mögliche Gnade und eine gute Behandlung von Ihm zu erwarten hätte. Und damit ihm nichts zu seiner vollkommenen Befriedigung fehle, so wolle er seine Neigung, die er ehmals für die Prinzessinn Marie von Mantua gezeigt hätte, begünstigen. Er habe deswegen dem Kardinal aufgegeben,

geben, ihm seine Einwilligung zu dieser Verbindung zuzusichern.

Monsieur wußte wohl, was er auf dieses scheinbare Anerbieten zu antworten hatte. Er sagte dem Kardinal: daß er dem König unendlich für seine Gnade, und für die Absicht ihn zu vermählen verbunden sey. Er würde gerne Gebrauch davon machen, wenn es mit dem Willen und Wohlgefallen der Königinn Mutter geschehen könnte. Ihr sey Er diese Rücksicht um so mehr schuldig, da er ihr sein Wort gegeben habe, durchaus an keine Vermählung, weder mit der Prinzessinn Marie, noch mit einer andern, zu denken, außer mit Bewilligung Ihrer Majestäten.

Diese Entschuldigung hatte zwar einen guten Vorwand; aber man nahm sie doch für eine höfliche Ablehnung.

Auf die übrigen Versprechungen antwortete der Prinz sehr im allgemeinen, und durch unterthänige Danksagungen für die Gnade des Königs. Er gab genug zu verstehen, daß Er nichts mehr vom Hof verlange. Denn Er dachte an nichts weiter, als seinen Vorsatz auszuführen, und seine Ruhe, die er nicht mehr in Frankreich finden könne, in einem fremden Lande zu suchen.

Als er dem Kardinal diese Erklärung gegeben hatte, sagte er ihm noch: daß er im Sinn habe, eine Reise nach Bourgogne zu machen. Der Herzog von Bellegarde, welcher Gouverneur daselbst und erster Diener von ihm sey, habe ihm sein Haus angeboten, so lange es ihm gefallen würde, bis er andere Maasregeln ergreifen werde. Monsieur konnte nämlich dem Kardinal nicht verhehlen, was täglich vor seinen Augen vorgieng, sowohl die Soldaten betreffend, welche er nach

Orleans kommen ließ, als auch die Gegenwart des Grafen von Moret, natürlichen Bruders vom König und anderer Herrn, welche da waren um ihn auf seiner Reise zu begleiten. Auch giengen die Eilboten unaufhörlich nach Besançon und andern Orten der Franche Comté, damit man von da nach Lothringen weiter reisen könnte. Man erwartete nur den Tag der Abreise. Die beiden Minister von Monsieur stimmten am meisten dafür. Le Coigneux wußte, daß man seine Wünsche, Kardinal zu werden, gar nicht unterstütze, vielmehr bei dem Pabst Hindernisse zu erwecken suche, um sie zu vereitlen. Vom Diplom zum Fürsten und Pair, mit welchem man den Herrn von Puylaurent gerade damals schmeichelte, als man le Coigneux laut bedrohte und alle Schuld auf ihn warf, wurde auch gar nicht mehr gesprochen.

Der Kardinal konnte es nicht lassen, Monsieur zu sagen, daß der König entschlossen sey, ihn, sobald er aufbreche, bis über die Gränzen zu verfolgen. Sie fürchteten deswegen, daß man ihnen Schlingen legen wolle, und wenn sie noch lange in der Nähe des Hofs bleiben würden, sie sogar überfallen werden möchten. Um aller Furcht zu entgehen, wurde beschlossen, den 13. Merz 1631 von Orleans abzureisen.

Während dieser Vorfälle hatte sich der Herzog von Bellegarde in sein Gouvernement von Bourgogne zurückgezogen. Er glaubte sich am Hofe nicht sicher, und fürchtete die Cabale derer, welche zu Lyon sich verschworen hatten. Man hatte ihm Nachricht gegeben, daß sein Aufenthalt am Hof in die Länge ihm gefährlich werden könnte. Dies knüpfte ihn, noch mehr als sonst, an Monsieurs Schicksal; er hatte öftere Curiere an ihn geschickt, um ihn in sein Gouvernement zu ziehen, damit er sich Monsieur und seine Minister, mit denen er nicht zum

besten

besten stand, verbindlich machen könnte. Er hoffte Monsieurs Zutrauen bald zu gewinnen, und an den Rathschlägen für seine Angelegenheiten eben so viel Antheil zu bekommen, als seine beiden Minister selbst.

Es ist ein gewöhnlicher Fall, daß ein gleich ungünstiges Schicksal ein gutes Mittel ist, Personen, die sonst kalt gegen einander waren, gegen eine Macht, die sich beiden gleich entgegen setzt, zu vereinigen. Dies geschah auch hier, und bewürkte ein gegenseitiges Vertrauen, welches durch den Gedanken vermehrt wurde, daß er in dieser Sache vielleicht bei Hof als Unterhändler zwischen dem König und Monsieur für nöthig gehalten werden könne, wie dies oft zwischen dem König und der Königinn Mutter der Fall war. Dadurch könnte Er vielleicht das Mittel zu einer Versöhnung mit dem Hofe werden, welcher doch immer für ihn der angenehmste Aufenthalt zu seyn schien.

Der Präsident le Coigneux fand diese Stellung gegen den Hof aus der Nähe der Franche Comté, viel sicherer und zu Unterhandlungen bequemer, als Orleans, das so nahe bei Paris war. Er willigte also gerne in diese Reise, damit, wenn er den König nicht zu einem Vergleich bewegen könnte, den er noch einmal versuchen wollte, ehe man den letzten Schritt wagte, Monsieur doch frei durch die Franche Comté nach Lothringen kommen könne.

Monsieur reiste am bestimmten Tage, den 31. Merz 1631 ab. Nicht ohne Besorgnisse; weil der Kardinal von la Valette ihm gesagt hatte: der König habe die Absicht, ihn bis an die Grenzen des Königreichs zu verfolgen. Es zeigte sich indessen nichts, den Marsch zu stören. Monsieur war schon sehr weit auf dem Wege nach Dijon vorgerückt, als Er den Herrn

von Manzai, einen alten Edelmann vom Lande, mit Vorwissen des Herzogs von Bellegarde, an den König abschickte, um ihm einige Vorschläge zu machen. Auf diese antwortete der König nichts weiter, als daß er entschlossen sey, Monsieur überall und bis ans Ende des Königreichs zu verfolgen und zu warten bis er zu seiner Gnade flüchten würde. Ueber alles weitere erklärte man sich nicht.

Diese Antwort kam nach Seurre, ein Landhaus des Herzogs von Bellegarde. Monsieur erfuhr zu gleicher Zeit, daß der König zu Dijon sey. Deswegen entschloß Er sich, über Besançon nach Lothringen zu gehen. Nachdem er an beide Orte geschrieben hatte, um seiner Aufnahme gewiß zu seyn; reiste er den 26. März 1631 von Bellegarde ab, und übernachtete eine Viertel-Meile von Dole.

Der Herzog von Elbeuf hatte sich schon seit einiger Zeit zurückgezogen, um nicht am Hofe zu seyn, und lebte zu Pagni in Bourgogne, in dem Hause seiner Mutter. Auch Er kam zu Monsieur nach Bellegarde, um sein Schicksal zu theilen; worüber Monsieur sich dankbar bezeigte, ob er gleich vorher nicht ganz mit diesem Herzog zufrieden war.

Herr und Madame du Fargis flüchteten ebenfalls zu Monsieur, um den Verfolgungen des Kardinals zu entgehen, welcher Madame du Fargis von der Königinn vertrieben hatte, weil er glaubte, sie begünstige die Marillacs, die er für seine Feinde hielt.

Die Einwohner von Besançon versprachen, Monsieur in ihrer Stadt aufzunehmen. Aber dies dauerte aus Furcht den König zu beleidigen, nur wenige Tage. Sie nahmen Se Hoheit sehr ungerne auf, und waren

waren gegen seinen ganzen Hof sehr strenge, in Rücksicht auf die Quartiere und Lebensmittel, welche sie auf einen unerhörten Preis setzten.

Den 1. April 1631 wurde der Graf von Briansen mit einem Brief an den König abgeschickt, worinn nicht allein gegen die üble Behandlung Monsieurs, sondern auch gegen die Festhaltung der Königinn Mutter zu Compiegne geklagt wurde. Der König war darüber sehr aufgebracht und lies den Grafen von Briansen selbst arretiren. Doch wurde dieser wenige Tage nachher, auf Verwendung des Herrn von Schomberg, seines Verwandten, wieder frei.

Monsigot wurde zu gleicher Zeit an den Herzog von Lothringen abgeschickt, um ihm zu melden, daß Monsieur nach der Beschimpfung und den frevelhaften Unternehmungen gegen die Person der Königinn Mutter mit Ehre und Sicherheit nicht mehr am Hofe habe bleiben können, und sich nach Orleans, der Hauptstadt seiner Appanagen, zurückgezogen habe. Dadurch habe Er den Verfolgungen des Kardinals Richelieu, ihres gemeinschaftlichen Feindes, entgehen wollen, welcher so viele Gewalt über den Geist und das Ansehen des Königs erlangt hätte. Da der Kardinal auch an diesem Ort ihn nicht habe dulden wollen, sey Er gezwungen gewesen weiter zu reisen, und nach Bourgogne, in das Gouvernement des Herzogs von Bellegarde, seines vornehmsten Dieners, zu flüchten. Der König habe ihn auch dahin mit bewaffneter Hand verfolgt, und ihn genöthigt, jetzt das Königreich, wie ein Feind des Staats, zu verlassen. Nun sey er so weit gebracht, daß er anderswo Zuflucht suchen müsse. Er wende sich deswegen mit aller Zuversicht an Ihn, als einen seiner besten Freunde, und hoffe gewiß, daß Er bei dieser Gelegenheit nicht aufhören werde, großmüthig gegen ihn zu seyn.

Er komme in seine Staaten in der Absicht, mit ihm in Verbindung zu treten, und die Freundschaft, welche bis jetzt immer zwischen ihnen gewesen sey, durch ein neues Band noch fester zu knüpfen.

Monsigot hatte ausdrücklich den Auftrag von Monsieur, dem Herzog diesen Vorschlag zu machen, und ihm so schnell als möglich die Antwort des Herzogs zu melden.

Dieser Abgesandte ermangelte auch nicht, den Herzog an die Beschimpfung zu erinnern, welche man ihm in der Person des Mylord Montegu gemacht hatte. Dieser war einige Zeit vorher in den lothringischen Staaten, zur Zeit der Belagerung von la Rochelle, auf Befehl des Kardinals gefangen genommen worden. Eben so erinnerte er ihn an die unnützen Streitigkeiten, welche der Kardinal indeß gegen ihn wegen der Grenzen erregt habe, und wegen der in die drei Bisthümer hineinlaufenden Grenzgegenden. Auch sagte er ihm: die Königinn Mutter und Monsieur hätten viele Diener und Anhänger unter den Prinzen und Herrn des Königreichs. Sie seyen schon mehrerer guten Plätze versichert. Außer diesen rechne man noch auf Sedan, Calais, la Capelle, und die Citadelle von Verdün. So bald Monsieur eine Armee im Felde haben würde, werde er gewiß ganze Provinzen gewinnen, die sich für ihn erklären würden. Da nun der Herzog unmöglich die seiner Person zugefügten Beleidigungen vergessen haben könne; so müsse ihm dies ein erwünschtes Mittel seyn, sich zu rächen, wenn er sich für die Sache der Königinn Mutter und Monsieurs verwenden und zu dem Ende mit ihm in eine Ligue gegen den Kardinal treten wollte.

Der

Der Herzog antwortete Monsigot hierauf: Er sey Monsieur mit Unterthänigkeit ergeben, und rechne es sich zur Ehre, daß derselbe in seine Staaten kommen wolle, werde ihm auch immer mit aller möglichen Anhänglichkeit dienen. Allein Er habe zu fürchten, der König möchte darüber Verdacht auf ihn werfen und ihn feindlich angreifen, da er ohnehin, wegen Monsieurs erster Reise nach Nancy, schon auf ihn ungehalten sey. Ueber die Verbindung Monsieurs mit der Prinzessinn Margarethe äußerte er sich sehr dankbar und gerührt. Es sey ihm große Ehre, daß Monsieur nicht allein mit ihm in eine Ligue, sondern auch in eine so nahe Verwandtschaft tretten wolle.

Allein auch dies that er nur zum Schein, und mit ziemlicher Gleichgültigkeit, weil er es für eine bloße List von le Coigneux hielt, welcher Monsieur beherrschte, und von dem Er doch wußte, daß er weder Lust noch hinlängliche Einsichten hatte, den Krieg zu wünschen, welchem Er also zutraute, daß er diese Miene blos annehme, um den Kardinal zu einer Unterhandlung mit Monsieur zu zwingen. Sobald er seine Rechnung dabei gefunden haben würde, so werde man dem Prinzen sogleich rathen, den Herzog zu verlassen, ohne an die Ligue oder an die projectirte Verbindung irgend mehr zu denken. Indessen aber würde sich doch der Herzog einen bleibenden Haß des Königs zugezogen haben.

Da nun der Herzog keine bestimmte Antwort wegen der Aufnahme Monsieurs gegeben hatte, die doch der erste und dringendste Grund von Monsigots Verschickung gewesen war; da Er sich im Gegentheil über die allzugroße Freiheit, welche sich einige von den Edelleuten im Gefolge Monsieurs von seinem Hof erlaubt hätten, und über einige unverschämte Reden, welche

man geführt habe, ſich beſchwerte; ſo ſagte Monſigot nichts weiter, als daß er Monſieur Nachricht geben würde. Er ſchickte auch wirklich ſogleich einen außerordentlichen Eilboten ab, und gab den Rath, daß man aufs neue Verſicherungen von den aufrichtigſten Geſinnungen geben ſollte, mit denen Monſieur ſeine ſchon gemachten Vorſchläge ohne Aufſchub und Umſchweife in Erfüllung zu bringen wünſche.

Dies überwand dann doch alle Schwürigkeiten bei dem Herzog. Er gab Monſieur das Wort, daß er in ſeinen Staaten willkommen ſey und über ſie, ſo wie über ſeine Perſon, zu gebieten habe.

Auf dieſe Antwort reiste Monſieur ſogleich von Beſançon ab, und kam über Vezoul und Lureul, zwei kleine Städtchen in der Franche Comté, den dritten Tag zu Remiremont in Lothringen und den Tag darauf zu Espinal an. Der Herzog konnte erſt einige Stunden nachher eben daſelbſt eintreffen, und Monſieur kam ihm zwei oder dreihundert Schritte entgegen. Der Herzog ſtieg zuerſt aus, ſo bald er Monſieur erblickte, und erklärte dieſem, daß Er ganz über ſein Haus zu befehlen habe. Er ſey gekommen, um ihn darinn zu empfangen.

Die heilige Woche hatte ſchon angefangen, und man mußte alſo die Oſterferien an dieſem Ort zubringen. Doch hinderten die Andachtsübungen nicht, daß man häufig von dem Krieg und der Vermählung ſprach.

Zu Ende des Aprils begab ſich Monſieur mit ſeinem ganzen Hofe nach Nancy, um die Herzoginnen und Prinzeſſinnen zu beſuchen. Nachdem wir den Monat May dort zugebracht hatten, nöthigte uns der Ausbruch einer Seuche, wieder nach Espinal zurückzugehen.

Wenige

Wenige Tage nachher bekamen wir die Nachricht, daß die Königinn Mutter von Compiegne entflohen, und nach Flandern gegangen sey. Nach la Chapelle zu kommen, sey ihr von Herrn von Vardespere, dem dortigen Gouverneur, verweigert worden, obwohl der Marquis, sein Sohn, versprochen hatte sie aufzunehmen, und sie entschlossen war, dort weitere Nachrichten vom König zu erwarten. Bei dieser Sache wurde diese Prinzessinn schlecht bedient.

Herr von Besançon, welcher Unterhändler gewesen war, kam in den Verdacht einer Doppelzüngigkeit, daß er nämlich zu gleicher Zeit den Kardinal von Richelieu davon benachrichtigt habe, welcher hierauf den Platz strenger bewachen ließ, und sich freute, daß er dadurch die Königinn, das Königreich zu verlassen, und sich den Spaniern in die Arme zu werfen, nöthigte. Denn dies war gerade, was er wünschte.

Die Königinn ließ sogleich durch den Herrn von Mazure Monsieur von ihrer Flucht und ihren Gesundheitsumständen benachrichtigen. Da sie auch schon von seinem Vorhaben, sich mit der Prinzessinn Margarethe zu verbinden, unterrichtet war; gab sie nicht allein ihre Einwilligung dazu, sondern rieth sogar, daß man diese Sache so schnell als möglich ausführen solle. Ihre Gründe für ihn waren erstens die Hoffnung, Kinder zu bekommen, zweitens, daß die Verbindung mit der Prinzessinn Marie oder irgend einer andern, die ihm unangenehm seyn könnte, dadurch verhindert sey; drittens, daß Monsieur ganz in das Interesse des Hauses Lothringen gezogen seyn würde, für das sie selbst so sehr eingenommen war, und von welchem sie für ihre und Monsieurs Angelegenheiten einigen Beistand erwartete.

Der Pater Chanteloup, erster Vertrauter der Königinn Mutter, war Monsieur nach Lothringen gefolgt, und ihm hatte sie die Vollmacht zugeschickt in ihrem Namen in die Verbindung mit der Prinzessinn Margarethe zu willigen.

Ueber die Artikel war man sogleich einig, aber die Verbindung selbst sollte erst nach dem Feldzug vollzogen werden. Monsieur sollte nämlich indeß mit einer mächtigen Armee in Frankreich einfallen, und dem König seine Einwilligung abnöthigen.

Auch le Coigneux war der Meinung, daß man nichts übereilen solle, in einer so wichtigen Sache, die seinen Herrn ganz unversöhnlich mit dem König entzweien müßte, wenn sie gegen seinen Willen geschähe. Er war froh, daß ihm immer noch eine Hinterthüre offen blieb. Die Zeit, hoffte er, würde schon eine Gelegenheit herbeiführen, wodurch sich Monsieur auf eine anständige Art von seinem dem Herzog gegebenen Wort losmachen könne.

La Riviere und Goulas, welche ihn kannten, und ihm nicht gewogen waren, schilderten ihn schon überall als einen Mann, der mit seinen schönen Kriegs- und Heurathsvorschlägen die Leute äffen wolle, in der That aber weder das eine noch das andere auszuführen gedenke. Sie bezeigten Verwunderung, daß der Herzog so verblendet seyn könne, darauf zu bauen.

Monsieur gab deswegen beiden den Abschied, und nöthigte le Coigneux, jenes große Manifest gegen den Kardinal von Richelieu, das von dem Herrn von Sannes dem Parlament übergeben wurde, bekannt zu machen. Dies that er, um einigen Personen die Meinung, als ob der Kardinal in einem Verständniß mit le Coigneux stehe, zu benehmen. Eben deswegen wurde auch

nachher

nachher dem Parlament eine Supplik, von Herrn Roger dem Ober-Procurator Sr Hoheit unterzeichnet, eingereicht, worinn man ansuchte, gegen den Kardinal wegen Verletzung des Staats und Anmaßung königlicher Gewalt als förmlich klagende Parthie angenommen zu werden.

Monsieur bekam als Heurathsgut hunderttausend Pistolen von Lothringen, wovon das meiste zu Aushebung der Truppen angewandt wurde. In weniger als sechs Wochen hatte der Herzog zehn bis zwölftausend zu Fuß, und vier bis fünftausend Mann zu Pferd. Die Frage war nun einzig davon: wie man sie in Bewegung setzen und in Frankreich einzufallen habe?

Vorher mußte man noch einen sicheren Rückenhalt haben, damit die Diener von Monsieur sich zu gleicher Zeit und ohne Gefahr für ihn erklären könnten. Herr von Bouillon entschuldigte sich wegen Sedan, und Herr von Valençai war von Calais vertrieben, weil der Kardinal ihn in Verdacht hatte, daß er derjenige sey, von welchem Puylaurent nach einem unterschlagenen Brief an die Prinzessinn von Pfalzburg etwas gewußt habe. Aus dem Briefe nämlich konnte man sehen, daß sie nur darauf warteten, bis „la Cave wieder in sein Bette zurückgienge;" um zu thun, was man von ihnen gebeten hatte. Damals war der Herr von Valençe gerade von seinem Posten abwesend.

Es wurde auch ein Einverständniß über die Festung Verdün entdeckt, und der Urheber davon aufgehangen.

Herr von Mouy de la Maillerave hatte sich, unzufrieden über Monsieur, seit der vorletzten Reise nach Lothringen, von diesem getrennt, weil man ihm ein Expectanzdecret zum Chevalier d'Honneur bei Madame abgeschlagen

gen habe. Er schützte einige Privatgeschäfte vor, die ihn nach Hause riefen. Monsieur fragte ihn, wann er wiederkommen würde? Es wird darauf ankommen, antwortete er, welchen Gebrauch Se Hoheit von braven Männern zu machen gedenken. Rechtschaffene Männer und treue Diener, sagte ihm Monsieur hierauf, verlassen ihn in seinen gegenwärtigen Umständen nicht.

Als Herr von Mouay nachher von den Kriegszurüstungen und dem beabsichtigten Einfall in Frankreich hörte, wollte er sich als einen Mann zeigen, der auf Ehre halte, und dem das Interesse Monsieurs sehr nahe gehe. Er schickte deshalb einen Edelmann an Se Hoheit, und bot ihm sich selbst nebst zweihundert Reitern zu seinen Diensten an, und zwar unter keiner weitern Bedingung, als daß er, was seit seiner Trennung unter ihnen vorgefallen sey, vergessen, und ihn für seinen Freund halten möchte. Da aber Monsieur voraussah, daß er sich mit seinen vorher gewählten Ministern nicht gut vertragen würde; so wollte er die von ihm angebotene Hülfe, so sehr sie für seine damaligen Plane vortheilhaft gewesen wäre, nicht annehmen. Dies veranlaßte den Herrn von Mouay nachher mit dem Kardinal von Richelieu eine Verbindung anzuknüpfen. Dieser machte ihn zum Hauptmann von seiner Kompagnie Gensd'armes, und würde ihn später gewiß noch zu wichtigeren seiner Geburt und seinem Werth angemesseneren Stellen emporgehoben haben, wenn er nicht, bei dem Rückzug des Kardinals von la Valette vor dem Heer des Galas, eine tödtliche Wunde bekommen hätte.

Monsieur sandte Monsigot nach Brüssel, um der Königinn Mutter, welche daselbst von der Infantin sehr ehrenvoll aufgenommen worden war, zu melden,

was

was in Lothringen vorgefallen sey, und um von der Infantin einen Beitrag zu den Kosten des Kriegs zu begehren, welcher mit ihrem und der spanischen Minister gutem Einverständniß unternommen würde. Von ihnen erhielt er auch verschiedenemale Zuschuß, bis auf eine Summe von fünfmalhundert fünf und funfzigtausend Gulden, die man theils zu dem Unterhalt des Hofstaats gebrauchte, theils zur Werbung einiger Cavalerie, welche Monsieur in Frankreich hatte ausrüsten lassen.

Da der Herzog von Bellegarde sah, daß man ihn nicht immer mit zu Rath ziehe, fand er sich beleidigt, so wenig Zutrauen zu besitzen, und entschloß sich, wieder nach Frankreich zurückzugehen und von Monsieur seinen Abschied zu nehmen. Er rückte eine oder zwei Meilen in Bassigni vor, und schickte von dort an den Hof, um einen Freibrief vom König zu erhalten, zugleich gab er dem Herrn von Chatalet, Aufseher dieser Provinz Nachricht von seinem Entschluß, welcher ihm wegen dieser Sache an den Hof zu schreiben versprach. Nach einigen Tagen veranlaßte dieser daselbst eine Zusammenkunft mit dem Herzog von Bellegarde, welcher sich dabei einfinden sollte. Aber er bekam, wie man glaubt, von Herrn du Chatelet unter der Hand Nachricht, daß es nicht gut für ihn seyn würde, und daß einige Reiterey auf den Weg abgeschickt sey, um ihn gefangen zu nehmen. Um diesem Hinterhalt zu entgehen, reiste er gerade noch zu rechter Zeit von dem Ort ab, wo er war. Wenn er noch eine Viertelstunde länger geblieben wäre, so würde er diesen Truppen in die Hände gefallen seyn. Er war froh, wieder nach Espinal zurück zu kommen, wo sein Aufenthalt doch noch freundlicher war als in der Bastille, ob er gleich unter den Ministern von Monsieur nicht mehr galt, als vorher.

Mon-

Monsieur schickte auch den Abt von Obazine an den Pabst, um ihm von seiner Verbindung Nachricht zu geben, da er wohl wußte, daß diese Sache große Schwierigkeiten haben würde, die er nur durch die Gunst Sr Heiligkeit würde besiegen können.

Indessen ließ der König den Herzog von Lothringen um die Ursache dieser Bewaffnung fragen, und verlangte zu wissen, ob das allgemeine Gerücht von der Verbindung Monsieurs mit der Prinzessinn Margarethe gegründet sey. Der Herzog läugnete die Heurath, und sagte: seine Armee werde dem Kaiser gegen den König von Schweden dienen. Wenige Tage nachher wurde von ihm verlangt, daß er seine Truppen über den Rhein gehen lassen sollte; widrigenfalls ihn der König mit allen seinen Kräften aufsuchen würde, um selbst bei der Hochzeit zu seyn.

Der Herzog sah, daß das Gewitter über ihn losbrechen würde, wenn er Monsieurs Armee noch länger in seinem Lande behalten würde, und daß es Monsieur schwerlich gelingen werde, ihm die Versprechungen zu halten, gegen welche er sich in diesen Krieg hatte verwickeln lassen. Sie beschlossen unter sich, die Armee sollte nach Deutschland marschieren und der Herzog wolle sie selbst anführen.

Der Prinz von Pfalzburg begab sich auch zur Armee, um keine Gelegenheit vorbeizulassen, sich Ruhm zu erwerben. Er war überdies dadurch empfindlich beleidigt, daß Puylaurent seiner Frau täglich Liebkosungen machte, über die er sich nicht beklagen durfte, da man, um dieses zum Voraus abzuwenden, ihm gesagt hatte, daß sie seine Besuche und Gefälligkeiten nur deswegen annehme, damit er Monsieur, seinen Herrn, zur Erfüllung seiner Verbindung bewegen möchte. Diese war

nämlich

nämlich zwar beschlossen; allein man mußte fürchten, Monsieur möchte seinen Willen ändern und sich davon lossagen, da die lothringische Armee nicht die große Wirkung that, welche man beabsichtigt hatte, daß der König, diese Verbindung bekräftigen sollte. Dieses konnte nur durch Gewalt der Waffen bewürkt werden, und erforderte lange Zeit. Aufschub aber war für die Sache selbst gefährlich; es konnte Monsieur Anlaß geben, zurückzutreten, wenn ihm nicht von einer andern Seite zugeredet würde, sie sogleich in Erfüllung zu bringen. Darauf müsse sie also vorzüglich dringen, und allein Puylaurent vermöge dazu Ihn zu bestimmen. Nur der Vortheil, den sie durch diese Verbindung für sich und ihr Haus hoffen könnte, sey der Grund, warum sie sich Puylaurents Neigung gefallen lasse; da sie übrigens das Verhältniß ihres Standes zu dem seinigen zu gut kenne, und ihm ohne diese Hinsicht nicht einen einzigen Besuch erlauben würde.

Die Prinzessinn bildete sich würklich ein, wenn nur ihre Schwester mit Monsieur verbunden seyn würde, so müsse sie den andern Tag schon Königinn seyn, und alsdenn würde sie durch Puylaurents Mitwirkung und Gunst alle Angelegenheiten des Königreichs lenken.

Der Prinz von Pfalzburg fand auf dieser Reise seinen Tod, den er bei seiner Abreise schon sich zu wünschen schien. Sein Ehrgeiz machte ihm ein Leben verhaßt, das er mit Unehre fortzusetzen fürchtete. Viele glaubten, Puylaurent werde nun die Prinzessinn von Pfalzburg heurathen, nach dem Beispiel des Herzogs von Joyeuse, der mit der Schwester der Königinn Luise, Gemahlinn Heinrichs des III. seines Herrn, vermählt worden war; aber die Zeit bewürkte bald bei beiden andere Gedanken.

Da

Da Monsieur von Seiten Frankreichs alle Hoffnungen fehlschlugen; so dachte er auf andere Maasregeln in Verbindungen mit den Auswärtigen. Er wußte, daß ihm kein Ausweg übrig blieb, sein Vorhaben auszuführen, als sich mit den Spaniern zu vereinigen. Deswegen schickte Er Puylaurent nach Brüssel, um mit den spanischen Ministern einen neuen Kriegsplan zum nächsten Feldzug zu entwerfen, und zugleich für Monsieur einen Zufluchtsort an diesem Hof zu sichern, im Fall, daß dieser in die Nothwendigkeit kommen sollte, Lothringen zu verlassen.

Monsieur begab sich in die Nähe von Luxemburg und erwartete Puylaurents Zurückkunft nach Vaudrenauge, um desto früher von dem Erfolg seiner Reise Nachricht zu haben.

Erst am Ende des Herbsts gieng er nach Nancy zurück. Le Coigneux und Puylaurent entzweiten sich daselbst. Der erste war der Meinung: man solle ohne des Königs Einwilligung in Rücksicht auf die Verbindung keinen Schritt weiter vorwärts thun, sondern sich zu dem Vergleich verstehen, welcher Monsieur aufs neue vorgeschlagen worden war. Dafür stimmte auch der Herzog von Bellegarde und mehrere der Minister Sr Hoheit, aus den schon angeführten Gründen.

Puylaurent hingegen behauptete: Monsieur würde zuviel an seiner Ehre verlieren, wenn er wieder nach Frankreich zurückgienge, ohne irgend eine Genugthuung für die vielen Beleidigungen des Kardinals zu erhalten. Was auch erfolgen möchte, so würde es doch rühmlicher für ihn seyn, mit den Waffen in der Hand umzukommen, als sich aufs neue den Bedrückungen des Kardinals auszusetzen. Ueber dieses würde Se Hoheit keine Sicherheit mehr am Hofe haben, der ganzen Welt

verächt-

verächtlich werden, und so sehr alles Ansehen verlieren, daß ihm niemand mehr folgen, und sich für sein Wohl interessiren würde. Von einer andern Seite erlaube ihm seine Ehre und sein Gewissen nicht, ein so heilig gegebenes Wort zur Verbindung mit einer tugendhaften Prinzessinn von edler Herkunft wieder zurückzunehmen. Man solle diese nicht einmal auf eine andere Zeit verschieben, wie einige der Meinung wären. Vielmehr müsse man davon den Anfang machen, damit der Herzog und seine Freunde, von der Rechtschaffenheit ihres Herrn völlig überzeugt, ihm desto bereitwilliger den nöthigen Beistand zur Ausführung seines Plans leisten möchten.

Er hoffe noch immer, daß viele Prinzen, Herrn und sogar ganze Provinzen in Frankreich ihm die Hände bieten würden, und glaube, die übrigen werden ihrem Beispiel nachfolgen, wenn man sie bewaffnet zu Pferde sehen würde. Dadurch hoffe er nicht nur dem König seine Einwilligung zu der Verbindung abzunöthigen, sondern auch mehrere Vortheile für Ihn und seine Untergebene zu gewinnen. Es stehe einem großen Prinzen von Monsieurs Alter schlecht an, immer den Beleidigten zu spielen und doch nie den Degen zu ziehen; er sollte wenigstens einmal sein Glück versuchen und sich nicht wieder in solche Vergleiche einlassen, bei denen er nicht seine Ehre und seine völlige Sicherheit wieder erlange.

Diese großmüthigen Gesinnungen waren ganz nach dem Sinn der Prinzessinn von Pfalzburg und des Herzogs von Elbeuf, welche alles anwendeten, um seinen Ehrgeiz noch mehr anzuspornen. Es ist wohl gewiß, daß Puylaurents Hauptzweck war, Schwager von seinem Herrn und einstigen König zu werden. Man versicherte ihn: er würde allen möglichen Antheil nehmen

an dem Ruhm, den sein Gebieter von einer so tapfern Unternehmung einärndten würde. Der brave Büssi selbst habe unter dem verstorbenen Herzog von Anjou nie so viel Achtung und Lob sich erworben, als er davon tragen würde.

Puylaurent war der erste Vertraute seines Herrn; es kostete ihn daher wenig Mühe, ihm seine Meinung einleuchtend zu machen und die von le Coigneux und dessen Anhängern umzustoßen.

Die Vermählung wurde nur noch so lange aufgeschoben, bis der Herzog von Lothringen aus Deutschland zurückgekommen seyn würde. Er brachte seine Armee in einem kläglichen Zustande zurück.

Man beschloß: es sollten nur wenige dem Feste beiwohnen, damit es nicht bekannt würde, um so mehr, da der König gerade wegen der Belagerung von Mayenvik zu Metz war, und vielleicht herbey gekommen wäre, um Rechenschaft zu fordern. Der Herzog hatte sogar dem König seine Aufwartung gemacht und ihn versichert: daß an dem allgemeinen Gerücht nichts sey; der König aber erklärte dem Herzog: daß er den längeren Aufenthalt seines Bruders in dessen Staaten nicht genehmigen könne. Er mußte deswegen noch an demselben Tag beim Fakelnschein abreisen. Die Neuvermählten trennten sich, und hielten ihre Liebe bis auf eine günstigere Zeit geheim.

Madame von Verderonne hatte Herrn von Malvoisine an Puylaurent, ihren Neffen, geschickt, um diese Verbindung rückgängig zu machen, weil sie von jeher mehr für die mit der Prinzessinn Marie gestimmt war. Da sie hörte: daß die Sache ernstlicher werde, schickte sie zu demselben Zweck einen neuen Eilboten, mit

Bewilli-

Bewilligung und auf Befehl des Siegelbewahrers von Chateauneuf, an ihn ab. Aber die Verbindung war schon acht Tage vorher vollzogen. Monsieur war schon auf dem Wege nach Luxemburg, wo er einem Wagen mit fünfmalhunderttausend Livres begegnete, welche der König zum Unterhalt seiner Truppen an den Grenzen abgeschickt hatte. Er war sehr in Versuchung ihn anzuhalten, und die rückständige Summe seines Gehalts und seiner Apanage davon abzuziehen. Aber er fürchtete, man möchte gegen den Herzog von Lothringen Repressalien gebrauchen, auf den Se Majestät ohnehin schon sehr aufgebracht war, weil er Monsieur den Aufenthalt in seinen Staaten verstattet hatte.

Der Aufnahme zu Brüssel war Monsieur gewiß, wo ihn die Königinn Mutter und die Infantin sehnlichst erwarteten. Er verweilte ein wenig zu Longwy, um seiner Bagage, bei einem beschwerlichen Wege, Zeit zu lassen ihm nachzukommen.

Mit großen Unbequemlichkeiten, wegen den schlechten Wohnungen in dem Ardenner-Wald, kam er mit seinem Gefolge durch das Luxemburgische, und begab sich 1632 zu Ausgange des Januars nach Brüssel. Der Herzog von Bellegarde entschuldigte sich, daß er nicht mitreisen könne, weil er nicht gerne in Verdacht kommen wollte, mit den Spaniern Einverständniß zu haben. Dies veranlaßte einen Streit zwischen ihm und Puylaurent, den er durch seinen Neveu, den Marquis von Montespan, herausfordern ließ. Aber Monsieur versöhnte sie sogleich wieder. Auch der Graf von Moret trug dazu bei, als Freund vom Herzog von Bellegarde und dem Herzog von Elbeuf, welcher damalen sehr für Puylaurent eingenommen war.

Aus der nemlichen Ursache gerieth der Herr von Montespan mit de la Vaupot in Streitigkeiten, die aber auch sogleich beigelegt wurden.

Die Herrn Coigneux und Monsigot erhielten damals ihren Abschied, mit dem Versprechen, daß sie wieder angestellt werden sollten, wenn man in Frankreich seyn würde.

Dem Herrn von Caspere, Rath im Conseil Sr Hoheit und Hofsecretär wurde die Stelle des ordonnirenden Secretärs (Secretaire des Commendemens) übertragen, und ihm zugleich aufgegeben, dem Herrn le Coigneux die Siegel abzunehmen. Dieser weigerte sich, sie abzugeben In Ermanglung derselben bediente man sich des großen Placarts zu den Ausfertigungen.

Bei Monsieurs Ankunft zu Brüssel, befahl die Infantin: der ganze Hof solle ihm entgegen gehen. Auch der Marquis von Aytone, Dom Gonzales von Cordova, der Herzog von Veravaz und andere Vornehme machten ihm ihre Aufwartung. Man gab ihm die besten Zimmer im Pallast, wo die Tafeln für ihn und seinen ganzen Hof bereitet waren. Außer Monsieurs Tafel bekam Herr von Puylaurent eine von funfzehn Couverts. Die Haushofmeister, die Obercontroleure, die gewöhnlichen Edelleute und andere in Dienst stehenden Personen hatten eine zu zwanzig. Noch eine andere von dreißig Gedecken war für die Adelichen, die Monsieur gefolgt waren, und nicht in seinem Sold stunden. Die Bediente von der Kammer und der Garderobe hatten ihre besondere; so auch die geringeren Bediente. Alle diese Tafeln wurden mit Fleisch besetzt und von den Bedienten des Pallastes bedient, so lange Monsieur sich in Flandern aufhielt; dies war vom

28sten

28sten Januar 1632 bis auf den nächstfolgenden 18ten Mai.

Zu Ruel arbeitete man an dem Proceß des Marschalls von Marillac, welchen Richelieu in Piemont hatte gefangen nehmen lassen. Er setzte Kommissarien, die ganz unter seinem Willen stunden. Die Königinn Mutter hatten den Richtern erklärt: sie werde sie für ihre eigene Person belangen, wenn sie das Todesurtheil aussprechen würden. Monsieur gebrauchte dieselben Drohungen. Sie halfen zu nichts, als die Execution des Gefangenen zu beschleunigen.

Monsieur suchte sogleich nach seiner Ankunft zu Brüssel, seine eigenen Angelegenheiten zu besorgen, so lange ihm noch sein Unterhalt von den Spaniern gewiß war. Er und die Königinn Mutter waren auf andere Mittel bedacht, um Geld zu machen, weil sie wußten, daß man zu einer solchen Unternehmung nicht leicht zuviel haben könne. Beide schickten ihre Edelsteine zum Versatz nach Amsterdam. Sie übertrugen diese Bestellung dem Herrn von Dourchant, dem sie Briefe an den Prinzen von Oranien und an Herrn von Bouillon zuschickten, da dieser damalen bei den Staaten, in großem Ansehen stund. Sie baten, den Herrn von Dourchant mit ihrem Credit und Ansehen zu unterstützen. Herr Destissac wurde nachher mit einem Paß, welchen Herr von Dourchant von den Staaten erhalten hatte, zu demselben Endzweck abgeschickt. Er hatte zu Brüssel die Königinn Mutter und Monsieur zu sprechen gesucht.

Monsieurs Ankunft machte den Spaniern viele Freude, und erfüllte sie mit großen Hoffnungen. Sie setzten voraus: der Krieg in Frankreich werde die Macht des Königs beträchtlich schwächen. Wenn er in seinem

eigenen Lande zu thun habe, so werde er den Feinden des östreichischen Hauses nicht mehr kräftigen Beistand leisten können; dadurch müßten also ihre Angelegenheiten in Flandern einen merklichen Vortheil erhalten.

Der Plan dieses Kriegs war nun theils auf den fremden Beistand der Spanier gegründet, theils auf das Versprechen, welches Herr von Montmorenci gegeben hatte, Monsieur zu dienen und ihn in seinem Gouvernement in Languedoc aufzunehmen. Diese Unterhandlung geschah durch den Bischoff von Alby, und seinen Neffen, den Herrn von Delbennes.

Der Herr von Montmorenci, welcher dem Kardinal von Richelieu, während seiner Zwistigkeiten zu Lyon mit der Königinn Mutter, ganz ergeben gewesen war, hatte geglaubt, die Belohnung für einen so ausgezeichneten Dienst müßte unmittelbar darauf erfolgen. Er erwartete die Citadelle von Montpellier zu erhalten, die er sich längst gewünscht hatte. Da er sich nun in seinen Hoffnungen betrogen fand, und man ihm gar nichts zu sagte, wurde er empfindlich, der Getäuschte zu seyn, und suchte Gelegenheit sich zu rächen. Seine Frau, die ihn schon anfänglich zu Lyon, und nachher immer gebeten hatte, die Parthey der Königinn Mutter zu nehmen, fand ihn jetzt sehr bereit, ihrem Willen zu folgen. Dem Bischoff von Alby entgieng dieser für Monsieurs Absichten so günstige Umstand nicht. Er wendete alles an, um ihn zu benutzen. Er machte dem Herzog Vorstellungen, wie rühmlich es für ihn seyn würde, Personen von so hohem Stande wieder aufzuhelfen, die nur von ihm die Wiederherstellung ihres Ansehns erwarteten. Diese Unternehmung sey nicht die erste dieser Art. Der Herzog werde sich erinnern, daß Herr von Epernon derselben Königinn einen gleich ausgezeichneten

neten Dienst erzeigt habe, trotz den beiden des Luynes, die sie in dem Schloß zu Blois gefangen hielten. Mit glücklichem Erfolg habe er unternommen, sie zu befreyen, da er doch dazu mit zweihundert Edelleuten, von Metz habe herbeikommen müssen, um sie zu Loches zu empfangen; welches unter dem Beistand des Bischoffs von Toulouse, und seines Sohns, des nachherigen Kardinals von la Valette geschehen sey. Von dort aus habe er sie gleichsam im Triumph in sein Gouvernement von Angoulesme begleitet. Von daher haben sie alsdann ihre gerechten Klagen gegen die des Luynes wegen der schimpflichen Behandlung der Königinn vor den König gebracht, welcher gerne vergessen habe, was darauf in dem Kriege von Pont de Ce vorfiel, welchen selbst der Bischoff von Lüçon unter der Hand nur deswegen veranlaßt habe, um sich den Weg zur Kardinalsstelle zu bahnen. Um diese nämlich habe derselbe sich schon lange vorher beworben, und deswegen mehrere Anschläge und Schmähschriften gegen die alten Minister gemacht, in der Absicht, endlich selbst an das Staatsruder zu gelangen. Der König aber habe die Königinn Mutter nicht allein wieder begnadigt, sie in ihr voriges Ansehen gesetzt, ihr sein Vertrauen wieder geschenkt, und sie an den Staatsgeschäften Antheil nehmen lassen, sondern ihr auch verwilligt, daß der Herzog von Epernon wegen des angeblichen Verbrechens, sie mit bewaffneter Hand und gegen den Befehl des Königs aus dem Schloß Blois befreit zu haben, völlig freigesprochen wurde, mit der Erklärung: daß er alles dieses zum Dienste des Königs und für das Wohl seines Staats gethan habe.

Nach diesem Beispiel stellte der Bischoff dem Herrn von Montmorenci vor, solle er, als einer der Angesehensten im Reiche, als Abkömmling aus dem berühm-

testen und ältesten Hause, ein ähnliches Vorhaben durchsetzen, und hiezu das Zutrauen und die Anhänglichkeit gebrauchen, welche er sich nicht allein bei dem Adel, sondern auch bei den übrigen in Languedoc erworben habe. Der Erfolg werde ihm um so mehr zum Ruhm gereichen. Da er zugleich Mutter und Sohn gegen die Bedrückungen eines Ministers gerächt haben werde; der Minister aber vor aller Welt für einen Undankbaren, und für den schlechtesten gelte, welchen man je gehabt habe, und der sich allein auf die königliche Gewalt stütze.

Um die Schwierigkeiten zu heben, denen der Herzog bei Ausführung dieser Unternehmung entgegen sah, und die ihm sein Diener und Vertrauter Soudeille, ein Edelmann aus Limosin, aus treuer Besorgniß oft genug vorstellte, vergrösserten den Bischoff von Alby und sein Neffe die Macht, mit welcher Monsieur ankommen würde, und das Zutrauen, welches der Herzog von Montmorenci in seinem Gouvernement habe, nebst der Bereitwilligkeit, mit welcher ganz Frankreich seinem Namen und seiner Person dienen würde. Er stellte ihm vor, daß er nichts geringeres hoffen dürfe, als der dritte Conetable seines Hauses zu werden und diesen Degen bei demselben gleichsam erblich zu machen, daß auch alles, was er sowohl in Rücksicht auf Languedoc als in Beziehung auf den Hof verlangen würde, ihm verwilligt werden müßte.

Diese Vorstellungen und der persönliche Haß des Herzogs brachten ihn endlich dahin, die Schwierigkeiten zu überspringen. Er gab dem Bischoff mündlich und schrifftlich sein Wort. Dieses Versprechen wurde Monsieur zugeschickt, mit der Bedingung, daß er nicht eher von Brüssel abreisen sollte, als zu Ende des Augusts, um den Landständen Zeit zu lassen, den Geld-Beitrag

zu

zu beschließen, den sie dem Könige geben sollten, und welchen er für Monsieurs Plane benutzen zu können glaubte. Diese Ständeversammlung konnte vor dem Monat September nicht zu Ende seyn. Er empfahl auch Monsieur, alles geheim zu halten, und bat ihn nicht übel aufzunehmen, wenn er dem Hof durchaus das Gegentheil melde. Dies geschehe blos, um das Spiel mehr zu verbergen, und um desto mehr Mittel zu bekommen, Sr Hoheit zu dienen. Auf sein Wort aber dürfe er sich verlassen.

Man wußte, daß er schon bei andern Gelegenheiten zu Monsieur gesagt hatte: er wolle ihm einst noch einen ausgezeichneten Dienst erweisen, und er würde nicht zufrieden sterben können, ehe er dieses Versprechen erfüllt haben werde.

Monsieur wünschte in dieser Lage zu bleiben, und reiste ungerne früher ab. Er konnte aber den Bitten des Herzogs von Lothringen nicht widerstehen, welcher verlangte: man solle vor der Zeit den Einfall machen, um die Macht des Königs abzuhalten, welche auf Lothringen gerichtet war. Dieses that aber doch nicht die Würkung, welche sich der Herzog versprochen hatte.

Der König schickte nichts destoweniger alle seine Truppen dahin ab. Sie überfielen den Herzog unversehens, und nöthigten ihn, einen Tractat wegen Clermont und Stenay einzugehen, in den er sonst nicht eingewilligt haben würde.

Schon war der 18. Mai da und der Herzog drang immer auf Monsieurs Abreise. Zu Trier sollten sich die Truppen versammlen. Sie bestunden aus vier bis fünftausend Pferden, in zehn Deutschen, Lüttichischen und Neapolitanischen Cavalerie-Regimentern, unter denen drei oder vier sehr gut waren, namentlich das des

Granges Liegvis. Die übrigen waren Räuber und Ausschuß der Spanischen Armee. Dom Gonzales hatte sie nach einem Befehl aus Spanien Monsieur übergeben. Se Hoheit ließ noch französische Cavalerie dazu stoßen. Außer diesen waren die Kompagnien der Gens d'armes, und der leichten Reuter, welche zusammen tausend bis zwölfhundert Pferde ausmachten. Die Generallieutenants Stelle übergab er dem Herzog von Elbeuf.

Ehe Monsieur nach Frankreich marschierte, mußte er noch von dem Hofe zu Brüssel Abschied nehmen, bis sein ungünstiges Schicksal ihn zum zweitenmal dahin führte. Die Infantin, nicht zufrieden, daß sie während vier Monaten Monsieurs Haus so gut unterhalten hatte, wollte auch noch gegen ihn und die Seinigen ihre Großmuth und Freigebigkeit bis zu seiner Abreise fortsetzen. Jeder Prinz, jeder Edelmann und die vornehmsten Officiere erhielten Geschenke, entweder Edelsteine, oder goldene Ketten mit der Medaille des Königs von Spanien. Sie ließ für Monsieur mehrere Coffer mit Kriegs-Kleidungen, Wäsche und andern Kleidungsstücken füllen, und ihm durch ihren Pagador (Schatzmeister) hunderttausend Patagons zu den Reisekosten ausbezahlen. Da sie wußte, daß Monsieurs Leute ihr Geld zur Reise nöthig haben würden; so verbot sie ausdrücklich allen Dienern des Pallasts, bei Verlust ihres Amts, ihnen für die geleisteten Dienste irgend etwas abzufordern, oder von ihnen anzunehmen, und behielt sich vor, sie selbst zu belohnen. Sehr zufrieden und dankbar für die vielen Gunstbezeugungen und gute Behandlung der Prinzessinn, trennte sich Monsieur, nachdem er von der Königinn seiner Mutter Abschied genommen, und von beiden die Glückwünsche zu seiner Reise empfangen hatte. Auch von Donna Bian-

ca,

ca, der Tochter von Dom Carlos Colonia, einer der Hofdamen der Infantin, deren Liebhaber Er gemacht hatte, mußte er sich verabschieden, um sie zu versichern, daß seine Leidenschaft nicht aufhören würde, ungeachtet er gezwungen sey, sich von ihr zu trennen. Die andern Fräulein im Pallast hatten auch jede ihren Liebhaber unter den Franzosen, von denen sie täglich Gefälligkeiten annahmen; aber auf spanische Weise; das heißt: sie sahen sich nur durch sehr hohe Jalousieen, wo es ihnen sehr schwer wurde, sich einander verständlich zu machen. Nur an den Audienztagen war es den Cavalieren erlaubt, ihre Damen in Gegenwart der Infantin und des ganzen Hofs zu unterhalten.

Der Graf von Bügnoi war erklärter Diener von dem Fräulein von Bergues, deren Schönheit und Liebenswürdigkeit aber ihr mehrere Anbeter verdienten. Einer der ersten darunter war der Graf von Brion. Dieser, obgleich ein Freund von dem Grafen von Büquoi, wurde sein Nebenbuhler und entzweite sich mit ihm. Es wäre vielleicht noch zu Thätlichkeiten unter ihnen gekommen, wenn ihre Dame nicht beider Gefälligkeiten mit gleicher Unbeweglichkeit aufgenommen hätte. Sie stund schon in Heuraths-Unterhandlungen mit dem Herzog von Bouillon, dem sie alle ihre Gunstbezeugungen vorbehielt, bis sie sich plötzlich vom Brüßler Hof entfernte, um der Geschichte ein Ende zu machen. Da die beiden Cavaliere in ihren Erwartungen gleich sehr betrogen waren, so trennten sie sich nachher wieder als gute Freunde.

Uebrigens entstunden mehrere Streitigkeiten und Schlägereien unter den Vornehmsten an Monsieurs Hof, die durch Se Hoheit beigelegt wurden. Doch konnte dies nicht ohne den Verlust des Baron von Vaucelas geschehen, welcher zu Rochebonne Secundant war, und

und an einer tödtlichen Wunde, einige Tage nachher, starb. Er wurde als ein rechtschaffener und wohlgebildeter Cavalier sehr bedauert.

Monsieur war schon seit vierzehn Tagen zu Trier, wo alle spanischen Truppen angekommen waren, und konnte sich nun von dem Marsch nach Frankreich nicht mehr los sagen. Die Gründe des Herrn von Montmorenci hatten ihn zwar überzeugt, und er sah die Folgen davon wohl ein. Allein da er einen langen Weg zu machen hatte, und man doch sobald nicht wissen konnte, von welcher Seite er einfallen würde, von Poitou, Guyenne oder Languedoc her, da er vielmehr diese Provinzen so wie mehrere andere zugleich in Furcht setzte; so glaubte er, sein Vorhaben könne verborgen bleiben, und Herr von Montmorenci werde durch seinen langen Marsch Zeit genug gewinnen, um alles bis zu Monsieurs Ankunft vorher in Ordnung zu bringen.

Richelieu wurde von allen Seiten benachrichtigt, Monsieur käme über Languedoc. Aber er konnte sich nicht vorstellen, daß Herr von Montmorenci ihn dazu aufgefordert habe. Der Kardinal hielt diesen seit der Reise nach Lyon für seinen besten Freund, und glaubte nicht, ihm Anlaß gegeben zu haben, diese gute Meinung für ihn zu ändern. Auch konnte er keinen Vortheil für Herrn von Montmorenci dabei voraussehen, wohl aber sein unausbleibliches Verderben. Die Betheurungen von unverletzlicher Treue, welche er in mehreren Briefen dem Könige gemacht hatte, erlaubten auch Sr Majestät nicht, dem allgemeinen Gerücht vom Gegentheil zu glauben.

Monsieur war den 4. Jun. 1632 von Trier abgereist, und nahm den Weg über Lothringen, um seine Gemahlinn bei der Durchreise heimlich zu sehen. Er

hatte

hatte nur wenige Leute bei sich, und blieb nur einen Tag. Er versicherte sie seiner Treue, sagte ihr ein Lebewohl und kehrte wieder zu seiner Armee zurück um seinen Marsch durch Bar fortzusetzen, und über Bassigni in Frankreich einzufallen.

La Riviere und Goulas wurden wieder von der Prinzessinn von Pfalzburg begnadigt, mit der Bedingung, daß sie sich für das Lothringische Haus verwenden und nichts gegen die Verbindung unternehmen sollten. Sie versprachen eidlich, alles zu thun, was in ihren Kräften stünde.

Schon bei dem Gerücht von Monsieurs Anmarsch verließ jedermann das Land und zog sich in die Städte zurück. Die Armee fand alle Städte und Häuser auf dem Lande leer, ohne Lebensmittel und Hausgeräthschaften. Den Truppen konnte aber doch der nöthige Unterhalt verschafft werden, weil sie einen freien Raum hatten, und ihre Quartiere ausdehnen konnten, ohne einen Ueberfall vom Feinde befürchten zu dürfen, den sie noch nicht vor sich hatten. Die Einwohner der Städte, welche Häuser auf dem Lande hatten, fürchteten, man möchte sie ihnen verheeren, und kauften sie mit Geld oder Lebensmitteln los, die sie der Armee zuschickten. Auf diese Art litten die Truppen keinen großen Mangel, besonders da die Jahrszeit ihnen überall Früchte und Futter im Ueberfluß anbot.

Die Deutschen, Croaten und Neapolitaner machten große Unordnungen, und plünderten am häufigsten Monsieurs eigene Leute, wenn diese sich Vorrath geholt hatten oder welchen holen wollten. Auch unter den Franzosen herrschte keine viel bessere Ordnung.

Langres verweigerte uns den Durchzug; es blieben also nur die kleinen Orte offen. Von Bassigni kamen wir

nach

nach Bourgogne. Monsieur stund in gutem Vernehmen mit Dijon, und hoffte daselbst aufgenommen zu werden. Aber nach dem Beispiel, das Langres gegeben hatte, durfte man dies von der Hauptstadt einer so mächtigen Provinz nicht erwarten. Monsieur sandte einen seiner adelichen Dienstleute, den Herrn von Valbelle, an das Parlement dahin. Er war aus dieser Stadt gebürtig, und sollte, im Fall sie sich weigerten, sie durch Drohungen zwingen. Dadurch wurden sie aber nur noch mehr erbittert, und vertheidigten um so hartnäckiger die Rechte ihres Königs. Sie richteten mehrere Kanonen auf uns, und sogar Monsieur war in Gefahr. Dies verursachte einige Unordnung in der Gegend der Stadt, besonders in dem Hause einer der Richter des Marschalls von Marillac.

Wir umgiengen Bourgogne und die Grafschaft Charolois, und setzten bei Digoins über die Loire. Herr von Montmorenci beklagte sich über Monsieurs Voreiligkeit bei der Nachricht von dem Vordringen in Bourbonnois, und erklärte, daß er ihm alle Mittel benehme, ihm zu dienen. Er bat Se Hoheit zu versuchen, ob es in einer andern Provinz nicht besser gelingen würde. Sollte auch dies fehlschlagen; so sey er entschlossen, alles für ihn aufs Spiel zu setzen.

Wir setzten unsern Weg weiter fort, und kamen über Allier durch die Brücke von Vichi, um in Auvergne einzudringen. Auf dem Wege von Coiset, wo der Baron von Saligni stund, wurden wir mit mehreren Kanonenschüssen begrüßt. Die Armee hatte wenig Strapatzen, und doch beklagten sich besonders die Fremden, über einen so anhaltenden Marsch. Dies nöthigte Monsieur einige Tage zu Vichi Halt zu machen.

chen. Bei jedem Nachtlager verlangten sie Geld. Ungeachtet man ihnen nie welches gab, so wurden sie doch immer durch Herrn von Elbeuf besänftigt und kehrten jedesmal zufrieden zurück. Er bezahlte sie mit Hoffnungen und schönen Worten, mit denen er sehr freigebig war.

Bald nachher kamen wir nach Limagne, wo die schönsten Früchte der Jahrszeit bald von der Armee abgeleert waren. Von da folgten wir dem Weg nach Rovergue.

Wir hatten schon zwei Drittheile des Königreichs durchzogen, und weder eine Stadt noch Gemeinde, selbst nicht ein einziger Edelmann hatte sich, wie man hoffte, und wie es bei der großen Anzahl der Unzufriedenen in Frankreich zu erwarten war, für Monsieur erklärt. Darüber beklagte sich Monsieur öfters. Auch entschuldigte er sich nachher damit, wenn man ihm überreden wollte, für das allgemeine Wohl, und die Erleichterung der Völker die Waffen zu ergreifen. Herr von Chavaignac und einige seiner Freunde unter dem Adel waren die ersten, welche sich Monsieur anboten ihm zu dienen und zu folgen.

Die einzige Unbequemlichkeit bei unserm Marsch war, unsere Wagen über die Berge von Escarpoulette und Milan zu bringen. Es gelang uns aber dennoch, und wir kamen zu Anfang des Augusts endlich nach Lodeve, der ersten Stadt, von welcher man auf dieser Seite in das Gouvernement des Herrn von Montmorenci kömmt. Wir blieben hier drei Tage. Von da kamen wir nach Pezenas, wo wir übernachteten, und wo Herr von Montmorenci Monsieur aufsuchte. Den folgenden Tag begaben wir uns nach Beziers. Dort blieb man einige Tage, um die Truppen ausruhen

zu

zu lassen, und um die Aushebungen der Infanterie abzuwarten, welche Befehl erhalten hatten in Languedoc zu uns zu stoßen.

Man hatte noch mancherlei Dinge zu Monsieurs Einrichtung in dieser Provinz in Ordnung zu bringen, und wenn seine Unternehmung gelingen sollte, mußte man die Vorkehrungen schnell treffen, damit der König nicht zuvorkommen konnte. Die Landstände thaten nichts weiter, als daß sie auseinander giengen, und Herr von Montmorenci bewirkte nicht, was er von ihnen erwartet hatte. Herr von Emeri und Herr von Verderonne, welche als Staatsräthe und Oberaufseher im Namen des Königs dabei waren, verweigerten ihm nach einem ausdrücklichen Befehl von Hofe die Disposition über die von den Landständen verwilligte Summe. Der König wußte schon den Abfall des Herrn von Montmorenci, und ließ ein Manifest gegen ihn und gegen alle ergehen, welche auf Monsieurs Seite treten würden.

In dieser Zeit starb der Marschall Desiat, welcher die deutsche Armee commandirte. Bei dieser Nachricht sagte Richelieu, welcher ihn sehr schätzte und liebte: er wisse kaum, welches von beiden, die Nachricht von dem Tod seines Freundes oder die von seiner Untreue ihn mehr kränke.

Im geheimen Rath seiner Majestät wurde beschlossen, zwei Armeen aufzustellen. Eine solle unter dem Marschall von la Force, durch Nieder-Languedoc vorrücken, die andere aber von dem Marschall von Schomberg gerade gegen Monsieur angeführt werden.

Herr von Montmorenci überredete Monsieur nach Baucaire zu marschiren, um auch noch der Stadt versichert zu werden, wie man es schon vom Schlosse war,

wo

wo der ihm ergebene Herr von Perolz Gouverneur war.

Monsieur machte sich auf den Weg, und glaubte die Einwohner würden sich bei seiner Annäherung ergeben. Auf ihre Weigerung beschloß man Sturm zu laufen, ungeachtet man nicht Zeit gehabt hatte, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, und Monsieur nur die Freiwilligen und Adelichen von seiner Hofhaltung bei sich hatte, welche zusammen fünf bis sechshundert Mann ausmachten. Die Truppen, wovon die eine Hälfte der Herzog von Elbeuf, die andere der Herzog von Montmorenci anführen sollte, waren eben im Begriff, das Wagstück zu beginnen, als man fünfhundert Soldaten über die Rhone kommen sah, welche der Marschall von Vitri, der nach Tarascon geeilt war, den Einwohnern von Baucaire zu Hülfe schickte. Unsere Anführer wollten dennoch ihr Vorhaben nicht aufgeben, weil sie es für ihre Ehre nachtheilig hielten, davon abzustehen. Es war aber ein Glück für alle, daß Chaudebonne die Stelle des Generalissimus über sich nahm und die Unmöglichkeit einer solchen Unternehmung aufs ernstlichste vorstellte, da wahrscheinlich der ganze Adel dabei umgekommen wäre; was jeder nachher auch einsah.

Bei dem Rückzug sagte Herr von Montmorenci zu Herrn von Puylaurent: haben wir erst Schomberg geschlagen, so werden uns die Städte nicht fehlen. Also; los auf ihn! Ist uns das Glück dabei nicht günstiger, so müssen wir wieder zu Brüssel Hof halten!

Nach diesem fehlgeschlagenen Versuch mußte sich Monsieur zurückziehen. Er wagte es, seine Armee zu theilen. Mit der einen Hälfte sollte der Herzog von Elbeuf gegen den Marschall von la Force ziehen, und

mit der andern zog Se Hoheit in Schlachtordnung gegen Beziers zurück. Man bekam Nachricht: der Marschall von Schomberg, welcher den Weg nach Limosin genommen hatte, sey schon bis St. Felix, einer kleinen Stadt, drei Meilen von Castelnaudari, vorgerückt und habe die Gensd'armes, die Chevauxlegers von der Garde des Königs und andern Ordonnanz-Compagnien, die zusammen dreitausend Pferde ausmachten. Außer diesen habe er noch funfzehnhundert auserlesene Musquetiere aus dem Garden-Regiment des Königs bei sich, die man beritten gemacht hatte, um schneller vorrücken zu können.

Herr von Montmorenci ließ die Infanterie eiligst aufbrechen, und befahl die Kanonen aufzuführen, damit alles in Bereitschaft sey, wenn Monsieur marschieren wollte. Dieser war jetzt gerade zu Beziers angelangt, da man Nachricht von der Belagerung von St. Felix erhielt. Herr von Montmorenci wollte diesem Ort zu Hülfe kommen, um den Waffen Sr Hoheit Ehre zu machen.

Zu Ende des Augusts giengen wir von Beziers ab; den 1. September verließen wir das Quartier von Villepointe. Mit Anbruch des Tags zogen wir gegen Castelnaudari, um diesen Posten noch vor der Ankunft des Marschalls von Schomberg einzunehmen. Man glaubte ihn noch bei der Belagerung von St. Felix beschäftigt; aber durch eine Capitulation, die für die Festungsinhaber vortheilhaft war, hatte er sich schon davon Meister gemacht. In derselben Absicht war er auf dem Wege nach Castelnaudari, und hatte seine Maasregeln so gut genommen, daß er schon fast eben so nahe bei dieser Stadt war als wir.

Monsieurs Armee stund auf einer Anhöhe; Eine Viertelmeile davon links lag die Stadt. Der Marschall

schall von Schomberg war gerade aus einem kleinen Hölzchen vorgerückt und marschirte in schönster Ordnung über eine Wiese, in der Absicht, sich zwischen uns und die Stadt zu stellen, welches ihm nicht schwer wurde. Monsieur mußte erst über eine kleine Brücke, ehe er seine Schlachtordnung bilden konnte. Der größte Theil seiner Infanterie war noch eine starke Viertelmeile zurück. Indessen bemächtigte sich der Marschall von Schomberg eines sehr vortheilhaften Postens, dem man wegen mehrerer Gräben und Hohlwege schwer beikommen konnte.

Herr von Montmorenci wollte sogleich allein mit seinem Stallmeister den Feind recognosciren, und bat Monsieur um die Erlaubniß. Dieser fürchtete, es möchte zum Handgemeng kommen, und er würde anstatt wieder zurückzugehen sich mit Pistolen herumschießen. Er wollte ihn daher davon abhalten, und stellte ihm vor, daß er das Glück der Königinn Mutter und das Seinige in Händen habe. Er bat und befahl ihm, sich nicht zu übereilen. Ueberdies gab er dem Grafen von Rieux Befehl, ihm überall zu folgen, und ihn an sein Versprechen zu erinnern: daß er wieder zurückkommen, und die Ordre zur Schlacht abwarten wolle.

Jetzt gerade wurde von Seiten des Königs durch Herrn von Cavoys ein Vergleich angebotten, auf den aber Monsieur erst nach geendigter Schlacht antworten wollte. Seine Ehre erlaubte ihm nicht, jetzt darauf zu hören, da er schon den Degen gezogen hatte, und auf dem Punct war den Streit durch die Waffen zu entscheiden. Dagegen hatte er auch nach einem unglücklichen Ausgang, wie dieser bald darauf erfolgte, nur noch von der Güte des Königs etwas zu hoffen.

Der Graf von Moret hatte seinen Posten auf der linken Seite, und Herr von Montmorenci auf der rechten. Nach der Ordre sollte keiner angreifen, bis die ganze Infanterie und Cavalerie erst beisammen seyn, und man vorher Kriegsrath gehalten haben würde. Der Graf von Moret aber brannte vor Verlangen, sich mit seinen ersten Waffen Ruhm zu erwerben. Er sah eine Compagnie Cavalerie nahe bei sich und konnte sich nicht enthalten, sie zu necken und auf sie mit den Pistols Feuer zu geben. Der Hauptmann Bideran erwartete ihn standhaft, und schoß ihn in den Leib, so daß er zwei Stunden nachher starb. Peché, sein Stallmeister, wurde auf der Stelle getödtet und einer von seinen Leuten verwundet.

Herr von Montmorenci hörte den Lerm und erfuhr, daß der Graf von Moret angegriffen habe. Dieser Eingriff in sein Geschäft, welcher seiner Ehre nachtheilig schien, erbitterte ihn. Zorn und Eifersucht ließen ihn vergessen, wer er war, und was er Monsieur versprochen hatte. Er sprengt über mehrere Gräben, und stürzt wüthend unter die Königlichen, wie wenn er mächtig genug wäre, allein sie niederzuschlagen. Seinem Stallmeister wurde das Pferd unter dem Leibe todtgeschossen und der Arm zerschmettert. Der Graf von Ricux wollte einen zweiten Versuch machen, über einen Graben zu setzen, und fiel durch einen Musketenschuß, der ihm mitten in den Leib gieng, todt nieder. Man konnte nichts gutes mehr erwarten. Der Herzog von Montmorenci wagte sich noch weiter vor. Zehn bis zwölf Wunden, die nicht tödtlich waren, hätten ihn nicht muthlos gemacht, wenn nicht sein Pferd unter ihm gefallen wäre. Nun, da er zu Fuße war und sich durch den Blutverlust seiner Wunden sehr ermattet fühlte, lehnte er sich an den Abhang eines Grabens, und erwar-

erwartete, daß jemand ihm zu Hülfe kommen würde. Saint Preuil, der Sergeant de Bataille bei der königlichen Armee, hörte ihn mehreremal rufen: Zu mir, zu Montmorenci! Er that aber, als ob er ihn nicht hörte, um den Seinigen Zeit zu lassen, ihn wieder in ihre Hände zu bekommen. Ein Sergeant von der Garde hingegen hatte nicht so viel Ehrfurcht gegen ihn. Dieser nahm ihn gefangen und überlieferte ihn dem Herrn Saint Preuil.

Die andern Edelleute und Freiwilligen bei Monsieurs Armee, welche auf Befehle warteten, dem Herrn von Montmorenci, im Fall es nöthig seyn würde, zu Hülfe zu kommen, hörten nun: daß er gefangen sey, und wollten ihm frei machen. Allein es war zu spät, da man ihn schon nach Castelnaudari geschickt hatte. Der Graf von Feuillade, der Chevalier von la Frette, der Baron von Congi, die Herrn von Lordois, von Villeneuve, und von Foreſt wurden getödtet, die Herrn von Monnymes und von Monthedon — ersterer tödtlich — verwundet. Der Chevalier von Bueil und Herr von Saint-Florent wurden gefangen genommen.

Durch des Herrn von Montmorenci Gefangennehmung wurden Monsieurs Hoffnungen mit einemmal vernichtet. Da diese Parthei nur durch seinen Credit in einer Provinz bestehen konnte, wo er Gouverneur war und in großem Ansehen stund; so konnte man sogleich ihr gänzliches Verderben voraussehen. Die in Languedoc ausgehobenen Truppen liefen auf der Stelle auseinander; die andern verloren vollends allen Muth, bei dem Anblick der Leichen, welche auf der Brücke lagen. Herr von la Ferte-Imbaud bat die Gens-d'armes von Monsieur, so sehr er konnte: sie möchten in die Schlacht gehen; der Schrecken war zu groß, und

nichts konnte sie wieder dahin bringen. Auf allen Seiten sah man ganze Compagnien zu Pferde fliehen. Herr von Elbenne, der Oheim, stellte sich den Fliehenden entgegen, um sie zurückzubringen, aber auch dies mißlang; und wenn der Marschall von Schomberg nur zweihundert Reuter nachgeschickt hätte, so hätte er Monsieur mit allen, welche bei ihm waren, zu Gefangenen gemacht, so groß war ihre Bestürzung und Unordnung.

Ich war damalen bei Sr Hoheit und kam, da ich ihn genau beobachtete, mit Wahrheit sagen: daß er sich nicht allein bei der Gefahr, in welcher er sich befand, nicht zu fürchten schien, sondern auch verschiedenemal mit den wenigen Truppen, die ihm geblieben waren, sich gerade unter seine Feinde gestürzt haben würde, wenn ihn nicht seine vornehmsten Diener und Räthe, welche wohl wußten, daß er nicht wieder zurückkommen würde, davon abgehalten hätten.

Es wurde Kriegsrath gehalten, und da kein Ausweg möglich war; so dachte man nur darauf, Monsieurs Person in Sicherheit zu bringen, und sich in der möglichsten Ordnung zurückzuziehen. Man beschloß dies bei einbrechender Nacht zu thun, und wieder das Quartier in Villepainte zu nehmen, von wo wir ausgegangen waren.

Am folgenden gieng man nach Montreal. Drei Tage nachher, nachdem sich Monsieur wieder gesammelt hatte, riethen ihm seine Anhänger, der Nothwendigkeit nachzugeben und zu der Gnade des Königs seine Zuflucht zu nehmen.

Madame von Montmorenci, welche schon zu Monsieur gereist war, vereinigte ihre Bitten damit. Sie glaubte, er würde durch den Weg der Unterwürfigkeit eher

eher die Freiheit ihres Mannes erhalten, als wenn er sich in die Grafschaft Roussillon zurückzöge, wie einige es für gut fanden, indem Herr von Fargis, welchen Monsieur gleich bei seinem Einfall in Languedoc nach Spanien geschickt hatte, zu derselben Zeit mit der Versicherung zurückgekommen war: daß der König von Spanien ihm in den nächsten Tagen Mannschaft und Geld zuschicken würde, wodurch Monsieur sich in den Stand setzen könnte, mit bewaffneter Hand den Herrn von Montmorenci zu befreien. Dies aber war eine eingebildete Hülfe; ein so dringendes Uebel erforderte auch dringendere Hülfsmittel.

Monsieur sandte den Herrn von Chaudebonne an den König. Zu gleicher Zeit wurde Herr von Aiguebonne, sein Bruder, von dem Hofe abgeschickt, um Monsieur zu sagen, daß Se Majestät immer bereit seyn würden, ihn zu Gnaden aufzunehmen, wenn er mit festem Entschluß zu seiner Pflicht zurückkehren und nie wieder dergleichen Fehler begehen würde.

Se Hoheit gieng nach Beziers, und erwartete die Nachrichten vom Hofe. Zugleich wollte er sich der Stadt versichern; denn es schien, als ob sie ihm den Eingang verweigern wollte.

Als der Herzog von Elbeuf von diesem Umwege benachrichtigt wurde, kam er mit seinen Truppen zu Monsieur, um zu sehen wie es mit den Tractaten stünde. Er fürchtete: Monsieur möchte zu Aufhebung seiner Verbindung gezwungen werden, für welche das ganze Lothringische Haus und besonders er selbst so viel gethan hatte.

Herr von Boullion und der Marquis von Fossés überbrachten des Königs Willensmeinung, zu welcher Monsieur sich verstehen mußte. Sie enthielt folgen-

des: 1) Monsieur sollte jedem Einverständniß mit Spanien, Lothringen und der Königinn Mutter entsagen. 2) Er solle da wohnen, wo es der König für gut finden würde. 3) Er solle sich nicht um die Strafe seiner Anhänger bekümmern, mit Vorbehalt seiner Diener, die noch bei ihm seyen. 4) Die Fremden sollen sich nach Verfluß von sechs Tagen nach Roussillon zurückziehen. 5) Er sollte in seine ersten Hofstellen nur Personen aufnehmen, die dem König angenehm und von ihm ernannt seyen. 6) Monsieur sollte diejenige entfernen, welche dem König unangenehm seyen. 7) Herr von Puylaurent sollte den König benachrichtigen, was mit den Auswärtigen gegen den Dienst des Königs, das Wohl des Staats, und die vornehmsten Geschäftsmänner Sr Majestät verhandelt worden sey. Bei Verlust der königlichen Gnade. 8) Monsieur solle allen seinen Untergebenen befehlen, dem König Nachricht zu geben, wenn etwas dagegen vorgehen sollte, und dies eidlich zu bekräftigen, im Fall der König es verlange.

Se Hoheit unterschrieb obiges, wurde vom König begnadigt, und erhielt seine Güter wieder. Man erlaubte ihm nach Tours oder nach Champigni, ein Haus seiner verstorbenen Gemahlin, zu ziehen, in Begleitung seiner Diener, welchen man ebenfalls Verzeihung und Beibehaltung ihrer Güter zusagte. Für diese sollte ein besonderes Schreiben ausgefertigt werden, mit Ausnahme des Herzogs von Bellegarde, des Präsidenten le Coigneux und des Herrn von Monsigot, welche in Lothringen und Flandern geblieben waren.

Auch der Herzog von Elbeuf erhielt Verzeihung und wurde wieder in seine Güter eingesetzt. Man verwilligte ihm, auf eines von seinen Häusern zu gehen, doch

doch erſt nach mehreren Streitigkeiten, welche Monſieur darüber mit den königlichen Commiſſarien hatte. Dieſe ſuchten einigemal Monſieur und den Herrn von Puylaurent auszuforſchen: ob die Verbindung des Erſteren gegründet ſey? worauf Se Hoheit ihnen antwortete: das Verſprechen von beiden Seiten ſey geſchehen, aber die Vermählung bis nach der Zurückkunft von dem Marſch aufgeſchoben geblieben.

Monſieur verabſchiedete ſeine fremden Truppen, und da es ihm an Geld fehlte, ließ er ſein Silbergeſchirr verſetzen, damit er ihnen ihren Sold ausbezahlen konnte. Die übrigen Truppen hatten ſich ſchon ſelbſt verabſchiedet, ohne die Ordre Sr Hoheit abzuwarten.

Den 1. October reiste er von Beziers ab, und nahm ſeinen Weg nach Tours. Die Zuſammenkunft zwiſchen ihm und Sr Majeſtät wurde auf eine andere Zeit verſchoben. Der Graf von Alais und der Colonel-General der Cavalerie hatten Befehl Monſieur zu begleiten, damit ihm der Eingang in die Städte, welche er zu paſſiren hatte, nicht verweigert würde. Man hatte einigen Verdacht, als ob dies nur deswegen geſchehen ſey, damit Monſieur beobachtet und abgehalten werden könnte, zum zweitenmal zu entwiſchen. Es geſchah aber mehr noch, um den Grafen von dem Hofe zu entfernen, während man an dem Proceß des Herrn von Montmorenci, ſeines Oncles, arbeitete.

Sobald der König zu Lyon von Monſieurs Schritten Nachricht erhielt, und wußte, daß Monſieur keinen einzigen Gefangenen hatte, wollte er an allen verhafteten Anhängern Sr Hoheit ein Exempel ſtatuiren. Er machte den Anfang bei Herrn von Cabeſtan, welcher hingerichtet wurde, als der König von

Lyon abreiste. Als er durch Pont St. Esprit kam, wiederfuhr dem Vicomte von Etrange, welcher für Monsieur gefochten hatte, dasselbe. Herr von Hayes, welcher in Deutschland gefangen wurde, als er im Namen der Königinn Mutter und Sr Hoheit mit dem Kaiser und dem Herzog von Baiern in Unterhandlung treten wollte, wurde nach Beziers gebracht, wo er auf dieselbe traurige Art sein Leben endigte.

Es war aber noch nicht genug an diesen drei Köpfen, der König verlangte noch einen bedeutenderen, zur völligen Genugthuung für seine Gerechtigkeit. Der Tod des Herzogs von Montmorenci als Anführers der Empörung in Languedoc, endigte diese blutige Catastrophe den letzten October 1632 in der Hauptstadt seines Gouvernements. Frankreich erkannte die großen Dienste, welche er und seine Vorfahren dem Staat geleistet hatten, und beklagte sein Unglück. Noch allgemeiner war die Betrübniß in Languedoc, wo er durch seine Gefälligkeit und Großmuth so sehr die Herzen des Volks gewonnen hatte, daß man gleich nach seiner Verhaftung öffentliche Gebete für seine Befreiung hielt.

Monsieur war aufs höchste gekränkt, als er erfuhr, daß der König gar keine Rücksicht auf die Bitten und Vorstellungen genommen habe, welche Herr von Vaupot in seinem Namen für die Begnadigung des Herzogs von Montmorenci gemacht hatte. Da er sich so sehr herabgesetzt fand, und voraussah, daß seine Verbindung, welche jedermann für gewiß hielt, dem Hof neue Ursachen zu Streitigkeiten mit ihm und seiner Parthei geben würde; so beschloß er, um sich von allen seinen Besorgnissen zu befreien, wieder nach Flandern zu gehen. Bei seiner Durchreise in Montereau Faut Yonne, schrieb er dem König: da er nach dem Tode des Herzogs von Montmorenci, dessen Begnadigung ihm durch Herrn

von

von Bouillon versprochen worden wäre, nicht mehr mit Ehre und Sicherheit in Frankreich bleiben könnte; so sähe er sich gezwungen, das Königreich zu verlassen und unter Fremden seine Ruhe zu suchen.

Er gieng über Lothringen, ohne sich daselbst aufzuhalten, um den König nicht noch mehr gegen den Herzog aufzubringen. Von da reiste er durch das Luxemburgische und kam zu Ende des Januars nach Brüssel. Ungeachtet die Spanier, welche Monsieurs Kriegskosten bestritten hatten, nicht den gehofften Vortheil dadurch erreicht hatten, nahmen sie ihn doch sehr gut auf, und thaten alles für ihn, was ihre Umstände erlaubten. Die Infantin ließ ihn wieder die Zimmer im Palast bewohnen, welche er vorher gehabt hatte, und die Spanier gaben ihm monatlich dreißigtausend Gulden zur Unterhaltung seines Hauses.

Die Königinn Mutter nahm großen Antheil an dem Unfall, welchen Monsieur in Languedoc wiederfahren war, und wovon sie durch Herrn von Bisçaras, den sie Monsieur an die Seite gegeben hatte, benachrichtigt wurde. Ihr Mißvergnügen vermehrte sich, als sie erfuhr, daß Monsieur sich nach dem Tractat von ihr losgesagt hätte. Sie konnte sich nicht enthalten, dem Hof zu Brüssel ihre Klagen darüber vorzubringen, und bedachte erst nachher, daß nicht Mangel an Achtung und Zuneigung gegen Sie, sondern sein Unglück ihn dahin gebracht hatte, und daß er in dieser Rücksicht völlig von ihr entschuldigt werden müßte.

Er fand sie auch wieder ganz beruhigt, nachdem er gesund und wohlbehalten zurückgekommen und den Händen ihrer gemeinschaftlichen Feinde entgangen war. Sie hoffte, ihre Angelegenheiten würden nun besser gehen, wenn sie beisammen seyen, mit vereinten Kräf-

ten

ten, wie sie sich vorgenommen hatte, handelten, und die Umstände, welche die Zeit vielleicht herbeiführen könnte, besser benutzen würden. Sie versicherten sich öfters von der gegenseitigen Uebereinstimmung ihrer Wünsche und Vortheile und lebten einige Zeit in so gutem Vernehmen, als man es je von Personen verlangen konnte, die einander so nahe waren, und welche ihre Schicksale und Erwartungen theilten. Es ist gewiß, daß wenn die Minister von beiden Seiten einstimmiger gewesen wären, sie durch den Unfall nicht so sehr in Verwirrung gebracht worden und vielleicht glücklicher und schneller zum Ziel gekommen seyn würden. Aber bald sah man Mistrauen unter ihnen entstehen, und ein jeder war nur auf seinen eigenen Vortheil bedacht, wie ich nachher zeigen werde. Indessen schickte Monsieur den Herrn von Elbenne an den König, um ihm seine Vermählung bekannt zu machen.

Se Majestät waren darüber höchst ungnädig, um so mehr da es gegen das ausdrückliche Verbot war, welches man dem Herzog von Lothringen gegeben, und weswegen dieser versprochen hatte, es zu verhindern. Die Ehre des Königs erlaubte ihm nicht, ein solches Vergehen ungestraft zu lassen. Er beschloß nach Lothringen zu gehen und Nanci zu belagern, um sich an ihm zu rächen. Der Herzog erkannte seinen Fehler; aber er war nicht im Stande, ihn wieder gut zu machen. Er wußte, daß die Festung nicht hinlänglich vertheidigt war, und er Gefahr lief, sie zu verlieren. Er sandte verschiedenemal seinen Bruder, den Kardinal von Lothringen, an den König. Dieser machte sich anfänglich im Namen seines Bruders, des Herzogs, zu großen Beweisen der Unterwürfigkeit anheischig. Sogar die Investitur mit den Herzogthum Lothringen zu Gunsten dieses Kardinals wurde dem König

nig angeboten und der Herzog ließ seine Resignation darüber ausfertigen.

Endlich da dieser Nanci in augenscheinlicher Gefahr sieht, bewilligt er dem König die Uebergabe auf jede Bedingung, wenn die Festung in zehn Tagen nicht entsetzt seyn sollte, und verspricht noch überdies ihm die Prinzessinn Margarethe seine Schwester in die Hände zu liefern.

Der Kardinal von Lothringen verlangte hierauf einen Paß zu seiner Abreise, der ihm zugesagt wurde. Mit Hülfe desselben aber half er der Prinzessinn Margarethe, in einer Verkleidung zu entkommen. Sie gieng zu ihrem Gemahl nach Flandern.

Nanci war nun in dringender Gefahr, und der Herzog von Feria, welcher zu Hülfe kommen sollte, noch weit entfernt. Der Herzog von Lothringen hatte überdies nicht in den Vorschlag gewilligt, welchen ihm der Herzog von Feria durch einen besondern Abgesandten machte: Nanci den Spaniern zu überlassen, im Fall sie es entsetzen würden. Er wollte lieber, daß einer von den beiden Königen sein ganzes Land bekommen sollte, als daß es unter beiden getheilt würde, weil er es im ersten Fall leichter wieder zu bekommen hoffte, und er noch immer auf eigene Rettung rechnete.

Er hielt hiezu für nöthig selbst einen Versuch zu machen, und glaubte das beste Mittel dazu sey: selbst in die Festung sich zu werfen. Er stellte sich, als ob er den von seinem Bruder dem Kardinal von Lothringen gemachten Tractat halten, nur aber vorher noch mit dem Kardinal von Richelieu eine Unterredung haben und dem Könige seine Aufwartung machen wollte. Hiezu ließ er den König um sicheres Geleit bitten, und glaubte, sein Vorhaben leicht ausführen zu können, wenn

wenn er erst in dem königlichen Lager sey. Allein hier wurde er so genau beobachtet, daß es ihm unmöglich war zu entkommen. Er war gezwungen, den 24. September 1633 in die Uebergabe der Festung zu willigen.

Da sich Madame auf die beschriebene Art gerettet hatte, begab sie sich schleunigst nach Thionville, wo sie sich von der Reise äusserst ermüdet fand. Sie hatte unter der Hand dem Gouverneur Grafen von Wilchz und seiner Frau, ihren Stand und Namen entdeckt. Sobald diese ihr Abentheuer wußten, erzeigten sie ihr viele Ehre, und gaben ihr Sicherheit. Sie blieb einige Tage bei ihnen, um sich wieder zu erholen, und um Kleider und einen bequemeren Wagen zur Fortsetzung ihrer Reise zu erwarten. Auch der Herr Graf von Emdent und seine Gemahlinn statteten ihr bei ihrer Durchreise in Luxemburg einen Besuch ab, und Madame rühmte ihre Gefälligkeiten. Monsieur wurde durch einen Eilboten von dem glücklichen Entkommen seiner Gemahlinn und von den Tagreisen, welche sie zu machen hatte, benachrichtigt. Er traf zu Namur mit ihr zusammen.

Sie hatten eine große Freude sich nach mehreren Gefahren, denen sie persönlich ausgesetzt gewesen waren, wieder vereinigt zu sehen. Da sie überzeugt waren, daß Madame von der Königinn Mutter und der Infantin sehnlich erwartet wurde; so begleitete er sie den folgenden Tag nach Brüssel.

Beide Prinzessinnen wetteiferten ihr gefällig zu seyn und über ihre Ankunft ihr Vergnügen zu bezeugen. Weil Monsieur und Madame in dem Pallast wohnten, und fortgesetzte Beweise von der Freigebigkeit und Güte der Infantin erhielten; so konnte man diese

eher für die Schwiegermutter ansehen als die Königinn Mutter, welche an einem andern Ort wohnte und eher Geschenke annehmen als geben konnte.

Die Spanier erhöhten Monsieurs Gehalt monatlich mit funfzigtausend Livres, zum Gebrauch von Madame. Der ganze Hof kam, um ihr zu ihrer Ankunft Glück zu wünschen.

Einige Zeit nachher wurde die Königinn Mutter in der Stadt Gand (Gent) von einem dreitägigen Fieber überfallen. Der König schickte Herrn von Roches zu ihr, und ließ ihr vorläufig melden, daß der Kardinal von Richelieu den Befehl habe, ihr seine Aufwartung zu machen, wenn es ihr angenehm seyn würde. Sie antwortete: Verfolgungen wären ihr von diesem angenehmer als Schmeicheleien. Durch diese Antwort hatte sie sich aller Zurückkunft nach Frankreich verlustig gemacht.

Der König unterließ nicht, seiner Mutter zwei berühmte Aerzte von der medizinischen Fakultät zu Paris, die Herrn Pietre und Nivlan, zuzuschicken, welche ihr bei ihrer Krankheit beistehen sollten.

Der Herzog Marse von dem Hause Colonna, welcher ein Cavalerie-Regiment bei der Armee in Flandern commandirte, war eines Tags bei der Königinn Mutter, als auch Monsieur zugegen war. Man sprach über die Angelegenheiten der Zeit. Er sagte ihnen: er wüßte ein gutes Mittel, sie beide auf eine leichte Art aus der Verlegenheit zu ziehen. Man solle einem von seinen Leuten eine Summe von zweitausend Pistolen aussetzen, wenn er den Kardinal umbringen würde. Im Fall aber, daß er dabei umkäme, sollte es seiner Wittwe oder seinen Erben angewiesen bleiben. Er versicherte, ein jeder würde dies gewiß gerne wagen, wenn man

ihm zum voraus funfzig Pistolen zu den Reisekosten ausbezahlen würde.

Die Königinn Mutter und Monsieur antworteten darauf gar nicht, und die ganze Gesellschaft würde sich sehr geärgert haben, daß er Personen von solcher Würde und Rechtschaffenheit einen solchen Vorschlag machen konnte, wenn der Herzog nicht eben von einer Mahlzeit gekommen wäre, wo er zu viel getrunken hatte.

Man glaubt, der Pater Chanteloup habe vorher einmal aus einer ähnlichen Unternehmung Vortheil gezogen, welche durch Alfeston ausgeführt werden sollte. Dieser wurde entdeckt und dem neuen Parlament zu Metz übergeben. Er war der erste, welchen dies Parlament zum Tode verurtheilte.

Zu Ende des Jahrs 1633 starb die Infantin an einem anhaltenden Fieber. Sie war als eine der vollkommensten Prinzessinnen des Jahrhunderts allgemein geschätzt und wurde nicht nur in Flandern und Spanien bedauert, sondern auch von ihren Feinden vermißt, als ob der Genius des Friedens mit ihr verschwunden wäre. Monsieur und Madame beklagten ihren Verlust um so mehr, da sie ihr größter Trost in ihrem Unglück gewesen war.

Herr von Puylaurent, welcher seit Monsieurs Zurückkunft nach Brüssel, der Prinzessinn von Chimai seine Besuche machte, hatte sich so sehr in ihre schöne Tochter, das Fräulein von Chimai, verliebt, daß er seine Liebschaft in Lothringen vergaß, und das Zeichen der Chevalerie, welches ihm die Prinzessinn von Pfalzburg zu Nanci gegeben hatte, ablegte. Dieses war eine blaue Bandschleife, in der Mitte durchkreuzt von einem kleinen Degen, mit der Inschrift: Fidelité au

bleu

bleu mourant *). Er hatte es sonst auf der Seite des Herzens getragen. Nun aber vertauschte er es mit einem grünen Bande, welches die Lieblingsfarbe des Fräuleins von Chimai war.

Sobald die Prinzessinn von Pfalzburg diese Veränderung erfuhr, faßte sie einen tödtlichen Haß gegen Puylaurent, von welchem zurückgesetzt zu seyn ihr unerträglich war. Ihr Verlangen, sich auf der Stelle selbst zu rächen, läßt sie Mittel finden, dem Herrn von Brissac Gouverneur von Nanci zu entkommen. Sie setzte sich, in einen Schlafrock gehüllt, in den Wagen, in welchem der Obrist Breno alle Tage nach der Stadt und wieder aus derselben fuhr, ohne an den Thoren durchsucht zu werden. Auf diese Art gelang ihre Unternehmung, und sie kam im März 1634 nach Brüssel. Man gab ihr eine Wohnung im Pallast nahe bei Madame.

Das Gerücht wurde allgemein, daß Richelieu unternommen habe, Monsieurs Verbindung für ungültig erklären zu lassen, (wie es nachher auch geschah) um ihn mit seiner Nichte der Herzogin von Aiguillon zu vermählen. Das ganze Lothringische Haus gerieth darüber in große Bestürzung, besonders aber die Prinzessin von Pfalzburg.

Kaum war sie in Flandern angekommen, so wandte sie alles Mögliche an, um die Verbindung zu erhalten und jeden Angriff dagegen zu verhindern. Sie glaubte, es seyen drei Dinge dazu nöthig. Erstens: Monsieur, welcher bei sich von der Gültigkeit seiner Ehe überzeugt sey, zu vermögen, daß er sie zu größerer Sicherheit noch einmal feierlich bestätige; zweitens, sie durch

*) Ein nicht übersetzbarer Doppelsinn. Man konnte dabei denken: Treue dem Blaßblau! (bleu mourant). Der wahre Sinn war: Auch sterbend dem Blau getreu!

durch die Doctoren der Facultät zu Löwen bekräftigen und für gültig erklären zu lassen; und drittens, ein sehr bestimmtes Schreiben an den Pabst abzuschicken, worinn Monsieur erklären sollte: Er sey in seinem Innern von der Gültigkeit seiner Ehe überzeugt, und diese Erklärung sey sein ernstlicher Wille, da er gegenwärtig sich an einem Ort befinde, wo er über seinen Willen frei gebieten könne. Er bitte daher Se Heiligkeit, allen andern Briefen oder Acten keinen Glauben beizumessen, welche etwa nachher öffentlich oder insgeheim entstehen und gegen diese hier gegebene Erklärung streiten könnten. Der Pabst möchte versichert seyn: daß Er nie und auf keine Weise von einem so heiligen Versprechen abgehen werde, wenn er nicht durch eine höhere Macht dazu gezwungen würde.

Monsieur, welcher gesonnen war als ein Mann von Ehre sein heilig gegebenes Wort zu halten, bewilligte alle ihre Forderungen.

Der Erzbischoff von Malines wurde sogleich gerufen, und Monsieur und Madame gelobten sich aufs neue, in Gegenwart des Herzogs von Elbeuf, und den vornehmsten Dienern Sr Hoheit, die ehliche Treue.

Die Urkunden der wiederholten Vermählung wurden an die Doctoren zu Löwen geschickt, welche darüber zwei besondere lateinische Gutachten ausstellten. Das Eine war nach dem canonischen, das andere nach dem bürgerlichen Recht. Unter einem jeden erklärten sie die Heurath fur gültig, selbst mit der Clausel, daß, wenn eine solche Heurath sogar durch eine größere Gewalt für nichtig erklärt würde, und ein päbstliches Decret diese Sentenz bestätigen, ja sogar die Excommunication darauf setzen würde, der Verheurathete in seinem Gewissen gehalten sey, eher die Excommunication

zu

zu ertragen, als die Heurath zu brechen, weil er bei sich selber wisse, daß er sie auf eine gültige Art, und in Uebereinstimmung mit der Meinung von Sanchez und andern Casuisten geschlossen habe.

Das Schreiben an den Pabst wurde so abgefaßt, wie die Prinzessinn es verlangt hatte. Um der Sache mehr Gewicht zu geben, gab man den Rath, dasselbe durch einen eigenen Abgesandten an den Pabst zu schicken. Man wählte dazu Herrn Passart, Oberaufseher der Finanzen. Dieser aber wurde unterwegs an den Gränzen arretirt und nach der Bastille gebracht. Der Hof nämlich war über die Absendung dieses Schreibens sehr aufgebracht. Monsieur säumte nicht, auf einem andern Wege eine zweite Abschrift davon an Se Heiligkeit zu schicken.

Die Prinzessinn von Pfalzburg hatte also in Rücksicht auf Monsieurs Verbindung mit ihrer Schwester ihre Absicht erreicht. Jetzt aber blieb ihr noch etwas auszuführen übrig, das ihr nicht weniger am Herzen lag; nemlich Puylaurent dahin zu bringen, daß er ihr für die zugefügte Beschimpfung Genugthuung geben müsse.

Wenige Tage nach dem Tode der Infantin ließ der Marquis von Aillon den Prinzen von Barbenson gefangen nehmen. Er hatte Befehl, auch den Grafen von Egmont, den Prinzen von Espinoi, und den Herzog von Bournonville in Verhaft zu nehmen, welcher mit dem Könige wegen Erhaltung ihrer Privilegien in Unterhandlungen gestanden hatte. Die drei letzteren wurden davon benachrichtigt, und flüchteten sich nach Frankreich; der Herzog von Arscot aber, welcher schon auf dem Weg war, an den spanischen Hof zu gehen, wurde daselbst als Anführer dieser Ligue verhaftet.

Die Prinzessinn von Pfalzburg fand zu Brüssel die Umstände zu Ausführung ihres Plans gegen Puylaurent sehr günstig. Sie nahm ungesäumt die Partei der Königinn Mutter, welche über ihn sehr unzufrieden war. Der Pater Chanteloup war lange nicht bei ihm und bei Monsieur gewesen. Es schien auch, als ob Monsieur die Königinn mehr besuche, um ihr Trotz zu bieten, als um seine Pflicht dadurch zu erfüllen. Er tadelte es sogar, daß Madame so häufige und geheime Zusammenkünfte mit ihr hatte.

Der Pater Chanteloup, welcher erster Rathgeber der Königinn Mutter und Oberaufseher aller ihrer Angelegenheiten seyn wollte, gab ihr zu verstehen, daß Monsieur sich ganz ihrer Leitung überlassen sollte, und daß ihr als Mutter und als Königinn in Dingen, welche ihr gemeinschaftliches Wohl beträfen, die erste Stimme zukäme. Herrn von Puylaurent hingegen war es lieb, wenn in und ausser dem Königreich bekannt würde, wie gering ihr Einfluß sey. Denn wenn sie mit Monsieur uneinig war, so konnte Frankreich wenig an ihrer Zurückkunft gelegen seyn. Nur die Person seines Herrn konnte man dahin wünschen, da diese die wichtigste war und ohne ihn konnte sie sich nicht wieder in Ansehen setzen. Er wußte, daß Monsieur keinen Vortheil von der Königinn Mutter hoffen könne, daß sie vielmehr bei seinen eigenen Angelegenheiten ein beständiges Hinderniß sey, so lange er mit ihr gemeinschaftliche Sache mache. Seine Mutter und ihre Räthe hätten also unrecht, wenn sie verlangten, Monsieur solle ganz von ihrem Willen abhängen, und sich den Gesetzen des Pater Chanteloup unterwerfen, einem armen Prediger, dem das Podagra Verstand und Körper verstümmelt hatte.

Die

Die Uneinigkeit zwischen Monsieur und der Königinn Mutter, erzeugte mehrere Streitigkeiten unter ihren Leuten. Le Sec, welcher zu der Partei von Chanteloup gehörte, wurde in der Messe bei den Jesuiten durch eine beschimpfende Aeusserung des Grafen von la Rochepot, dem Sohn von Herrn du Fargis, beleidigt, und weil dieser Graf noch sehr jung war, so forderte er von dessen Vater Genugthuung. Heurtaut gieng zu dem Ende zu Herrn du Fargis. Dieser antwortete ihm lachend: Wie? dieser schlechte Mann sollte es wagen gegen mich den Degen zu ziehen? Heurtaut strafte ihn Lügen und sagte: Le Sec sey ein rechtschaffener Mann. Er zog zugleich den Degen und Herrn du Fargis, welcher sich kaum aus seinem Mantel loswickeln konnte, wurde gefährlich verwundet. Er hatte einen Stich an der Seite der Lunge bekommen, welcher erst in vier Monaten wieder geheilt war.

Aus diesem Streit entstund nach einigen Tagen ein zweiter, zwischen eben demselben Heurtaut und einem Edelmann, Fontaine, einem Verwandten von Herrn du Fargis, welcher auf der Stelle getödtet wurde, nachdem er Heurtaut viel zu schaffen gemacht hatte.

Es fielen aus verschiedenen Ursachen noch mancherlei andere Schlägereien vor, welche hier zu beschreiben, allzu weitläufig wäre. Der Marquis von Antonne hatte beständig dergleichen Händel auszumachen. Er pflegte zu sagen: die Leute von der Königinn Mutter und von Monsieur machten ihm mehr Arbeit als die Regierung aller Unterthanen seines Königs in ganz Flandern.

Da Monsieur von Seiten des Königs ein gütlicher Vergleich angeboten wurde, gab er den spanischen Ministern davon Nachricht, um ihnen einen Beweis

seiner Offenheit zu geben. Er erklärte, Ihnen zu sehr verbunden zu seyn, als daß er etwas ohne sie thun könne.

Nach ihrer Meinung forderte er nun Chalons an der Saonne zu seinem Aufenthalt und die Einwilligung zu seiner Vermählung. Beides wurde ihm abgeschlagen, und der versuchte Tractat erzeugte neue Erbitterungen.

Die Königinn Mutter, auch die Spanier und Lothringer hatten nichtsdestoweniger den Verdacht, daß Puylaurent mit dem Kardinal von Richelieu im Einverständniß sey, und bei der nächsten Gelegenheit Monsieur von ihnen abziehen und dahin bringen werde, seine Mutter und Gemahlinn zu verlassen, diejenigen also mit Undank zu bezahlen, welche ihm bei seinem Unglück so kräftigen Beistand geleistet hatten.

Die Prinzessinn von Pfalzburg und der Herzog von Elbeuf suchten diesen Verdacht immer mehr zu nähren, da sie von dem Hofe die Nachricht hatten, daß die Unterhandlungen noch immer fortdauerten, und sie selbst sahen, daß täglich von den Herrn von Elbenne, welche die Unterhändler waren, Eilboten abgeschickt wurden.

Der Abbé von Elbenne, hatte einige Verbindung mit dem Herrn von Chavigni, dem Sohne des Herrn Boutillier, und dieser war der erste Vertraute des Kardinals von Richelieu.

Se Hoheit hatten dem Herrn le Coigneux, da er seinen Abschied bekam, versprochen, ihn bald wieder als Canzler in Thätigkeit zu setzen. Dennoch hatte seine Verbannung schon über zwei Jahre gedauert, und mußte um so peinlicher für ihn seyn, da er nicht wieder nach Frankreich durfte, wo sein Prozeß schon gemacht war,

war, und es ihm doch schwer wurde, sich sonstwo den nöthigen Unterhalt zu verschaffen. Was seine Umstände noch mehr verschlimmerte, war, daß Monsieur gar nicht daran dachte, ihn so lange er außerhalb Frankreich war, wieder zurückzurufen. Indessen wurde Coigneux von den Uneinigkeiten zwischen der Königinn Mutter und Monsieur und von dem Haß benachrichtigt, welchen die Prinzessinn von Pfalzburg und das ganze Lothringische Haus gegen Puylaurent hatten.

Alles dieses, und die fast allgemeine Unzufriedenheit von Monsieurs Hofleuten, welche einer so langen Entfernung aus Frankreich überdrüßig und auf Puylaurent neidisch waren, hielt er für seinen Vortheil. Auch die Unterhandlungen der Herrn von Elbenne waren ihm nicht unbekannt. Zugleich glaubte er, daß Monsieur geneigt seyn werde, sich sobald wie möglich aus diesen Verlegenheiten zu ziehen, daß daher ein Vergleich zwischen ihm und dem König keinen abermaligen Stoß leiden würde.

Nun fürchtete er: man möchte ihn auch bei diesem Tractat, wie bei dem zu Beziers ausschließen, wenn er sich nicht vorher bei seinem Herrn in Gunst setzen könnte. Seine Freunde baten ihn schon längst, zu kommen, und versicherten ihn: wenn er nur eine halbe Stunde mit Monsieur allein sprechen könnte; so würde er nicht allein seine Stelle wieder erhalten, sondern auch Puylaurent leicht verdrängen. Sie bildeten sich ein: Monsieur sey desselben eben so überdrüßig als sie.

Le Coigneux schmeichelte sich mit dieser Hoffnung und ließ sich leicht überreden, diesen Versuch zu machen, nachdem er durch Herrn von Elbeuf, welcher sein Freund war, von der Gnade der Königinn Mutter versichert wurde. Er unternahm die Reise und traf Mon-

sieur ganz allein in seinem Cabinet. Dieser nahm ihn auch gütig auf, mißbilligte aber sehr, daß er gegen seinen Befehl hieher gekommen wäre. Nachdem er ihn öfters in seinem Gespräch unterbrochen hatte, entließ er ihn schnell, ohne ihm eine andere Antwort zu geben, als daß er darauf denken werde, ihn aus seiner Verlegenheit zu ziehen. Puylaurent war gerade zu dieser Zeit bei der Prinzessinn Chimai, und blieb bei der Nachricht von le Coigneux Ankunft ganz ruhig; so sehr war er der Gunst seines Herrn gewiß.

Zu Anfang des Mai 1634 wurde Puylaurent, als er die große Treppe im Pallast hinauf gehen und auf seinem Zimmer seine Abendmalzeit essen wollte, durch eine Carabinen Schuß getroffen. Die Carabine, welche auf der andern Seite der Treppe losgeschossen wurde, war kurz, aber von großem Caliber. Die Herrn de la Vauport und Roussillon Dorados, welche mit ihm giengen, wurden beide verwundet; der eine am Kinnbacken und der andere am Kopf. Dem Herrn von Puylaurent hatte der Schuß nur die Haut am Backen gestreift; die übrigen Kugeln wurden durch seine dicken Haare abgehalten, ohne ihm zu schaden. Der Mörder rettete sich durch eine kleine Treppe, welche an der Seite der großen Treppe war, und einen Ausgang auf eine sehr niedrige Straße hatte. Im Hofe des Pallastes ließ er seinen Mantel und seine Carabine liegen.

Monsieur und sein ganzer Hof liefen gleich dem Lermen zu. Se Hoheit trug dem Herrn von Lassere auf, bei dem Marquis von Antone Gerechtigkeit zu fordern. Der Criminal-Richter wurde gerufen und sogleich befehligt genau nachsuchen zu lassen, um den Mörder und seine Mitschuldigen zu entdecken und zu bestrafen. Zwei Soldaten, Anhänger des Paters Chanteloup,

teloup, wurden verhaftet und in Gegenwart des Herrn Laffere untersucht. Man hätte in der Fortsetzung aus ihren Angaben leicht auf den Grund kommen können, wenn der Marquis von Antone nicht zu Monsieur gesagt hätte: es sey nicht nöthig sich weitere Mühe zu geben; er wisse schon, woher der Streich komme, und werde es ihm zu seiner Zeit entdecken. Jetzt könne er dies nicht, da sehr mächtige Personen dabei ins Spiel kämen. Er flehe deswegen Se. Hoheit nicht weiter in ihn zu dringen.

Der Verdacht fiel auf le Clausel, weil er auf der Partey des Paters Chanteloup und des Herzogs von Elbeuf war. Einen noch stärkern Beweis dafür fand man darin, daß der zurückgelassene Mantel ganz parfümirt war, da le Clausel die Gewohnheit hatte seine Haare zu parfümiren. Nachdem le Clausel sich von Brüssel entfernt hatte, bestätigte auch der Marquis von Antonne diesen Verdacht.

Monsieur glaubte ganz gewiß: der Pater Chanteloup habe le Clausel dazu gedungen, und nannte es nur die Chanteloupade, wenn davon gesprochen wurde. Auch Puylaurent sagte: er wäre der Prinzessinn von Pfalzburg verbunden, daß sie ihn nicht mit einer, sondern mit zwanzig Kugeln, die man auf der großen Treppe fand, habe begrüßen lassen. Man sah wohl, daß die That nicht durch eine einzige Person verübt worden war, daß vielmehr noch andere ihm geholfen hatten, die Carabine zu laden. Auch konnte man nicht glauben, daß diese Unternehmung ohne Wissen der Spanier geschehen sey.

Madame du Fargis hatte schon dem Herrn von Puylaurent gesagt: die Spanier beklagten sich über ihn, daß man seinen Worten so wenig trauen könne. Sie

lies ihn nun einen zweiten Anschlag gegen sein Leben befürchten, welcher ihnen alsdann leicht besser gelingen möchte als der erste. Da er wohl einsah, daß er, ohne spanischen Schutz, so vielen Mächten, welche seinen Untergang beschlossen hatten, nicht widerstehen könne, befolgte er den Rath der Madame du Fargis, und knüpfte eine engere Verbindung mit den Spaniern an.

Er ließ über das Geschehene durch Se Hoheit ein authentisches Schreiben an sie ergehen. Auf dieses versprachen sie Monsieur eine Armee, und Puylaurent war gesichert. Er konnte jetzt wieder im Pallast aus und eingehen; was er vorher nicht wagen durfte. Doch hatte er immer eine starke Bedeckung bei sich, wenn er der Tochter der Prinzessinn von Chimai seine gewöhnlichen Besuche machte.

Seine Liebschaft mit ihr war den Spaniern nicht unangenehm, und der Marquis von Aytone versprach ihm im Namen des Königs von Spanien eine ansehnliche Versorgung im Lande, wenn er sich zur Verbindung mit ihr verstehen sollte. Puylaurent bezeugte sich sehr dankbar, gestund seine Leidenschaft, und sagte ihm: er wünsche sehr diesen Vorschlag sogleich auszuführen, da er ihm die Versicherung gäbe, daß Se katholische Majestät es gut fänden; nur das Glück seines Herrn müsse erst sicherer und fester seyn, ehe er daran denken könne, sein eigenes zu gründen.

Nach einigen Tagen gieng Monsieur zur spanischen Armee, welche damals im Kempenland in der Gegend von Mastricht stund. Der Herzog von Lerma nahm Monsieur bei sich auf. Er wollte die spanische Pracht zeigen und bewirthete Monsieur und die Edelleute, welche bei ihm waren, drei Tage lang aufs herrlichste. Die Speisen wurden auf französische Art bereitet,

reitet, und am Ende der Mahlzeiten, ließ er zwei Beutel, jeden mit tausend Pistolen herbeibringen, welchen man an das Ende der Tafel legte für die, welche Lust zu spielen hatten, ohne irgend eine andere Bedingung, als daß sie das Geld wieder geben könnten, wenn sie wollten, oder wenn es ihnen bequem seyn würde.

Se Hoheit giengen sogleich wieder nach Brüssel zurück. Er sagte dem Marquis von Aytone: er gehe, um zu seiner Rüstung Befehl zu geben, und habe vorher le Coudray Montpensier an den Kaiser abgeschickt, von dem er den kräftigsten Beistand zu erwarten habe. Monsieur, welcher ihre Unmacht kannte, lachte indeß bei sich selbst über ihren schönen Kriegsplan, mit welchem sie ihn hinhalten wollten. Er lies sich aber davon nichts gegen sie merken, und spielte seine Rolle sehr gut.

Zur nämlichen Zeit ereignete sich ein Vorfall bei Hof, welcher einen großen Lerm machte, und beinahe mehrern französischen Edelleute den Kopf gekostet hätte. Nieuport sprach eines Tags in Monsieurs Zimmer mit einem Edelmann aus Champagne, Namens Brantigni, sehr beleidigend über den König. Brantigni wurde aufgebracht und sagte ihm: er spreche schlecht. Nieuport erkannte seinen Fehler, und suchte ihn auf der Stelle wieder gut zu machen. Er bat Brantigni zu schweigen, aber es war nicht möglich, die Sache geheim zu halten. Besançon, welcher nahe bei ihnen stund, hatte das Gespräch gehört, und da er Gelegenheit suchte, aus der üblen Lage zu kommen, in welcher er war, und sich wieder mit dem Hof auszusöhnen, so glaubte er, es könnte für seine Absichten vortheilhaft seyn, wenn er hier seinen Eifer für die Ehre des Königs zeige. Er verbreitete also den Vorfall und suchte alle Franzosen an Monsieurs Hof darein zu verwickeln.

Vieux-

Vieurpont erfuhr, daß er auf seine Kosten den eifrigen Franzosen machen wolle, und foderte ihn heraus, als er ihn über die Straße gehen sah. Besançon suchte zu entkommen, da er zu gleicher Zeit Senantes auf sich zukommen sah, und dies für einen verabredeten Anschlag hielt, ihn zu ermorden. Durch einen Zufall fiel er an die Erde, wo Vieurpont ihn durch mehrere Stöße verwundete. Brantigni und Jacquinot forderten ihn nachher zum Zweikampf mit Senantes, wobei der erstere auf dem Platz blieb. Besançon wandte sich an den Secretär von Amontot, welcher damals zu Brüssel war, um die Geschäfte des Königs zu besorgen. Er verlangte von ihm den Schutz des Königs, da er aus Eifer für Ihn Beschimpfungen erlitten habe; von Monsieur aber wollte er Genugthuung haben. Allein Vieurpont und Senantes waren schon entflohen, und Besançon erhielt von dem spanischen Rath den Befehl, in zweimal vier und zwanzig Stunden das Land zu verlassen.

Monsieur kam deswegen wieder so schnell von der spanischen Armee zurück, um zu sehen, wie es mit den Unterhandlungen der Herrn von Elbenne stehe, welche unterbrochen waren, seit man den spanischen Ministern das Schreiben übergeben hatte. Sie waren aber doch nicht ganz abgebrochen und wurden wieder aufs neue angefangen; nur hielt man sie mehr geheim als vorher.

Nachdem die Unterhändler mehrere mal abgewiesen worden waren, fanden sie endlich beide Theile geneigt, den so sehr von der Ferne her vorgeschlagenen Vergleich anzunehmen.

Die Staaten von Holland forderten vom König: er solle mit den Spaniern öffentlich brechen, widrigenfalls drohten sie, mit den Spaniern Friede, oder wenigstens

stens einen Stillstand auf mehrere Jahre zu machen. Der Kardinal von Richelieu wünschte, nicht nur daß man ihnen den ersten Punct bewilligen, sondern selbst dieses, daß man sie zu bewegen suchen sollte, aufs neue mit dem König in eine Ligue zu tretten, weil er wohl einsah, daß ohne sie in Flandern nicht viel zu machen sey.

Monsieurs Person war ihm zu seinen Absichten vorzüglich nöthig, da die Staaten und andere Allirte Anstand nehmen mußten, mit dem König, welcher ohne Erben und in bedenklichen Gesundheitsumständen war, in diese neue Ligue zu tretten, so lange sie den vermuthlichen Thronerben in den Händen der Spanier sahen. Auf der andern Seite war für Monsieur ein so langer Aufenthalt in einem fremden Lande unangenehm. Er dachte an sein vergangenes Unglück, und befürchtete noch größeres, wenn er zum zweitenmal mit den Waffen in Frankreich eindringen würde, da ihm die Spanier nicht den dazu erforderlichen Beistand leisten konnten.

Die immerwährenden Uneinigkeiten unter seinem Hofstaat machten ihm auch vielen Verdruß; außerdem fürchtete er, nach der Nachricht von der Schlacht bei Nördlingen die Ankunft des Kardinal Infanten, dem er seine Wohnung im Pallast abtretten müßte. Er wußte überdies nicht, wie er mit ihm stehen, und wie einer den andern behandeln würde.

Puylaurent war von der Ankunft des Herzogs von Lothringen in Brüssel bedroht. Und wenn auch die Verbindung Monsieurs unentschieden bleiben sollte, — wozu man gezwungen war; so sah er doch manchen Gefahren in Frankreich entgegen, und fand auch zu Brüssel keine Sicherheit für sich. Er entschloß sich daher

fürs

fürs Erste den Schlag auszuhalten, der ihm drohte, und hoffte, mit der Zeit Mittel zu finden, um das entferntere Uebel abzuwenden.

Monsieur suchte den Tractat vorzüglich gegen Madame sehr geheim zu halten, weil er besorgte, sie möchte der Prinzessinn von Pfalzburg, ihrer Schwester, davon Nachricht geben. Er enthielt sich sogar seit sechs Wochen bei ihr zu schlafen. Ein gleiches Stillschweigen beobachtete er gegen Herrn dû Fargis und seine Frau, weil sie bei allen Ereignissen ihre Anhänglichkeit an die Spanier zeigten, und Madame dû Fargis, bei Gelegenheit des Schreibens, welches Monsieur an die Spanier unterzeichnet abgab, sich gleichsam für ihn und Puylaurent verbürgt hatte, daß er sich nie ohne ihr Vorwissen in einen Tractat mit dem König einlassen würde. Monsieur gebrauchte also Herrn dû Fargis bis auf den letzten Tag seiner Abreise von Brüssel, um das gute Vernehmen zwischen sich und den Spaniern zu erhalten und um ihnen all den Verdacht in Rücksicht auf den Tractat zu benehmen, welchen die Königinn Mutter und die Lothringer ihnen immer einzuflößen suchten.

So sehr aber auch Monsieur besorgt war, alles geheim zu halten; so war es doch nicht zu verhindern daß man nicht zu Brüssel Wind davon bekam. Die Prinzessinn von Pfalzburg und der Herzog von Elbeuf gaben dem Marquis von Aytone, welcher noch bei der Armee war, Nachricht, und forderten ihn auf zur Rache gegen Puylaurents Treulosigkeit, welchem er erst vor kurzem seinen Schutz verwilligt hatte.

Monsieur gieng nach Namur, unter dem Vorwand, sich bei dem Marquis von Aytone gegen das allgemeine Gerücht von dem Tractat zu rechtfertigen.

Eigent-

Eigentlich aber gieng er in der Absicht weg, um die Depesche zu Dinan bei Lüttich abzuwarten, wohin ihm eine Abschrift davon geschickt werden sollte. Eine andere gieng nach Brüssel durch den gewöhnlichen Boten.

Von Dinan glaubte er, seine Reise nach Frankreich weiter fortzusetzen. Es überraschte ihn aber, als er erfuhr: der Marquis sey zu Namur. Er besuchte ihn, beklagte sich, daß einige unruhige Köpfe sie zu entzweien suchten, und versicherte, daß er seinem Schreiben getreu bleiben würde.

Der Marquis antwortete ihm: er wisse aus sicherer Hand, daß sein Vergleich mit dem König gemacht sey, und freue sich darüber. Sr Hoheit ganz ergeben, habe er ihm darüber nichts weiter zu sagen, als was er schon oft im Namen des Königs erklärt habe: daß es ganz von Sr Hoheit abhange, so lange in den Staaten Sr katholischen Majestät sich aufzuhalten, als es ihm gefallen würde. Wenn aber Se Hoheit in Frankreich Sicherheit und Genugthuung finden sollten, so sey Se katholische Majestät sehr entfernt, sich seiner Rückkehr zu widersetzen. Der König sey vielmehr der erste, welcher ihm dazu rathe und sich zugleich entschuldige, daß die Angelegenheiten des Landes ihm nicht erlaubt hätten ihn würdiger zu behandeln. Er bitte Se Hoheit, ihn den Tag der Abreise wissen zu lassen, damit er ihm die, einem so großen Prinzen gebührende Ehrenbezeugungen erweisen, und ihn bis an die Gränzen begleiten könne.

Monsieur wollte den Tractat nicht eingestehen; aber er vertheidigte sich darüber nicht sehr gut, und schien etwas verlegen. Der Graf von Salazar bemerkte es, und fragte den Marquis: warum Monsieur gegen seine Gewohnheit so wenig spreche? Er antwortete ihm;

ihm: Sa Altezza guiere ſcapar. (Se. Hoheit belieben zu entwiſchen!)

Obgleich Monſieurs Spiel entdeckt war, machte er doch die beſte Mine dazu. Er gieng wieder nach Brüſſel zurück, um die Ankunft des gewöhnlichen Boten zu erwarten.

Puylaurents Feinde zweifelten nicht mehr an dem Tractat und vereinigten ſich öffentlich zu ſeinem Verderben. Sie beſchloſſen ihn, wo es auch ſey, anzugreifen. Wenn es bei den Bällen in Brüſſel ſeyn ſollte, ſo ſollte lieber alles in ſeinem Wagen niedergehauen werden, als daß man ihn verfehlte.

Der 9. October war dazu feſtgeſetzt. An dieſem Tage ſollten Feierlichkeiten, wegen des von dem Kardinal Infanten bei Nördlingen erfochtenen Sieg, gegeben werden. Ihre Abſicht wurde aber ſchon den Tag vorher vereitelt.

Monſieur war früh Morgens, unter dem Vorwand, daß er auf die „Fuchsjagd" gehe, — abgereist. Er nahm den Weg nach la Capelle, wo er denſelben Abend ankam. Puylaurent und einige andere waren bei ihm.

Da er vorausſah, daß ſeine ſchnelle Abreiſe dem Herrn du Fargis von den Spaniern Vorwürfe zuziehen würde, obgleich dieſer nichts davon gewußt hatte, ſo lag ihm ſehr daran, auch ihn mit ſich zu nehmen. Er ſchickte dreimal zu ihm, um ihn abholen zu laſſen, und den Händen der Spanier zu entreißen.

Dieſe richteten nun ihre Klagen gegen ſeine Frau, und verwieſen ſie nach Gent. Als ſie aber nachher erfahren, daß auch ſie nichts von Monſieurs Tractat gewußt

wußt hatte, wurde sie wieder nach Brüssel zurückberufen, und erhielt ihren monatlichen Gehalt von sechshundert Livres, ausser dem, welchen sie als Hofdame von Madame hatte, und welcher eben so viel betrug.

Sobald Monsieur in Frankreich war, schickte er den Herrn von Sait-Quentin an Madame, und ließ sie seiner unverletzlichen Treue versichern. Herr von Chaudebonne, Kammerherr bei Madame, und der ordonnierende Secretär, Herr von Lasseré, erhielten den schriftlichen Befehl von Monsieur: bei ihr zu bleiben, um ihre bisherigen Dienste fortzusetzen. Außerdem behielt sie die fünf und sechszig Personen von seinem Hofstaat, welche sie indeß bedient hatten. Unter diesen waren Schweizer, Pagen, Kammerdiener und Kutscher, welche die Livree von Sr Hoheit trugen. Er bestimmte monatlich funfzehntausend Livres zu dem Unterhalt ihres Hauses.

Herr von Chaudebonne bekam nachher von den Spaniern Befehl, sich zu entfernen, wie auch Herr von Goulas, welcher geblieben war, um die Abreise der Hofhaltung zu besorgen. Von beiden erfuhr man, daß sie zu den Unterhandlungen der Herrn von Elbenne beigetragen hatten.

Herr Boutillier, Oberaufseher der Finanzen, kam Monsieur zu Soissons entgegen, und übergab ihm einen Wechsel von fünf und vierzigtausend Thaler, wodurch er sich doppelt willkommen machte. Se Hoheit schickte sie sogleich nach Brüssel, um seinen Hofstaat dadurch frei zu machen.

Der Kardinal von Richelieu sandte Bautru zu Monsieur, und lies ihm in seinem Namen zu seiner Ankunft Glück wünschen. Monsieur sagte ihm ebenfalls

viele Schmeicheleien. Bautru unterhielt sich besonders mit Puylaurent über Monsieurs Verbindung, und erkundigte sich, wie es mit dieser Sache stehe. Puylaurent antwortete ihm: man erwarte die Entscheidung von Paris, und er glaube nicht, daß man etwas von seinem Herrn fordern würde, das gegen sein Gewissen seyn würde. Bautru sagte ihm darauf: er wünschte, als sein Freund, daß er noch in Flandern wäre, wenn anders Monsieur und er nicht entschlossen seyen, in die Aufhebung dieser Ehe einzuwilligen. Auch andere, besonders Se Hoheit und Madame du Fargis, waren der Meinung: man sollte nicht an die Rückkehr nach Frankreich denken, ehe man dieser Sache sich entledigt hätte.

Aber Herr von Puylaurent war, wie man sagte, aus andern Ursachen dazu genöthigt, und hatte nicht einmal Zeit für seine eigene Sicherheit alles das zu thun, was er gerne gethan hätte. Seine Freunde und Verwandte tadelten ihn auch, daß er zu dem Tractat, welcher für ihn so wichtig war, die Herrn von Elbenne gebracht habe, die ihm nicht genug verpflichtet und ergeben waren. Er hätte bedenken sollen, daß ihnen daran liegen mußte, sich für das Bisthum von Albi, das man ihnen genommen hatte, zu entschädigen, daß sie also, um ihre eigenen Umstände zu verbessern, gewiß keinen Anstand nehmen möchten, ihn aufzuopfern, und ihm die sichtbare Gefahr, in die er sich begab, zu verbergen.

Le Coudrai Montpensier willigte ungern in diesen Tractat, aber nur weil er anfänglich für sich keinen Vortheil dabei fand. Sobald ihm Herr von Elbenne funfzigtausend livres versprochen hatte, war er der erste, welcher die Hände dazu bot.

Mon

Monsieur kam mit dem König zu St Germain en Laye zusammen. Dieser bezeigte eine große Freude über seine Ankunft, und lud ihn zur Abendtafel ein. Auch der Kardinal von Richelieu bat ihn zur Tafel und der ganze Hof war über Monsieurs Wiederversöhnnng mit dem König sehr erfreut.

Wenige Tage nachher wurden drei Verbindungen am Hofe von den zwei Töchtern des Barons von Pontchateau, und von der Tochter des Herrn du Plessis von Chivrai geschlossen; alle drei waren Cousinen von dem Kardinal. Die älteste Pontchateau wurde mit dem Herzog von la Valette vermählt, die jüngere mit Herrn von Puylaurent; Fräulein du Plessis von Chivrai aber mit dem Grafen von Guiche, Sohn des Graf von Grammont.

Herr von Puylaurent wurde durch diese Heurath zum Herzog und Pair erhoben, und das Landgut von Aiguillon, welches er vorher hatte, sollte das Herzogthum von Puylaurent genannt werden.

Alle diese Ehrenbezeugungen, welche ihm so schnell ertheilt wurden und gleichsam ehe er sie verlangt hatte, zutrafen, verblendeten ihn sehr. Er bedachte nicht, daß alles in der Absicht geschah, ihn dagegen wieder erkenntlich zu finden. Man erwartete, auch er sollte nun das thun was man von ihm wünschte, ohne daß man sich noch weiter darüber herauslasse.

Da der Kardinal von Richelieu fand, daß er über den Punct von Monsieurs Verbindung unbeweglich war, und er auch jetzt, so wie zuvor, nichts bestimmtes von ihm erfahren konnte; so rieth er dem König, ihn auf die Seite zu schaffen. Gleich nachdem Puylaurent von dem ganzen Hofe die Glückwünsche zu sei-

ner Vermählung und seiner neuen Würde angenommen hatte, ließ ihn der König arretiren, und den 14. Februar 1635 in den Wald von Vincennes abführen.

Herr du Fargis und Coudrai-Montpensier wurden zu gleicher Zeit in die Bastille geschickt.

Der Marquis von Celada gieng zu Ende des Decembers 1634 aus Flandern nach Spanien, und besuchte Monsieur bei seiner Durchreise zu Blois. Er ahnete, daß Monsieur einigen Abscheu gegen das Hofleben zu haben anfange und sich deswegen nach Blois entferne. Sogleich benachrichtigte er den Marquis von Aytone in Flandern davon.

Dieser wußte, wie viel Zutrauen Se Hoheit und Herr von Puylaurent zu Herrn von Lasseré hatten, welcher bei Madame zu Brüssel geblieben war. Er kam daher mit dem Herzog von Lerma und dem Präsidenten Roze zu der Prinzessinn Chimai, wo Madame du Fargis war. Hier gaben sie Lasseré den Auftrag Monsieur zu melden: es sey ihnen bekannt, wie wenig er mit seinem Aufenthalt in Frankreich zufrieden sey. Ob er sich gleich nicht auf die beste Art von ihnen getrennt habe, so hätten sie doch immer eine große Achtung für seine Person, und denselben Eifer ihm zu dienen. Sie böten ihm deswegen aufs neue eine Zuflucht in den Staaten des Königs ihres Herrn an, und Monsieur könnte versichert seyn, daß er eben dieselbe Freiheit und Sicherheit, wie vorher, bei ihnen finden werde. Sie würden sich bemühen ihn noch würdiger zu behandeln.

Anfänglich waren sie der Meinung: Lasseré sollte einen besondern Eilboten, unter einem andern Vorwand, an Monsieur abschicken; aber er entschuldigte sich, daß ihm nur erlaubt sey mit dem gewöhnlichen

Boten

Boten zu schreiben. Durch diesen Weg würde die Nachricht auch schnell ankommen und keinen Verdacht geben. Dieser Vorschlag wurde also gebilligt.

Sie ließen Herrn von Lasseré durch Madame du Fargis bitten, er möchte ihnen die Antwort gleich mittheilen, sobald er sie würde erhalten haben. Lasseré unterließ nicht Monsieur und den Herrn von Puylaurent von der neuen Dienstfertigkeit der Spanier zu unterrichten. So geheim und treu er aber auch die Sache von seiner Seite ausführte; so vermochte er doch nicht zu verhindern, daß nicht Richelieu von einer andern Seite her Nachricht bekam. Das Schreiben fiel in die Hände des Kardinals, und beschleunigte die Verhaftung des Herrn Puylaurent.

Inzwischen war der Kardinal Infant den 2. November 1634 zu Brüssel angekommen. Um seinen Einzug festlicher zu machen, ließ er sich von zehntausend geharnischten Pferden begleiten, aus dem Flandrischen sowohl als aus dem deutschen Heer. Hundert deutsche Garden waren in seine Livree gekleidet. Diese war halb von Sammt und halb von gelbem Taft, mit Bändern von Posamentier-Arbeit besetzt, und mit Quasten von derselben Farbe, aber braun und blaurothlich vermischt. Diese giengen mit ihren Cymbeln voran.

Er selbst trug die französische Cavalerie-Uniform, das nemliche Kleid, wie in der Schlacht bei Nördlingen. Zu Brüssel und Antwerpen wurden eine Menge Triumphbögen errichtet. Im ganzen Land ward er mit lautem Freudengeschrei als dessen Retter empfangen. Er stieg bei der Königinn Mutter ab; einige Tage nachher besuchte er Madame, welche er Ihro Hoheit nannte. Die Königinn Mutter war der Meinung, Madame sollte dies erwiedern, da alle Prinzen und Staaten in

Italien ihn königliche Hoheit betitelt hatten. Auch Monsieur wurde seit dieser Zeit königliche Hoheit genannt.

Die zu Brüssel zurückgebliebenen Franzosen hatten seit Monsieurs Abreise mancherlei zu leiden; man gab ihnen oft Nasenstüber auf der Straße, und warf ihnen Undankbarkeit vor. Die Spanier rächten sich auch an einem Bilde von Monsieur, welches an der Bude seines Schusters zum Schilde diente. Sie rissen es herunter und warfen es in Stücken.

Der König hatte beschlossen, dem König von Spanien den Krieg anzukündigen, und schickte daher einen Herold an den Kardinal Infanten nach Brüssel. Dieser verweigerte, ihn zu sprechen, nachdem er ihn in dem Hause des Stadtmajors, früh von zehn Uhr an bis Abends um sechs Uhr, den 19. Mai 1635 hatte warten lassen. Niemand wollte seinen Auftrag hinterbringen, und er war genöthigt, ihn auf dem Place du Sablon zurückzulassen, und wieder abzureisen, nachdem er bei seinem Kommen uud Abgehen die gewöhnlichen Ceremonien gemacht hatte.

Fast zu gleicher Zeit erhielt man die Nachricht von dem Verlust des Prinzen Thomas zu Aveins, worüber das ganze Land sehr bestürzt war.

Die französische Armee war indeß bis an die Thore von Brüssel vorgerückt, und verursachte großes Schrecken unter dem Volk.

Der Kardinal Infant hatte schon die kostbarsten Geräthschaften aus dem Pallast nach Antwerpen abgeschickt, und hielt den ganzen Kanal mit seiner Armee besetzt. Er war fest entschlossen, Brüssel selbst zu verlassen, wenn nicht Mangel an Lebensmitteln und Pic-

colomini, welcher mit einer Mannschaft aus Deutschland anrückte, unsere Leute zum Rückzug gezwungen hätte.

Die Königinn Mutter und Madame hatten sich schon nach Antwerpen geflüchtet. Ihre Dienerschaft mußte sich dort lange Zeit verborgen halten um der Wuth zu entgehen, welche das Volk, seit der Niederlage bei Tirlemont, gegen die französische Nation hatte.

Der König hatte Monsieur erlaubt seiner Gemahlinn seit achtzehn Monaten ihren Unterhalt zu schicken. Da Se Majestät ihm abschlug, dies länger fortzusetzen, war Madame genöthigt, ihn mit Monsieurs Genehmigung von den Spaniern zu fordern, und die Diener, welche er bei ihr gelassen hatte, zu Ende des Januars 1636 zu verabschieden. —

Digitized by Google

Da in den Memoiren des Herzogs Gaston von Orleans die Königinn, Anna von Oestreich, am wenigsten geschildert ist, so ergänzen wir dies durch einige wörtliche, doch abgekürzte Auszüge aus den Memoires pour servir à l'histoire d'Anne d'Autriche, epouse de Louis XIII. par Md. de Motteville, une de ses favorites, T. I. S. 9. ff.

„Der König war den 27. September 1601 und die Königinn den 22. desselben Monats geboren. Sie war vierzehn Jahre alt, als sie sich vermählte, und im funfzehnten wurde sie dem König, ihrem Gemahl, zugeführt, der nur fünf Tage jünger war, wie sie. Ich weiß von der alten und berühmten Marquisin von Marny, welche zu der Zeit die Ehre hatte, vertrauter mit ihr umzugehen und daher sehr geachtet wurde: daß sie außerordentlich schön war. Als sie das erstemal die Königinn sah, — erzählte sie mir — saß diese nach spanischer Weise auf einem Kissen mitten unter einer großen Anzahl von Hofdamen, in einer spanischen Kleidung von grünem Stoff mit Silber gestickt, mit herabhängenden, über den Armen durch große diamantene Knöpfe aufgefaßten Ermeln. Sie hatte eine dichte Halskrause, auf dem Oberkopf ein kleines Häubchen von der Farbe ihres Klei-

des, mit einer schwarzen Reiher-Feder, welche die Schönheit ihrer blonden in großen Locken frisirten Haare sehr erhöhte.

Der junge König war gut gebaut, und seine bräunliche Schönheit misfiel der jungen Königinn nicht. Ich habe sie sagen hören, daß sie ihn sehr liebenswürdig gefunden und ihn gewiß geliebt haben würde, wenn nicht das Schicksal des einen oder andern, oder jenes fast unvermeidliche Verhängniß fürstlicher Personen dieses anders gewollt hätte.

Nach und nach entfernte man von ihr alle spanische Hofdamen, welche mit ihr gekommen waren, worüber sie sehr betrübt war. Nur Donna Estefania blieb ihr noch, welche sie zärtlich liebte, weil sie von ihr erzogen war. Sie war bei ihr, wie man in Frankreich sagt, erste Kammerfrau.

Durch meine Mutter unterhielt die Königin ihre unschuldige, aber doch verheimlichte Vertraulichkeit mit dem König, ihrem Bruder, welche ihr einziges Vergnügen, aber auch ihr einziges Verbrechen war.

Sie that dies, auch um sich über den Verdruß zu trösten, welchen ihr die große Gunst des Herzogs von Luines verursachte, und den sie nicht verbergen konnte. Dieser soll, wie man sagte, einst die Verwegenheit gehabt haben, dem König den Vorschlag zu machen, sie zu verstoßen und eine Verwandte seiner Frau, die nachherige Prinzessinn von Guimené zu heurathen, welche die schönste Dame am Hof war. Wenn ihm auch wirklich dieser Gedanke in den Sinn gekommen seyn sollte; so muß er doch schnell und wie eine lächerliche Erscheinung vorübergegangen seyn. Denn die Herzoginn von Luines, welche mit ihrem Manne sehr gut stund, wurde bald die Favoritin der Königinn.

Dieſer koſtete anfänglich Freundſchaft gegen ſie wahre Mühe, weil ſie ſoviel Widerwillen gegen den Herzog hatte. Sie gewöhnte ſich aber daran aus Gefälligkeit für den König, welcher die Herzoginn wohl leiden konnte, und ſie zu allen Spazierfahrten und Jagden mitnahm. So genoß die Königinn einige Zeit ein ungeſtörtes Vergnügen. Nur dadurch wurde es ihr verbittert, daß da ſie ſich eine Zeit lang guter Hoffnung geglaubt hatte, ſie beim ſchnellen Laufen mit der Connetablin ſich Schaden that. Aus dieſer Geſchichte kann man urtheilen, daß es dieſem Hofe, wenn gleich an Klugheit, doch nicht an Vergnügen fehlte, da Jugend und Schönheit daſelbſt eine unumſchränkte Macht hatten.

Der Connetable von Luines ſtarb 1621 und dieſes kleine Reich endigte mit ihm.

Die Königinn, Maria von Medicis trat wieder in Einverſtändniß mit dem Könige. Dieſer Friede zwiſchen Mutter und Sohn entzweite den Gemahl und die Gemahlin. Die Königin Mutter wußte, daß ſie, um eine unumſchränkte Herrſchaft über den jungen Prinzen zu erhalten, es dahin bringen müſſe, daß die junge Prinzeſſinn nicht gut mit ihm ſtehe, und die Königinn, ihre Schwiegertochter, verlor von dieſer Zeit an ihr ganzes Anſehen und alles Vergnügen.

Ihr einziger Troſt war die Theilnahme der Herzoginn von Luines, welche mit dem Herzog von Chevreuſe, einem Prinzen aus dem lothringiſchen Hauſe, wieder verheurathet war. Dieſe theilte ihr ſo viel ſie konnte ihre heitere und luſtige Laune mit, und machte die ernſthafteſten und wichtigſten Dinge zum Gegenſtand ihrer Fröhlichkeit und ihres Scherzes. Einige Jahre vergiengen, ohne daß man eigentlich ſagen könnte, wie.

Ich

Ich kann behaupten, daß ungeachtet der Ehrfurcht, welche Ihre Majestät einflößte, die Schönheit der Königinn doch Eindruck auf Personen gemacht hatte, welche ihre Leidenschaft verriethen. Unter diesen war der Herzog von Montmorenci, Bruder von Madame der Prinzessinn. Ihn empfahlen seine Tapferkeit, sein gutes Aussehen und seine Pracht.

Er hatte eine heftige Neigung für die Marquisin von Sable gehabt, deren Schönheit am meisten Aufsehen machte, als die Königinn nach Frankreich kam. Sie war liebenswürdig, aber sie wollte es noch mehr scheinen. Es herrschten in Frankreich noch einige Ueberreste von jener Feinheit, welche Katharina von Medicis aus Italien mitgebracht hatte, und man fand eine so große Zartheit in den neuen Komödien und allen andern Schriften in Versen und in Prosa, welche aus Madrid kamen, daß die Marquisin eine hohe Meinung von der Galanterie hatte, welche die Spanier von den Mauren gelernt hätten. Sie war überzeugt, daß die Männer ohne ein Verbrechen zu begehen, zärtliche Empfindungen für die Frauen haben können, und daß der Wunsch, ihnen zu gefallen, sie der schönsten und größten Handlungen fähig mache, ihren Verstand bilde, und ihnen Liebe zu allen Tugenden einflöße. Die Frauen hingegen, als die Zierde der Welt, und geschaffen, um verehrt und angebetet zu werden, dürften nur ihre Ehrfurcht annehmen. Diese Meinungen hatte diese Dame mit vielem Geist und großer Schönheit behauptet und ihnen zu ihrer Zeit viel Gewicht gegeben. Die Anzahl und das Ansehen derer, welche ihre Besuche bei ihr fortsetzten, erhielten bei uns das, was die Spanier facezas nennen.

Die Königinn sagte mir, da sie sich über ihre vergangenen Eitelkeiten lustig machte: sie habe nie über die Empfindungen des Herzogs von Montmorenci gegen sie nachgedacht, und alles was die allgemeine Stimme von ihm gesagt habe, nur als eine Huldigung angesehen, welche die ganze Welt ihrer Schönheit schuldig sey.

Der Herzog von Bellegarde, obgleich alt, war doch auch einer von den Anbetern dieser Prinzessinn. Er war der Liebling von zwei Königen gewesen. Der Ruhm davon war so groß, daß die Königinn es nicht abschlug, seinen Weihrauch anzunehmen, der ihre Ehre nicht beflecken konnte. Sie erlaubte ihm nach der Weise des Jahrhunderts, in welchem er gelebt, und welches das Reich der Galanterie und der Frauen gewesen war, mit ihr umzugehen. Die Sache verwandelte sich in unterhaltenden Scherz und sogar der König, ob gleich zur Eifersucht geneigt, war nicht dagegen.

Der Herzog von Bokingham war der einzige, welcher die Verwegenheit hatte, einen Angriff auf ihr Herz zu machen. Er kam im Namen des Königs von England, wegen der Vermählung mit Madame, der Schwester des Königs; war gut gebaut, schön von Gesicht, hatte eine große Seele, machte vielen Aufwand, war freigebig, und der Liebling eines großen Königs, dessen Schätze ihm zu Gebot stunden. Er schmückte sich mit allen Edelsteinen der Englischen Krone. Man darf sich nicht wundern, daß er bei so vielen liebenswürdigen Eigenschaften, hohe, aber gefährliche und tadelswürdige Wünsche nährte. Die Königinn hat kein Geheimniß daraus gemacht und mir nachher, als sie von dem Irrthum dieser gefährlichen Täuschungen längst zurückgekommen war, ganz frei erzählt:

zählt: sie habe in ihrer Jugend nicht eingesehen, daß ein angenehmer Umgang, welcher gewöhnlich ein anständiger Liebeshandel genannt wird, wo man sich für keinen ausschließend erklärt, für sträflich angesehen werden könnte; eben so wenig als bei den spanischen Damen, welche in ihren Palästen wie die Nonnen lebten, und nie als in Gegenwart des Königs und der Königinn mit Männern sprächen, dannoch aber mit ihren Eroberungen prahlten und sie so ganz nicht für nachtheilig hielten, daß sie sich vielmehr eine Ehre daraus machten.

Sie hatte an der Herzogin von Chevreuse eine Freundin, welche sich ganz diesen eitlen Unterhaltungen hingab; und die Königinn hatte, nach den Anleitungen der Herzogin ungeachtet der Reinheit ihres Herzens, nicht verhindern können, sich in den Annehmlichkeiten dieser Leidenschaft selbst zu gefallen. Sie selbst hatte dabei einiges Vergnügen, welches mehr ihrem Ehrgeiz schmeichelte, als ihre Tugend erschütterte.

Alles, was Bokingham betraf, wurde zum Nachtheil der Königinn dem König hinterbracht, so daß einige Bediente deswegen fortgejagt wurden. Dieser Mann, welcher eben so viel Eitelkeit als Ehrgeiz besaß, entzweite nachher beide Kronen, blos um wieder bei Gelegenheit eines Friedensschlusses nach Frankreich zu kommen, wenn er erst, seinen Absichten nach, seinen Ruhm durch die Siege, welche Er über unsere Nation zu erlangen hoffte, gegründet haben würde. Er kam aus dieser Ursache mit einer mächtigen Kriegsflotte den Rochellern zu Hülfe, welche Ludwig XIII. belagerte. Er rühmte sich öffentlich seiner Leidenschaft für die Königinn. Diese Prahlerei aber wurde endlich dadurch bestraft, daß alle seine Absichten mislangen.

Madame von Chevreuse, welche ganz ihren Neigungen folgte, und den Herzog von Holant, den Freund des Herzogs von Bokingham liebte, war damals aus England zurückgekommen, und sah mit einigem Vergnügen die Flotte von Bokingham. Die Königinn und ihre Busenfreundin haßten den Kardinal von Richelieu, als Anhänger der Königinn Mutter und des Königs, da er durch jene in das Ministerium gekommen war. Nichts war daher ihnen angenehmer, als ihm Verdruß zu machen, um so mehr, da die Königinn wußte, daß er ihr bei dem Könige nachtheilige Dienste leiste. Es wurde ihr deswegen nicht schwer, die Wünsche ihrer Freundin für das Glück der Engländer mit Vergnügen zu hören.

Aber es kam eine Zeit, wo die Königinn es besser einsehen lernte und bereute. Madame von Chevreuse hat nachher selbst gesagt: daß sie die Königinn zu Bokingham gezwungen habe, indem sie immer von ihm gesprochen, und ihr alle Zweifel durch die Idee benommen habe, daß sie dem Kardinal von Richelieu dadurch Verdruß mache. Die Königinn hatte gewiß eine schöne Seele und ein reines Herz; und unerachtet sie in einem Lande geboren war, wo, wie ich schon gesagt habe, die Liebeshändel Mode waren, kostete es Madame von Chevreuse doch viele Mühe, bis sie es dahin brachte, daß sie einiges Wohlgefallen an dem Ruhm hatte, angebetet zu werden.

Die Marquisin von Senecé, welche die Ehre hatte, die Königinn fast ihr ganzes Leben hindurch zu bedienen, und dies mitunter auch in Zeiten wo sie nicht immer beliebt zu seyn glaubte, rechtfertigte, so gerne sie die Wahrheit zu sagen pflegte, die Keuschheit ihres Lebens und ihrer Empfindungen, ungeachtet sie zugab, daß sie das Unglück gehabt habe, sich allzuviel von andern leiten

ten zu lassen. Die Königinn selbst sprach mit einer so offenen und anständigen Unbefangenheit davon, daß man leicht sehen konnte, es seyen bei ihr nur flüchtige Unvollkommenheiten gewesen. Ihr Unglück war, daß der König, ihr Gemahl, sie nicht genug liebte, und sie gleichsam gezwungen war, sich mit andern Dingen zu beschäftigen und ihr Herz ihren Damen hinzugeben, welche, anstatt sie anzutreiben, seine Liebe wieder zu suchen, vielmehr alles thaten, um sie noch mehr von ihm zu entfernen, damit sie destomehr ihnen angehörte."

Ueber das Verhältniß der Königinn zur Königinn Mutter und über die Geschichte des unglücklichen Chalais fährt Frau von Motteville S. 27 fort:

„Es ereignete sich ein sehr unangenehmer Vorfall für die Königinn bei ihrer Reise nach Nantes, veranlaßt durch die Königinn Mutter und dem Kardinal von Richelieu, welche eine Ursache suchten, sie wieder nach Spanien zurückzuschicken. Sie kam in Verdacht, etwas von dem Vorhaben des — von Chalais, des Oberaufsehers der Garderobe, gewußt zu haben. Dieser war, wie viele glaubten, ungerechter Weise angeklagt: er habe gegen den Staat sich verschwören wollen. Diejenigen, welche zu dieser Zeit am Hofe gewesen waren, sagten mir: daß es höchstens Anschläge gegen das Glück des Kardinals von Richelieu gewesen seyen, an welchen Monsieur, der Bruder des Königs, Theil gehabt habe. Beringhen, jener alte Vertraute des verstorbenen Königs und der Königinn, welcher bei ihrer Vermählung zugegen gewesen und nicht gewohnt war, zu lügen, hat mir gesagt: Louvigni, der in Madame

von

von Chevreuse verliebt und voll Eifersucht und ähnlichen Leidenschaften war, wie der Ehrgeiz und die Galanterie sie hervorbringen, habe Chalais fälschlich angeklagt, daß er die Absicht gehabt habe, dem König das Leben zu nehmen. Er hat mich versichert, da er über alle diese Dinge, welche er erlebt hatte, mit mir sprach: daß Chalais kein Verbrecher, sein einziger Fehler aber der Vorsatz gewesen sey, Monsieurs Verbindung mit Mademoiselle von Montpensier verhindern zu wollen. Eben dies wollten die übrigen Diener dieses Prinzen, welche aus eingebildeten Gründen glaubten, es würde vortheilhafter für sie seyn, wenn derselbe sich mit einer fremden Prinzessinn vermählte. Chalais habe die Günstlingin der Königinn bis zum Tollwerden geliebt; und deswegen habe man geglaubt, daß auch er, so wie seine Geliebte, an diesen Anschlägen Theil habe.

Der Kardinal von Richelieu, welcher sich von Monsieurs Günstlingen gehaßt sah, hatte den König um ihn in seinen Vortheil zu ziehen, überredt: diese Leute hätten die Absicht unter dem Namen des Prinzen eine Partey in dem Königreich zu bilden.

Um diese Geschichte noch zu verschönern, beschuldigte man die Königinn: sie habe den Gedanken gehabt, Monsieur nach dem Tode des Königs, ihres Gemahls, zu heurathen, wenn unglücklicher Weise die Sterne die Vorausfagungen davon begünstigt hätten. Um die Königinn ganz zu verderben, und dem König Ursache zu geben, sie eines solchen Verbrechens für fähig zu halten, machte der Kardinal von Richelieu dem verhafteten Chalais Hoffnung: man würde ihm das Leben schenken, wenn er sagen würde, die Königinn sey in allem mit ihm einverstanden gewesen. Er that es, nicht aber auf die Art, wie man wünschte, sondern wie er es

nach

nach der Wahrheit thun zu können glaubte. Der König, durch die Kunstgriffe des Ministers hintergangen, welche die Angabe des Gefangenen erweiterte, ließ die Königinn vor das Conseil kommen, und warf ihr vor: sie habe einen Anschlag auf sein Leben gemacht, um einen andern Gemahl zu bekommen.

Die Königinn, welcher ihre Unschuld Stärke gab, war über diese Anklage empfindlich erbittert. Sie antwortete fest und mit einer edlen Unerschrockenheit, (wie sie mir selbst gesagt hat): daß sie zu wenig bei diesem Tausch gewonnen haben würde, um wegen eines so geringen Vortheils sich mit einem solchen Verbrechen zu beflecken. Mit aller Würde einer Prinzessinn von ihrer Geburt, welche fälschlich angeklagt ist, warf sie der Königinn, ihrer Schwiegermutter, alle Verfolgungen vor, welche sie und der Kardinal von Richelieu gegen sie ausübten.

Da Chalais auf dem Blutgerüste war und sich von dem Minister betrogen sah, bereute er seine Angabe. Er bat seinen Beichtvater, zum König zu gehen und ihm die Wahrheit zu entdecken, auch die Königinn in seinem Namen um Vergebung zu bitten. Er entschuldigte sich, daß die Liebe zum Leben und die Furcht vor dem Tode ihn überzeugt hätten, er könne mit Recht von ihr sagen, was er wisse, weil er nichts von ihr wüßte, das dem Könige mißfallen könnte.

Sie selbst erzeigte mir die Gnade mir dieses alles zu bestätigen, lange nach dieser Menge von unglücklichen Ereignissen. Sie sagte mir auch: auf welche Art sie den Marschall von Ornano gebraucht habe, um Monsieur von seiner Verbindung abzuhalten. Zugleich versicherte sie mich, daß sie eine dritte Person an den Marschall geschickt habe, ohne daß es den Schein ha-

ben konnte, als ob es von ihr käme; nur um ihn merken zu lassen, daß es ihr lieb seyn würde, wenn er es zu verhindern suche; und dies sey das einzige Einverständniß gewesen, welches sie mit Monsieur's Leuten gehabt habe.

Madame von Chevreuse liebte Chalais; durch sie könnte er wissen, daß es der Königinn unangenehm seyn würde, Madame (die Prinzessinn Montpensier) welche mehr beliebt war, neben sich zu haben. Er glaubte vielleicht, Ihr nicht zu schaden, wenn er sich durch ein so unbedeutendes Geheimniß vom Tode rette, da die Königin selbst, wenn man es hätte wissen wollen, dieses Alles nicht würde geleugnet haben.

Sobald Monsieur mit Mademoiselle von Montpensier vermählt war, wurde diese von der Königinn geachtet; und ich habe diese selbst nachher sagen gehört, daß sie den schnellen Tod der Prinzessinn beklage.

Richelieu, welcher damalen von dieser Prinzessinn und ihrer Favoritin gehaßt wurde, wollte Chalais verderben, weil er eine gute Stelle beim König hatte, und mit den Anhängern von Monsieur und allen, die ihm entgegen waren, zusammenhieng. Er stellte vieles kleine zusammen, um eine große Sache daraus zu machen. Der Königinn hat dieses Kummer und dem König viele üble Stunden gemacht."

Von der Entfernung der Königinn Mutter erzählt Mad. von Motteville S. 52 folgendes charakteristische:

„Die Königinn Mutter war unumschränkte Gebieterin über Frankreich, und ihr Glück schien fest gegründet. Aber schnell änderte sich der Schauplatz. Jedermann

mann kann daraus sehen, daß die gekrönten Häupter, weil sie höher stehen als andere Menschen, auch der Gefahr um so mehr ausgesetzt sind. Da die Königinn den Kardinal von Richelieu als ihren Liebling nach dem Marschall von Ancre zum ersten Minister erhoben hatte, so betrachtete sie ihn ganz als ihre Kreatur, und glaubte immer durch ihn zu regieren. Aber sie machte die grausame Erfahrung, wie wenig man sich auf die Treue solcher Personen verlassen darf, welche einen unbegränzten Ehrgeiz haben.

Ich weiß nicht, welchen Grund sie hatte, sich über ihn zu beklagen, und wenige Personen wußten es. Sie glaubte, niemand würde es tadlen, wenn sie als Schöpferin ihres Werks dieses nach ihrem Willen zerstöre.

Von der Königinn, welche dem Kardinal von Richelieu nie gut war und ein Vergnügen daran fand, alles zu wissen was gegen ihn vorgieng, habe ich erfahren, daß bei der Reise nach Lyon, wo der König auf den Tod krank war und der Kardinal sich für verloren hielt, die Königinn Mutter, welche ihn schon nicht mehr vertheidigte, wenn man ihn bei ihr zu verdrängen suchten, den König gebeten habe, ihn zu entfernen. Nachdem Er ihr das Versprechen gegeben hatte, ihn wegzuschicken, wann sie wolle, habe er sie gebeten, wegen seiner Absichten mit Italien die Ausführung noch einige Zeit zu verschieben. Die Königinn Maria von Medicis habe sich mit seinem guten Willen begnügt und nicht weiter in ihren Sohn dringen wollen, um ihn nicht in seinen Geschäften zu stören, mit dem Versprechen zufrieden, daß er ihm seinen Abschied geben würde, wenn sie es verlange.

Durch diese Gutmüthigkeit, welche ihr das Glück ihres folgenden Lebens raubte, gab sie dem König Anlaß,

laß, sie selbst zu entfernen, ob gleich sie seine Mutter, und die Schwiegermutter von den mächtigsten Königinnen in Europa war. Maria von Medicis hatte Spanien eine Königin, Savoyen eine Monarchin, Engelland eine Königin, und Frankreich einen König gegeben; und alle diese nahen Mächte konnten sie doch nicht gegen ihr Unglück schützen.

Sobald der Hof nach Paris zurückgekommen war, drang sie in den König, sein Versprechen auszuführen. Sie glaubte kein Hinderniß zu finden, und war erstaunt, da sich der König widersetzte. Er forderte nicht allein Aufschub von ihr; er bat sie selbst inständig, dem Kardinal zu verzeihen. Die Königin Mutter, über diesen Vorschlag bestürzt und aufgebracht, ließ den König ihren Unwillen fühlen, vergoß Thränen, machte ihm Vorwürfe, und unterließ nichts, um in dieser Sache den Sieg davon zu tragen. Aber ihre Absicht gelang so gar nicht, daß sie vielmehr ihren Sohn, seinen Richter, gegen sie mit ihrem Feind im Einverständniß fand, und jener gleichsam die Partie von diesem ausmachte.

Der Kardinal kam selbst an den Ort, wo sie beisammen waren, um mit Genehmigung des Königs seine Sache zu verfechten. Ganz kalt sagte er zu beiden: er sey hieher gekommen, weil er wisse, daß sie über seine Angelegenheiten sprächen. Die Königinn in Thränen und erbittert, daß er gegen ihren Willen in das Kabinet gekommen war, nannte ihn einen Verräther, und sagte ihm: es sey wahr, daß sie sich bei dem König über ihn beklage. Sie war so aufgebracht gegen ihn, als man bei den größten Beleidigungen und dem stärksten Haß nur immer seyn kann. Noch heftiger war sie gegen seine Nichte, die Herzogin von Aiguillon, welche am Ende des Gesprächs hereintrat und von ihr mit großer Verachtung behandelt wurde.

Der

Der Kardinal von Richelieu, ohne aus seiner Fassung zu kommen, warf sich ihr zu Füßen, bat sie knieend um Vergebung und wendete alles an, um diese zu erhalten. Die Königinn Mutter außer sich über die Verweigerung ihres Sohns, und voll Zorn über seinen Diener, welchen sie für untreu hielt, wollte ihm durchaus nicht verzeihen. Selbst dem König, der sich ihr ebenfalls zu Füßen warf und in großer Verlegenheit war, versagte sie ihre Vergebung.

Als der König sich zurückgewiesen sah, gieng er, ohne noch an das zu denken, was nachher erfolgte, aus bloßem Verdruß über diese Spannung nach Versailles und überlegte was nun zu thun sey. Der bestürzte Richelieu wußte nicht, ob er alles aufgeben solle. Nach dem Rath des Kardinals von la Valette aber folgt er dem König, und benutzt die Vortheile der Gegenwart so gut, daß er in wenigen Stunden sich des Königs ganz bemächtigte.

Man hat behauptet: die ganze Gegenpartei habe gewisse Berathschlagungen gegen den Kardinal gehalten, wobei jeder seine Stimme gegen ihn gegeben habe. Nachher habe er dieselben Personen gerade so behandelt, wie sie damals beschlossen gehabt hätten, ihn zu behandeln. Der Marschall von Marillac, welchen er nachher ganz ungerechter Weise, wie ich sagen hörte, ums Leben bringen ließ, habe auf seinen Tod gestimmt, so bald ihn der König aufgegeben haben würde. Der Marschall von Bassompierre soll nur auf seine Gefangennehmung angetragen haben; und dieser kam auch wirklich zwölf Jahre lang in Verhaft. Eben so gieng es mit den übrigen. Dieser Marschall selbst, welchen ich während der Regentschaft der Königinn gesehen habe, hat mir dieses nachher bestätigt. Hierinn lag also die erste Ursache von so vielen Verfolgun-

gen und Verbannungen, und so viele berühmte Männer in diesem Jahrhundert wurden dadurch unglücklich.

Monsieur, der Bruder des Königs, Gaston von Frankreich, welcher bei allen diesen Kabalen an der Spitze stund, that dies auch bei dieser mit Recht. Es geschah zum Vortheil der Königinn, seiner Mutter.

Einige Zeit nach diesem sogenannten Narrentag (journée des duppes) begab sich der Hof nach Compiegne. Die beiden Königinnen waren in dem besten Einverständniß, weil sie sich in ihrem Haß gegen den Kardinal von Richelieu begegneten, und ihr Schicksal gleich zu werden anfieng.

Den König beunruhigte der Vorsatz, die Königinn Mutter zu verhaften, ob er dies gleich schon einmal gethan hatte. Jetzt aber wurde es ihm doch schwerer, die Stimme der Natur, da er besser seine Pflichten kannte, zu unterdrücken. Sie schwächte zuweilen seinen Entschluß und machte ihn wankend.

Auf der andern Seite wandte der Minister alles an, um sich Genugthuung zu verschaffen, und selbst zu erhalten. Er hatte dazu viele Plane.

Die Königinn Mutter, von ihrem Sohne mißhandelt, und ungewiß, ob ihre Absichten gelingen würden, war auch nicht ruhig.

Endlich, wenige Tage nach ihrer Ankunft, sollte das Schicksal so vieler großen Personen entschieden werden. Man pochte früh Morgens an die Thüre von dem Zimmer der Königinn. (Zu Compiegne im Februar des Jahrs 1631.) Da sie mit Recht immer an der Gnade des Königs zweifelte; so glaubte sie ganz gewiß, man komme, um ihr irgend eine traurige Nachricht zu brin-

bringen und zum wenigsten sie aus Frankreich zu entfernen. Sie hatte viel angebohrne Festigkeit und einen entschlossenen Geist. Sogleich ließ sie die Thüre öffnen, und ihre erste Kammerfrau kam ihr zu sagen, es sey der erste Siegelbewahrer, welcher im Namen des Königs mit ihr zu sprechen verlange. Dadurch wurde sie noch mehr in ihrer ersten Vermuthung bestärkt. Da er hereintrat, sagte er ihr aber nichts weiter, als daß der König ihr melden ließe: er sey aus gewissen Ursachen, welche das Wohl seines Staats beträfen, genöthigt, seine Mutter, unter der Bewachung des Marschalls d'Etreé, an diesem Ort zu lassen. Daher bitte Er sie, jene nicht mehr zu sehen, sondern aufzustehen und sich zu den Kapuzinern zu begeben, wohin Er vorausgegangen sey, um sie zu erwarten.

Durch diese Nachricht war die Königinn einigermaßen getröstet. Sie stund so geschwind als möglich auf, um sich bei dem König einzufinden.

Aber auf den Rath der Marquisin von Seneé, ihrer Hofdame, ließ sie jener unglücklichen Prinzessin sagen: sie verlange sehr, sie zu sehen, um über eine Sache von großer Wichtigkeit mit ihr zu sprechen; aus gewissen Ursachen aber dürfte sie es nicht wagen, zu ihr zu kommen, wenn sie nicht vorher zu ihr schicke und sie darum ersuche. Die Königinn Mutter, welche nichts von dem Entschluß des Königs wußte, aber in der Lage, worinn sie sich befand, all das Uebel befürchtete, welches sie schon einmal erlitten hatte, schickte schnell die Fräulein Katharine an die Königinn, um zu thun, was diese von ihr verlangt hatte. Diese Feinheit wurde blos aus Rücksicht für den König gebraucht. Die Königinn warf nur einen Schlafrock um, und gieng ganz im Hemde zu der Königinn ihrer Schwiegermutter, welche sie auf dem Bette sitzend fand. Sie wußte nicht,

was sie aus diesem Geheimniß machen sollte. Als sie die Königinn sah, rief sie: Ach meine Tochter, man tödtet mich, oder nimmt mich gefangen. Läßt mich der König hier, und was will er mit mir anfangen? Die Königinn warf sich, von Mitleiden gerührt, in ihre Arme, und ob sie gleich in ihren glücklichen Zeiten sie nicht immer gut behandelt hatte, so verwischte doch ihr gegenwärtiger Zustand das Andenken davon. Sie beweinte ihr Unglück und bezeugte ihr die innigste Betrübniß über den Entschluß des Königs, welchen jene von ihr erfuhr.

Beide Prinzessinnen trennten sich, zufrieden mit einander, aber sehr gerührt darüber, daß sie das Opfer des Kardinals, ihres gemeinschaftlichen Feindes, werden mußten. Dies war das letztemal daß sie sich sahen. Die Königinn Mutter entfloh (in der Folge) und begab sich nach Flandern, wo die berühmte Infantin Clara Eugenia, Großtochter Karls des V. und Tante der Königinn, sie aufnahm und mit ausgezeichneter Achtung behandelte. Eben so empfieng dieselbe Monsieur, den einzigen Bruder des Königs, Gaston von Frankreich, welcher, nachdem er dem Kardinal gedroht hatte, auch dahin gieng, um mit seiner Mutter die Güte dieser großen Prinzessinn zu theilen.

Sie regierte in ihrer Klugheit die Niederlande mit eben so viel Ruhm, als Margarethe von Parma und der vortreffliche Sohn derselben zusammen verdient hätten. Hat gleich Alexander Farnese durch seine Tapferkeit mehr Städte erobert; so gewann sie dagegen mehrere Siege über sich selbst. Sie lebte wie eine Heilige und herrschte durch ihr rechtschaffenes Betragen und ihre Gerechtigkeit in den Herzen der Flamänder.

End-

Endlich wurde die Königinn Maria von Medicis durch den Tod dieser Prinzessinn genöthigt nach England zu gehen. Sie fand dort den Frieden nicht, welchen sie erwartet hatte. Der König von England nahm sie zwar gut auf, und die Königinn, ihre Tochter, behandelte sie mit vieler Herzlichkeit; aber die Religion, und die ersten Unruhen des rebellischen Volks vertrieben sie wieder.

Sie gieng nachher nach Holland, und endlich nach Cöln, wo sie zur Schande des Kardinals, von Kummer und Elend niedergedrückt, starb."

Das Schicksal der vornehmsten Personen von dem Hofe Ludwigs des XIII. — seiner Mutter und Gemahlin, seines Bruders und allmächtigen Ministers — geht in den nächstvorigen Denkwürdigkeiten bis zu den bedenklichsten Verwicklungen. Die Auflösung des geschürzten Knoten finden unsere Leser nicht leicht gedrängter und lebhafter, als in des (noch lebenden) Anquetils Intrigue du Cabinet sous Henri IV. et Louis XIII. terminee par la Fronde. Der Vf. ist Bruder des Entdeckers und Uebersetzers vom Zendavesta. — Wir lassen alles Ueberflüßige aus, und führen unsre Leser dadurch schnell bis zum Ende Richelieu's und seines durch den höchsten Grad persönlicher Ohnmacht zur höchsten Despoten-Macht erhobenen Königs.

„Der Kardinal war froh, den Feinden von Frankreich den vermuthlichen Thronerben (1634) entführt zu haben, und gab ihm prächtige Feste. Endlich fieng er an ihn über seine Verbindung ausholen zu wollen. Man bemerkte, daß der für seinen Vortheil besorgte Prälat

das Vertrauen, welches durch das Vergnügen eingeflößt wird, benutzte, um Gaston seine Geheimnisse zu entlocken. Man suchte ihn durch den Staats-Secretair Bouthillier, zwei Doctoren von der Sorbonne, drei Jesuiten, den General des Oratoriums, den Pater Joseph und durch Mazarin, den päbstlichen Botschafter, zu überreden, daß seine Verbindung ungültig sey. Aber er behauptete die Gültigkeit mit einer ihm ungewöhnlichen Festigkeit.

Dieser Widerstand verdroß Richelieu. Er verschob deswegen einige Zeit die Ausführung der Versprechungen, welche man gegen Puylaurent gemacht hatte, überzeugt, daß dieser an der Hartnäckigkeit seines Herrn Schuld sey. Aber endlich fand er für gut, den Günstling mit Wohlthaten zu überhäufen, um zu sehen, ob es ihm nicht dadurch gelingen würde, ihm etwas abzugewinnen.

Der Preis des versprochenen Herzogthums wurde berechnet, der Kauf richtig, die Verbindung mit Fräulein von Pont-Chateau der Nichte des Kardinals geschlossen, und Puylaurent, Herzog und Pair und naher Anverwandter von Richelieu, war mit einemmal Besitzer von sechsmalhunderttausend Thalern an Einkünften.

Diesem glänzenden Zustand, welcher kaum zwei Monate dauerte, folgten drückende Unfälle. Monsieur hatte sich nach Blois zurückgezogen, wo er sehr einsam lebte und seinen Umgang auf einige Vertraute einschränkte, welche weder von seinen Geschäften noch Vergnügungen etwas bekannt werden ließen. Dieses geheimnißvolle Benehmen war beunruhigend für Richelieu. Er wendete alles an, um von Puylaurent heimlich zu erfahren was vorgehe; so sehr, daß er ihm Gou-

Gouvernements, den Marschallsstab von Frankreich, und das Kommando der Armeen dafür anbot. Er rieth ihm auch und bat ihn, Coudrai-Montpensier und einige andere Edelleute zu entfernen, die man für unternehmende Männer hielt, und deren Aufenthalt bei dem Herzog von Orleans dem Kardinal mißfiel. Endlich wiederholte er sein Ansuchen, und verlangte von ihm: er möchte seinen Herrn bewegen, in die Aufhebung seiner Vermählung einzuwilligen. Puylaurent zog alles dies in die Länge. Während er Zeit zu gewinnen hoffte, reisten Spanier durch Blois, die er zu Brüssel gekannt hatte. Sie wurden als Freunde aufgenommen. Richelieu aber benutzte diesen Umstand, um dem König die Anstalten seines Bruders verdächtig zu machen. Er gab ihm zu verstehen, daß diese Verbindungen, welche Puylaurent noch fester zu machen suche, von der größten Wichtigkeit seyn könnten, in dem Augenblick, wo der Krieg ausbreche. Puylaurents Verderben war beschlossen.

Es war nur die Frage, wie man ihn von Blois wegbringen sollte, von wo er sich, wie man wußte, nicht ohne seinen Herrn entfernte.

Es wurden bei Hof, bei Gelegenheit des Carnevals große Vorbereitungen zu Festen gemacht, wozu der König beide einlud. Puylaurent, als ein hübscher Mann und guter Tänzer sollte dabei eine vorzügliche Rolle spielen. Als er aber den 1. Februar Nachmittags in das Louvre kam, um ein Ballet zu probieren, wurde er arretirt und nach Vincennes abgeführt. Mehrere seiner Freunde hatten ein gleiches Schicksal, und wurden in verschiedene Gefängnisse geschickt. Der Herzog von Orleans, durch diesen Schlag ganz niedergeworfen, ließ anfänglich sein Misfallen nicht ganz merken, weil er für sich selbst fürchtete. Er sagte dem Kö-

nig

nig nichts, als dieses: Er bitte nicht um Gnade für seinen Günstling, wenn dieser würklich schuldig sey; aber er beschwöre Ihn, sich nicht gegen ihn einnehmen zu lassen.

Nachdem er so den Gefangenen der Gnade seines Bruders empfohlen hatte, kehrte er traurig nach Blois zurück.

Puylaurent überlebte seine Ungnade nicht lange. Er starb im Monat Julius aus Kummer über seine Gefangenschaft. Gaston bedauerte ihn aufrichtig. Nie wollte dieser Prinz etwas davon hören, einen andern Günstling von dem Kardinal anzunehmen, noch weniger den Kardinal selbst, welcher durch alle mögliche Unterwürfigkeiten Monsieurs Zutrauen zu erschmeicheln suchte, um den jüngern Bruder auch so wie den ältern zu beherrschen.

Da dieses Mittel fehlschlug, so ergriff Richelieu ein anderes, wobei Gaston sich auch nicht besser befand. Er ließ seine ganze Hofhaltung sammt Kanzler, Secretärs und Edelleuten durch Menschen besetzen, welche alle dem Minister ergeben waren. So war der Herzog von Orleans mitten unter seinen Leuten wie ein Gefangener.

Feste, Vergnügungen, Vermählungen, alles benutzte der Kardinal, um diejenigen anzulocken, welche er brauchte. Wenn dies keine Schlingen waren, so waren es wenigstens Bande, die er zu schweren Ketten machte, sobald seine Verpflichteten sie auflösen wollten."

In die Zwischenzeit fiel 1636 der Angriff des Kardinal Infanten (des Siegers bei Nördlingen) gegen Frankreich, welcher zuerst Richelieu in die größte Verlegen-

heiten

heiten ſetzte, doch ſeinem Glück und ſeiner Thätigkeit bald wich.

„Der Graf von Soiſſons, hatte in dem Augenblick des Ueberfalls von dem Kardinal Infanten alles gethan, was mit den wenigen Truppen, welche er commandirte, vernünftiger Weiſe möglich war. Man kann nicht behaupten, daß er dieſen guten Willen beibehielt; er war vielleicht ſogar nicht unzufrieden über den glücklichen Fortgang der Feinde, da er ſah, wie ſehr der Miniſter ſeinen Mangel an Vorſicht und das daraus entſtandene Unglück mißbilligte. Aber nichts beweiſt, daß er aus Nachläſſigkeit oder durch Mangel der Anordnungen dazu beigetragen habe. Dannoch mußte er hören, daß der König ihn größtentheils für die Urſache dieſer Unfälle hielt. Dieſe ungünſtige Meinung konnte dem Monarchen nur durch ſeinen Miniſter beigebracht ſeyn, welcher einen doppelten Vortheil dabei fand, ſeinen Fehler auf einen andern, und zwar auf einen, den er haßte, zu wälzen.

Wüthend über dieſe Verläumdung beſchließt der Graf ſich mit eigener Hand zu rächen, und verband ſich zu dieſem Vorhaben mit dem Herzog von Orleans.

Dieſer Prinz ſeufzte immer unter der Tyranney des Prälaten. Unter ſeiner eigenen Dienerſchaft mit Spionen umgeben, beſchränkt in ſeinen Neigungen, die er dem Urtheil des Miniſters unterwerfen mußte, ſo ſehr, daß er ohne ſeine Bewilligung niemand ſein Vertrauen und ſeine Gunſt ſchenken konnte, war er ſogar gezwungen, ſeine rechtmäßige Gemahlinn von ſich entfernt zu halten, und durfte ihr ſeit dem Kriege nicht einmal mehr ihren Unterhalt zuſchicken. Eine Pflicht, die ihm unter dem Vorwand verboten wurde, daß dadurch das Geld unter die Feinde des Staats komme.

Bei

Bei dem feindlichen Einfall der Spanier war Gaston seinem Bruder zur Armee gefolgt, und blieb daselbst während der Belagerung von Corpey. Der König blieb mit dem Herzog von Orleans und dem Grafen von Soissons im Lager, jeder in seinem Quartier; der Kardinal wohnte zu Amiens, wo Rath gehalten wurde. Auf diese Einrichtung gründete sich der Plan einer Unternehmung gegen Ihn.

Montresor und Saint-Ibal, zwei dem Grafen ergebene Edelleute und unternehmende Rathgeber, giengen zum Herzog von Orleans und stellten ihm vor: wie beschimpfend die Sclaverei für ihn sey, unter welcher er schmachte; die Königinn Mutter werde von einem undankbaren Diener verfolgt; viele berühmte Männer, welche verbannt, mit ihr in fremden Landen umher irrten, und mehrere Große des Reichs, welche verhaftet seyen, erwarteten von ihm ihre Freiheit und Rechte. Der König selbst würde nicht beleidigt seyn, wenn man ihn von einem Diener befreye, welcher ihn beherrsche und ihm lästig werde.

Auf diese Vorstellungen verspricht Gaston alles mit seinem Namen zu bedecken, was man gegen den Kardinal unternehmen würde. Da die Verschworenen sahen, daß es schwer seyn würde, den Kardinal zu arretiren, noch schwerer aber, ihn in einem Gefängniß festzuhalten; so beschlossen sie, mit einem mal seiner los zu werden, und die That nicht länger zu verschieben, als auf die nächste Sitzung des Conseils, welche zu Amiens gehalten würde.

Von diesem Vorhaben benachrichtigten sie den Herzog von Orleans. Zu Folge dessen begaben sich die beiden Prinzen, in Begleitung von vier bis fünfhundert Edelleuten dahin. Sie gehen zu Richelieu.

Mon-

Montresor nähert sich Monsieur, und fragt ihn: ob sein Entschluß noch fest sey! Ja, antwortete Gaston mit einem entschlossenen Tone; auf dieses werden die schon gegebenen Befehle bekräftigt. Die Rathssitzung war zu Ende; die Prinzen und der Minister begleiteten den König wieder zu seinem Wagen. Er fährt weg. Saint-Ibal hielt sich immer hinter Richelieu, bereit ihn niederzustoßen; andere Verschworene umgaben den Kardinal. Montresor sieht Monsieur an, und sucht seine Einwilligung in seinen Blicken. Er wartete nur auf ein Zeichen, und der Minister wäre verloren gewesen. Aber Gaston wendete das Gesicht weg, und zog sich schnell und voll Verwirrung zurück.

Der Prälat sah die Prinzen abreisen, und gieng ruhig nach Hause, ohne zu ahnen, daß er der größten Gefahr entgangen war, welcher er je ausgesetzt gewesen. Die Prinzen beklagten es nicht sehr, daß der Plan nicht ausgeführt worden war. Sie sahen ohne Zweifel ein, daß ein Meuchelmord, welchen Grund man auch dafür habe, immer eine niedrige und verächtliche That bleibe.

Ungeachtet sie dieses Mittel aufgaben, beharrten sie aber doch in dem Vorsatz, alle politischen Triebfedern in Bewegung zu setzen, um den Kardinal zu stürzen. Sie kamen dahin überein, ihre Vortheile unveränderlich an einander zu ketten, so daß keiner einen Vergleich ohne den andern annehmen solle. Nie wollten sie zusammen an den Hof gehen, damit, wenn einer arretirt würde, der andere seine Vertheidigung übernehmen könne. Nach dieser Verabredung dachte man darauf, die französischen Herrn, welche die allgemeine Sache unterstützen könnten, in Bewegung zu setzen. Montresor stimmte den Herzog von Epernon und seinen Sohn, la Valette, um Guienne zu empören. Man schmeichelte sich, langue-

doc und die mittäglichen Provinzen des Königreichs würden diesem Beispiel folgen. Zu gleicher Zeit sollten die Spanier über Navarra und Franche Comté nach der Picardie vorrücken und dem Herzog von Lothringen seine Staaten wieder erobern helfen. Die Prinzen hofften die Belagerung von Corvey werde lang genug dauren, um diesen feindlichen Einfällen Zeit zu lassen. Der König, von allen Seiten bedroht, werde alsdenn ein offenes Ohr haben, um die Anklagen gegen seinen Minister zu hören. Der eine sollte seine innere Regierung beschreiben und dem Könige sagen: daß der Kardinal von den Franzosen gehaßt werde und daß alles Unglück aus dem Haß des Volks und der Großen gegen ihn entstehe. Der andere sollte ihm zeigen, daß er nichts vom Kriege und den Vorbereitungen dazu verstehe, ob er sich gleich in den Kopf gesetzt habe, ihn anzufangen und in Europa zu verbreiten, um sich wichtig zu machen. Sobald der König ihm seinen Abschied gebe, würden die Waffen den Händen der Fremden und Unzufriedenen sogleich entfallen.

Dieser Anschlag gegen den Kardinal, auf das künftige Kriegsglück der Spanier gebaut, scheiterte durch ihren Verlust. Ueberall wo sie nach Frankreich eindringen wollten, wurden sie zurückgeschlagen. Der Graf von Soissons selbst fand sich genöthigt, Corvey ihnen wieder wegzunehmen, dessen Belagerung er so gerne in die Länge gezogen hätte. Ludwig, dessen Achtung für seinen Minister gewankt hatte, so lange die Gefahr dauerte, schenkte sie ihm nachher wieder ausschließend; der Kardinal wurde mächtiger als je.

Unter diesen Umständen würde es nicht klug von dem Herzog von Epernon gewesen seyn, Unruhen zu erregen. Umsonst versuchte sein Sohn, la Valette, welcher sehr aufgebracht gegen Richelieu war, seinen

Vater

Vater dannoch dazu zu bewegen. Der klügere Alte antwortete ihm nun durch die Beispiele von Marillac und Montmorency. Montresor brachte statt der Nachricht von anderweitigen Angriffen von Seiten des Herzogs von Epernon nur eine Ermahnung an die Prinzen, sich in Sicherheit zu bringen. Der Graf von Soissons benutzte den Wink und zog sich nach Sedan zurück. Der Herzog von Orleans gieng nach Blois, und trug sein Mißvergnügen zur Schau, nur damit man ihn wieder zu versöhnen suchen sollte.

Richelieu hätte ruhig zusehen können, wie der Herzog von Orleans in seiner anständigen Verbannung seinen Kummer in sich verschloß; wenn nicht der König, dieser Händel müde, kurz seinen Willen erklärt hätte, daß sie geendigt werden müßten. Man mußte daher auf Unterhandlungen denken. Schon bei der ersten Zusammenkunft bemerkten die Abgesandten des Ministers, daß, wenn man nur die Bedingungen für Monsieur vortheilhaft mache, er gar leicht seine Sache von dem Grafen von Soissons zu trennen, geneigt seyn werde; man müsse ihm blos die Ehre lassen, einigen Widerstand zu zeigen. Nach dieser Ansicht leiteten sie die Unterhandlungen.

Man machte Vorschläge; Gaston verlangte Zeit, um sie dem Grafen von Soissons mitzutheilen. Dies wurde ihm zugestanden; mittlerweile ließ man die Truppen gegen Blois vorrücken. Monsieur schrie über Gewaltthätigkeit, die Truppen wurden Halt zu machen befehligt. Man macht neue Vorschläge; abermaliger Aufschub gefordert und zugegeben; die Truppen rückten wieder vor, und hielten wieder still. Endlich macht sich der König selbst auf den Weg. Gaston läßt sich umringen, und schreibt dem Grafen: er könne nicht nach seiner Verabredung zu ihm nach Sedan kommen

und sey gezwungen, die von seinem Bruder gemachte Bedingungen anzunehmen.

Diese waren ein zweideutiges Versprechen: nicht weiter auf die Aufhebung seiner Vermählung zu dringen, nebst einigen Geldvortheilen für ihn und seine Leute. In Vergleichung mit dem, was der Herzog von Orleans anfänglich gefordert hatte, sehr wenig!

Er hatte einen sicheren Platz verlangt, nebst Trupper, die der König unterhalten sollte; ferner die Zurückkunft seiner Mutter und die Loslassung ihrer gemeinschaftlichen Diener, auch derer, welche in der Bastille und andern Gefängnissen saßen. Keiner wurde freigelassen als der Abt von la Riviere, welcher sonst mit Goulas seine Rolle als Secretär von Gaston gespielt und sein ganzes Vertrauen gehabt hatte. Richelieu ließ beide die Ruthe fühlen, um sie gegen seinen Willen unterwürfiger zu machen. Erst alsdann duldete er sie neben dem Prinzen, als er versichert war, die Furcht vor dem Gefängniß werde sie nichts unternehmen lassen, das sie aufs neue wieder dahin bringen könnte.

Sobald der Graf von Soissons sah, daß Monsieur den Vergleich angenommen hatte; schrieb er dem König eine Apologie seines Benehmens, welche sich auf die heimlichen Bedrückungen des Kardinals gründete, welcher ihn gezwungen habe, sich zu entfernen. Er verlangte nichts als die Erlaubniß, zu Sedan zu bleiben und nicht genöthigt zu werden, an den Hof oder an einen andern Ort, wo der Minister regiere, zurückzukommen. Umsonst machte ihm Richelieu Versprechungen und Betheurungen, welche Entschuldigungen gleich kamen. Der Graf blieb unerschütterlich in seinem Vorsatz, ihm nie zu trauen. Und als er sah, daß man die Unterhandlungen in die Länge ziehe und Mittel versuche,

che, um ihn aus seiner Freistatt zu vertreiben, dachte er, aufgebracht über die schlechte Behandlung seiner Mutter und mehrerer seiner Freunde, ernstlich daran, mit der Königinn Mutter und den Spaniern den Tractat abzuschließen, welchen Gastons Schwäche unterbrochen hatte.

Der Kardinal fürchtete zu unterliegen, wenn er, mit einem auswärtigen Kriege beschäftigt, auch noch einen so geachteten innern Feind gegen sich hätte, welcher eben so furchtbar durch die Festigkeit seiner Vorsätze als durch seine Tapferkeit war. Er entschloß sich deßwegen, dem Grafen alle Forderungen zu erfüllen; und man sah jetzt einen Prinzen vom Geblüt, in eine Festung geflüchtet, die einem fremden Prinzen zugehörte, mit einer Garnison, welche Frankreich besoldete, die aber nach dem Befehl, und zur Sicherheit dieses freiwillig Verbannten diente.

Soissons von der Gränze des Königreichs, der Freund, die Stütze und Zuflucht aller, welche der Sturm vom Hofe entfernte, glich (1637) einer schwarzen dicken Wolke am Horizont, nach welcher die kleinen Wolken hingetrieben werden, um sie zu vergrößern und furchtbarer mit ihr zurückzukommen, nachdem sie dem Feuerstoff, der sich in ihrer Brust entzündet, Nahrung zugeführt haben."

„1639 machte die Königinn Mutter ihre letzten Versuche, unter weniger beschwerlichen Bedingungen wieder nach Frankreich zu kommen. Diese Prinzessinn verdiente bedauert zu werden. Sie war genöthigt gewesen, die Niederlande zu verlassen, wo der Wohlstand ihr, seit dem öffentlichen Krieg zwischen Spaniern und Franzosen länger zu bleiben, nicht erlaubte.

Karl I. der Gemahl ihrer Tochter, nahm sie zwar gerne in England auf, aber die Unruhen, welche in seinem Königreich entstanden, ließen diesen König befürchten, er möchte nicht lange seine Schwiegermutter beschützen können. Er unternahm es, deswegen sie mit ihrem Sohne zu versöhnen. Sein Ansuchen war so dringend, daß man nicht umhin konnte, darüber sich zu berathschlagen.

Ludwig berief sich über das Schicksal seiner Mutter auf seine Räthe. Kein einziger stimmte dafür, sie wieder nach Frankreich zurückzuberufen. Boutellier allein bestund darauf, ihr Avignon anzuweisen. Alle andere waren der Meinung, sie nach Florenz zu weisen, und der Monarch bekräftigte diese Entscheidung durch seinen Beifall.

Maria von Medicis behielt immer denselben Widerwillen, ihr Vaterland zum Zeugen ihres Unglücks zu machen, und blieb so lange als die Angelegenheiten Karls des I. es ihr erlaubten, in England. Nachher flüchtete sie nach Köln.

Der Graf Soissons zu Sedan war indeß immer (1641) in einer zweideutigen Lage. Er war weder Empörer noch Untergebener, und brütete schwer über dem Kummer, aus dem Königreich verbannt und der seiner Geburt gebührenden Vortheile beraubt zu seyn. Das Verlangen, sie wieder zu erhalten und die Furcht, durch Versuche vielleicht noch unglücklicher zu werden, quälten ihn wechselsweise.

Richelieu sah auf seiner Seite mit großem Verdruß, daß der Prinz, blos mit seiner Festigkeit bewaffnet, der

Welt

Welt zeigte, man müsse sich nicht unter die Gewalt des Ministers beugen. Von Zeit zu Zeit warf er einen ergrimmten Blick gegen Sedan, und die Worte entwischten ihm: darf bei einer guten Politik nicht geduldet werden; der König will durchaus diesen heimlichen Anschlägen ein Ende machen!

Er verstund darunter die ziemlich bekannten Verbindungen des Grafen mit der Königinn Mutter, den Vendome's, der Herzogin von Chevreuse, dem Herzog von la Valette, und den andern Verbannten, welche in England, Italien, Spanien und Flandern zerstreut waren. Auch war es eine Anspielung auf die noch geheimere Verbindung, welche Richelieu zwischen der regierenden Königinn, dem Herzog von Orleans und allen Unzufriedenen im Königreich argwohnte.

Sogar auch Cinq-Mars war ihm verdächtig. Dieser junge Mann, schön von Gesicht und Wuchs hatte mehr einen gefälligen als gründlichen Verstand. Der Minister hatte ihn, nach Saint-Simon, der Gunst des Königs würdig geachtet. Aber er fieng an, das Joch seines Wohlthäters zu schütteln.

Richelieu konnte endlich mit Sicherheit den Schlag ausführen, welcher schon längst dem Grafen von Soissons gedroht hatte. Ungeachtet dieser Prinz mit allen Unzufriedenen im Briefwechsel stund; so vermuthet man doch, da es den Herzog von Bouillon so viel Mühe kostete, ihn in Thätigkeit zu setzen, daß er sich ruhig verhalten haben würde, wenn er nicht durch die heimlichen Kränkungen des Kardinals aufgejagt worden wäre.

Der König wünschte, man solle ihn ungestört in seiner Einsamkeit lassen, aber die Umstände bewürkten einen großen Unterschied zwischen dem Vortheil des Mo-

narchen und des Ministers. Die Gesundheit Ludwigs des XIII. fieng an, merklich zu wanken und ließ seinen nahen Tod fürchten. Richelieu nicht weniger bedroht, schlug sich die eigene Gefahr aus dem Sinn und schmeichelte sich, seinen Herrn zu überleben. Für einen Ehrgeizigen aber wäre es nicht ein Ueberleben gewesen, wenn er ohne Macht hätte bleiben sollen.

In der That hat man in seinen letzten Unternehmungen zu bemerken geglaubt, daß seine Maasregeln dahin zielten, sich die Regentschaft zu verschaffen. Er mußte wahrlich seinen Fähigkeiten und seinem Glück viel zutrauen, um einen solchen Plan zu fassen, gegen die Rechte von zwei Königinnen, dem Bruder des Königs und mehreren Prinzen vom Geblüt, welche alle seine tödtlichen Feinde waren. Aber gerade auf das Zusammenstoßen der Forderungen gründete er seine Hofnung. Er berechnete den Ausgang wahrscheinlich auf folgende Weise. Bei dem Tode des Königs werden sich mehrere um die Regentschaft gleich heftig bewerben. Die Königinn Mutter wird wahrscheinlich auf eine Macht Anspruch machen, welche sie so ungerne verlor. Die junge Wittwe wird ihr nicht nachstehen wollen. Der Herzog von Orleans wird sich auf die Rechte seiner Geburt berufen. Alle drei werden sehr in Verlegenheit seyn, da sie ohne Truppen, ohne Geld und ohne Ansehn sind. Wenn sie nicht von selbst daran denken; so werde ich eines von ihnen bereden, meinen Beistand anzunehmen, da es in meiner Macht steht, die Gouverneurs der Städte und Provinzen und die Befehlshaber der Armeen, welche alle durch mich ihre Plätze erhalten haben, auf meine Seite zu ziehen. Schlagen sie es aus, sich mir verbindlich zu machen, so werde ich ihnen das Haus Conde entgegensetzen, welches der Sache einen großen Ausschlag geben kann.

Der

Der Prinz von Condé war in der That ein Mann von Kopf und besaß Fähigkeit zu regieren. Der Herzog von Enguien, sein Sohn, zeigte schon zum Befehlshaber der Armeen die Talente, welche ihn nachher so berühmt machten. Richelieu hatte sich seiner versichert, indem er ihn mit seiner Nichte, Claire Clemence von Maille, Tochter des Marschalls von Breze, verheurathete. Zu gleicher Zeit beförderte er den Marquis von Breze, den Bruder der jungen Prinzessinn, zum Dienst der Marine. Er hatte ihn zum Admiral bestimmt und jener würde auch dieser Stelle würdig gewesen seyn, wenn ein ehrenvoller Tod ihn nicht in der Blüte seiner Alters hingerafft hätte. Es ist gewiß, daß diese beiden jungen Krieger, von ihrem Oheim geleitet, der Mitbewerbung des Hauses Condé einen großen Vortheil verschaffen konnten, gegen zwei ohnmächtige Frauen, und gegen Gaston, welcher sein Ansehen völlig verloren hatte.

Nur der Graf von Soissons, ein Prinz, welcher allgemein geachtet wurde, hätte die Absichten des Kardinals vereiteln können. Der Prälat versuchte daher alles um ihn zu gewinnen; er bot ihm das Herzogthum Aiguillon und seine geliebte Nichte zur Gemahlinn an. Da er ihn durch diese Anerbietungen und die glänzendsten Versprechungen nicht hatte gewinnen können; so blieb ihm nichts übrig als ihn aus dem Wege zu bringen, ihn zur Flucht zu zwingen, oder ihn als einen Majestätsverbrecher anzuklagen, damit er in den Augen der Nation untüchtig würde, seine Rechte geltend zu machen. Dahin zielte eine den 8. Juni erschienene Erklärung vom König, welche die Beschuldigungen enthielt: man habe Anschläge gemacht die Provinzen zu empören, von den feindlichen Staaten Geld erhalten und mit ihnen Tractaten geschlossen.

Dem Grafen von Soissons, dem Herzog von Bouillon und von Guise wurde hierauf befohlen, innerhalb eines Monats sich zu bessern; zu gleicher Zeit aber wurden, unter Anführung des Marschalls von Chatillon, Truppen in die Gegend von Sedan geschickt.

Ungern entschloß sich der Graf gegen seinen Monarchen die Waffen zu ergreifen. Auch Ludwig der XIII. zog nicht gerne gegen diesen seinen Verwandten zu Feld. Aber der eine wurde durch seinen Minister, und der andere durch Bouillon dazu überredet. Dieser Herzog glaubte nur durch den Krieg sein souveränes Fürstenthum sichern zu können. Wenn der Graf von Soissons einen Vergleich machte, was er bis ans Ende gewünscht hatte; so war Bouillon gewiß, die erste Bedingung, welche man fordern werde, würde seyn: daß der Prinz sich von Sedan entfernen sollte. Wie manchen Vorwand wird alsdann, so dachte er bei sich selbst, der Kardinal finden, um sich meines Herzogthums zu bemächtigen, wenn es nicht mehr durch die Gegenwart des Prinzen beschützt ist. Wenn man ihm aber auch zugesteht, hier zu bleiben, so wird der Minister jeden Augenblick neue Gründe hervorsuchen, um den Grafen und seinen Vertheidiger anzugreifen. Er wird uns vielleicht unversehens überfallen. Jetzt hingegen da wir vorbereitet sind, muß es zur Entscheidung kommen, ob der Graf von Soissons oder Richelieu die Zügel der Regierung behalten wird.

Die Unzufriedenen verbargen in ihrem Manifest, vom 2. Julius, diese Absicht nicht; denn ausser den Beweggründen für das allgemeine Wohl, dem gewöhnlichen Stoff solcher Schriften, stund ihr Vorhaben, den Kardinal von dem König zu entfernen, mit deutlichen Worten darinn. Da man nun wußte, daß dieser

Mo-

Monarch durchaus beherrscht seyn wollte, so konnte dies nichts anders heißen, als daß man auf das Ministerium Absichten habe.

Es scheint, Ludwig war über diese Ereignisse alle ziemlich gleichgültig, und er würde sich eben so leicht des Grafen von Soissons, dessen Rechtschaffenheit ihm bekannt war, und des Herzogs von Bouillon, dessen Fähigkeiten er schätzte, bedient haben, wie des Kardinals von Richelieu. Nachlässig, und ohne seine gewöhnliche Thätigkeit zu zeigen, rückte er bis Peronne vor. Die Truppen schienen die Gleichgültigkeit ihres Monarchen zu theilen. Sie zogen ungerne gegen einen Prinzen vom Geblüt, welchen man blos durch den Minister aufs äusserste gebracht glaubte. Richelieu wollte sich in dem Hause und bei der Armee des Grafen von Soissons Verräther erkaufen; aber mit all seinen Schätzen gelang es ihm doch nicht; während doch, ohne Bestechung beim Hof und bei der Armee des Königs sich Leute genug fanden, welche für das Wohl des Grafen besorgt und bereit waren, es zu befördern. Zum größten Vortheil für die Verschwornen war der Marschall von Chatillon Befehlshaber der königlichen Armee; zwar ein tapferer Krieger, aber ein sehr nachlässiger General. Er zog gegen Sedan, als ob er eine schon eingeschlossene Mannschaft zu schlagen hätte, und wußte nicht, daß er eine eben so starke Armee, wie die seinige war, vor sich habe.

Soissons Truppen bestunden aus freiwilligen Franzosen, welche aus eigenem Antrieb seiner Fahne geschworen hatten, und aus einem teutschen Korps, das ihm vom Kaiser unter der Anführung des tapfern und geübten Generals Lamboy, zugeschickt war.

Das Loos war geworfen und das Gefecht begann den 6. Julius auf der Ebene von Bazeille, nahe bei

dem Wald von Marfee, wo man Sedan sehen konnte. Die besten Geschichtschreiber geben Chatillon's Muth und seinen Anordnungen ein vortheilhaftes Zeugniß. Aber alle seine Bemühungen konnten den schlechten Willen seiner Truppen nicht ersetzen. Die Officiere waren unzufrieden, gegen einen Prinzen vom Geblüt, welchen sie schätzten, zu Felde zu ziehen, und der gemeine Soldat darüber, daß man ihm seinen längst verfallenen Sold vorenthielt. Dies gieng so weit, daß, nach einem schwachen Widerstand, die ganze Armee floh. Ganze Haufen Cavallerie zogen sich mit klingendem Spiel zurück. Man hörte, wie sich die Soldaten selbst über ihre Flucht lustig machten, und sagten: dort stehen sie für ihre fünf Livres! Der unglückliche Chatillon befand sich, nachdem er die größten Beweise seiner Tapferkeit gegeben hatte, allein auf dem Schlachtfeld, und war genöthigt, den Fliehenden acht Meilen weit nachzueilen.

Der Graf von Soissons zog, umgeben von seinen Officieren, ruhig auf die Ebene hin und sah die königliche Armee fliehen. — Es geschieht ein Pistolen-Schuß; der Prinz fällt, man hob ihn auf. Er war todt. Der Schuß war mitten durch die Stirne gegangen, und die Ladung in den Kopf; sein Gesicht war vom Pulver verbrannt.

Einige sagten: er habe sich selbst getödtet, indem er mit der Pistole das Visier seines Helms zurückgeschoben; eine üble Angewohnheit, welche man ihm mehreremal als gefährlich getadelt hatte! Andere behaupten, man habe einen zu Pferd vorbeyeilen gesehen, welcher blitzschnell und dicht vor ihm die Pistole abgeschossen habe und verschwunden sey.

Die letzte Meinung behielt, da sie die sonderbarere, und zugleich den Umständen, in welchen sich der Kardinal

nal befand, angemessen war, die Oberhand. Dieser herrschte nur durch die Furcht. Es war ihm nicht unbekannt, daß alle Stände im Staat gegen ihn voll Empörung waren. Die Geistlichkeit hatte er hochmüthig, den Adel trotzig, und das Parlament verächtlich behandelt. Die Soldaten wurden schlecht bezahlt und das Volk mit Abgaben gedrückt. In diesem kritischen Zeitpunct war ein einziger Sieg hinreichend, dem Grafen von Soissons den Weg nach Paris zu öffnen, weil die Armeen, welche die Chatillonische hätten ersetzen können, an den Gränzen beschäftigt und zu weit entfernt waren.

Der König selbst schien sich wenig um die Folgen zu bekümmern. Bei der ersten Nachricht von der Flucht seiner Truppen, entschloß er sich, ruhig wieder nach Paris zurückzugehen, und zeigte weder Unwillen noch Unruhe, wie wenn sein Entschluß schon gefaßt und er sicher gewesen wäre, die allgemeine Ruhe durch die Aufopferung seines Ministers wieder herstellen zu können. Der Tod des Grafen von Soissons war also für Richelieu nöthig; und gerade daher glaubte man, daß er sein Werk sey.

Zwei Stunden nach der Nachricht von der Zerstreuung der Truppen, kam die von dem Tode des Grafen. Im Augenblick änderten sich nun Ludwigs Vorsätze. Gleichsam geblendet durch das Glück seines Ministers, hörte er nur auf dessen Rath und Vorschläge, und zeigte sogar mehr Eifer, die Empörer zu bestrafen als Richelieu selbst. Die geschlagene Armee mußte auf seinen Befehl wieder gegen Sedan vorrücken, und Er selbst sprach von nichts, als den Herzog von Bouillon zu bezwingen, und ihm seinen kleinen Staat wegzunehmen.

Der

Der Kardinal, sehr vergnügt, daß er so leicht einer so großen Gefahr entkommen war, verwilligte dem Herzog vortheilhafte Bedingungen. Er kam ihm sogar, um ihn an sich zu locken, mit Anerbietungen entgegen, welche Bouillon anzunehmen schien. Redlich aber war es nicht gemeint, und wenige Zeit nachher traf ihn die Strafe, welche seine Verstellung verdiente."

Während indeß Cinq-Mars (1642) auf Mittel sann den Kardinal zu stürzen, kam er von selbst oder vielleicht auch durch andere, auf den Einfall, sich, im Fall seine Unternehmung fehlschlagen sollte, einen Zufluchtsort zu sichern. Er forderte hiezu Sedan vom Herzog von Bouillon. Gaston that dasselbe. Die regierende Königinn, voll Angst, als man sie zwingen wollte, dem König zu folgen, erbat sich auch die Versicherung, mit ihren Kindern in dieser Freistatt aufgenommen zu werden, wenn ihr Gemahl unter Richelieu's Händen sterben sollte.

Bouillon, welcher schon einmal mit dem Grafen sein Herzogthum aufs Spiel gesetzt hatte, ließ sich lange bitten, ehe er es zum zweitenmal der Gefahr aussetzte. Endlich willigte er ein, aber nur unter der Bedingung, daß man ihn des spanischen Beistands versichere. Gaston und Cinq-Mars versprachen es. Sie sandten alle drei zusammen einen Edelmann, Fontrailles, nach Madrid, welcher in ihrem Namen einen Tractat schloß, und ihn den 13. März unterzeichnete. Dieser enthielt zwanzig Artikel, alle gegen Richelieu gerichtet, worinn man mit Bedacht zu verstehen gab, daß die Tirannei des Kardinals die Verschwornen zwinge, mit einer auswärtigen Macht in ein Bündniß zu treten. Der Kar-

Kardinal, entfernt und krank, schien seinem Fall so nahe zu seyn, daß ein einziger Stoß hinreichen würde ihn zu stürzen. Der König dem Anschein nach von ihm abgewandt, verdoppelte seine Gnade gegen den Günstling.

Doch kamen Augenblicke, wo dieser eine Veränderung in dem Benehmen des Monarchen zu bemerken glaubte. Aber er hielt sie für Launen, denen Ludwig zuweilen unterworfen war und welche keine Folgen haben würden. Indessen zeigte es sich nur zu deutlich, daß diese Veränderung von der Abneigung gegen ihn herrührte, welche aus Cinq-Mars unordentlicher Lebensart entstund, und endlich durch Beweise seiner Untreue, welche Ludwig hatte, entschieden wurde. Er erhielt diese durch den Minister, welcher, man weiß nicht wie, dazu kam.

Die Abschrift von dem Tractat, welcher in desselben Hände kam, war nicht authentisch. Er fürchtete daher, wenn er dem König unmittelbar davon Nachricht gäbe, so möchte dieser alles für eine Erdichtung des Prälaten halten und die Angeklagten selbst warnen, wodurch ihm die Mittel genommen würden, sie zu überführen. Er ließ deswegen dem König die erste Nachricht davon durch eine Person überbringen, die nicht in seinem Namen zu sprechen schien. Nachher sandte er erst Chavigny mit der Abschrift des Tractats ab.

Cinq-Mars wußte davon und wollte ihn ermorden lassen, ehe er mit dem König spräche; aber er war schon bei dem Monarchen. Nun wollte sich der Oberstallmeister durch die Flucht sichern. Unglücklicher Weise aber war auch dies schon zu spät. Sein unkluges Benehmen diente allen Mitschuldigen zur Warnung, und sie retteten sich. Er hingegen wurde den 13. Junius zu Narbonne mit de Thou zugleich arretirt.

In

In diesem Zeitpunct handelten der Monarch und der Minister in der besten Uebereinstimmung. Der Herzog von Bouillon war an der Spitze der französischen Macht in Italien. Dannoch wurde Er, unter dieser Regierung das zweite Beispiel, daß ein General mitten unter seiner Armee verhaftet wurde. Man setzte ihn in die Citadelle von Cazal.

Der Herzog von Orleans, welcher von weitem dem Hof folgte, um sich nach den Umständen zu richten, sah sich plötzlich, von den Truppen in Auvergne umringt. Zwar war sein erstes, das Original des Tractats zu verbrennen, aber auch dies sicherte ihn in der Folge doch nicht. Richelieu richtete alle seine Kräfte gegen ihn, um ihn zu Geständnissen zu bringen, wodurch die andern schuldig wurden. Der Minister irrte nicht in seinen Maasregeln.

Gaston that sogleich einen Schritt, welcher dem Kardinal einen glücklichen Erfolg versprach. Er sandte den Abt la Riviere an den Kardinal, ließ ihm seine Reue versichern und bat, er möchte Begnadigung für ihn zu erhalten suchen. Für Richelieus Absichten war die Vermittlung des Abts sehr erwünscht; weil er eine feile, schmeichlerische, niedrige und kriechende Seele hatte, und man ihn leicht durch Furcht oder Versprechungen zum Werkzeug machen konnte, die Leichtgläubigkeit des Prinzen zu hintergehen.

Gleich bei der ersten Zusammenkunft gab man dem Agenten Monsieurs zu verstehen: man glaube nicht, daß er ohne Wissen seiner Vertrauten sich habe schuldig machen können. Dieser Verdacht setzte den Unterhändler in einen tödtlichen Schrecken. In großer Bestürzung gieng er zu seinem Herrn, den er auch in Furcht jagte, und kam mit Bekenntnissen von ihm zurück, die

zwar

zwar nicht bündig, aber doch so stark waren, daß man ausführlichere und genauere fordern konnte.

Auf einen sehr demüthigen Brief, mit welchem Gaston seine ersten Geständnisse begleitete, antwortete der Kardinal folgendes: Monsieur! Gott will, daß die Menschen zu einem völligen und aufrichtigen Bekenntniß ihre Zuflucht nehmen sollen, um in jener Welt freigesprochen zu werden. Ich zeige Ihnen den Weg, welchen Sie gehen müssen, um der Gefahr, in welcher Sie jetzt sind, zu entkommen. Ihre Hoheit haben einen guten Anfang gemacht; Ihnen kömmt es zu, das Werk zu vollenden, und ihren Dienern die Gnade des Königs zu erflehen.

Die erste Gnadenbezeugung, welche der Minister vom König zu erlangen versprach, war: daß er seinem Bruder erlauben würde, eine Reise zu machen, und sich mit einem mäßigen Gehalt in Venedig niederzulassen; aber ohne den König vor seiner Abreise zu sprechen.

Eine Erhöhung des Gehalts und die Gnade, vor seinem Bruder erscheinen zu dürfen, erkaufte Monsieur durch neue Geständnisse. Abermalige Fragen von Seiten des Kardinals bewürkten eine Vorstellung, daß man ihn in Frankreich lassen, und nur auf einige Zeit vom Hofe entfernt halten könnte. Endlich brachte man durch alle diese vorgeblichen Gunstbezeugungen, welche man sehr listig immer allmählich vermehrte, den schwachen Gaston dahin, daß er einwilligte: sich von dem Kanzler ausfragen zu lassen, und durch seine Antworten Beweise gegen seine Mitschuldigen zu geben. Er verlangte nur, daß man ihn nicht gegen sie zum Zeugen aufstellen solle, um ihren beschimpfenden Vorwürfen nicht ausgesetzt zu werden.

Seine

Seine Leichtgläubigkeit gab den Verhafteten den Todesstreich. Sie wußten, daß ihr Wohl vom Schweigen abhieng, da man durchaus keinen hinlänglichen Beweis habe, um eine rechtliche Anklage gegen sie zu machen, wenn sie nur fortführen zu läugnen, daß sie sich an die Spanier gewandt hätten. Das Original des Tractats, der einzige unwiderlegliche Beweis, war in den Händen des Herzogs von Orleans. Und diesen hielten sie nicht für so schlecht, sie zu verrathen. Aber nach dem, was bei der Geschichte mit Chalais, Montmorenci, Soissons und so vielen andern vorgefallen war, hätten sie ihn für schwach genug halten sollen, um sich auch die wichtigsten Geheimnisse gegen die Sicherheit und das Leben seiner Freunde entreißen zu lassen.

Der Kardinal kannte Gastons Character und die Art, wie man ihn behandeln mußte, sehr genau, und leitete deswegen die vorläufigen Nachforschungen zur Einleitung des Processes auf die eben angeführte Weise. Der König billigte zu Tarascon dieses überdachte Verfahren bei einem Besuch, welchen er den 3. Julius seinem Minister machte.

Es war komisch anzusehen, wie diese beiden Todtkranken, auf Betten liegend, beschäftigt waren, zween Unglücklichen ihr Grab zu öffnen, indeß sie selbst, dem Tode die nächsten waren. Bei dieser Zusammenkunft beklagte sich Richelieu sehr heftig; und Ludwig, um seinen Minister zu besänftigen, entschuldigte sich demüthig, und ertheilte ihm eine unumschränkte Gewalt in seinem Königreich. Er ließ an seine Unterhanen den Befehl ergehen, daß man dem Kardinal in allen Fällen, so wie ihm selbst, gehorchen sollte.

Nach diesem begab sich der König wieder nach Paris, und der Kardinal nach Lyon. Hinter sich zog er

in

in einem Schiff, welches an das Seinige befestigt war, die beiden Gefangenen.

Der Herzog von Orleans wählte seinen Aufenthalt zwei Stunden von dieser Stadt, um den Richtern, welche nun die Sache untersuchen sollten, nahe zu seyn. Alles war zu gut angefangen, um nicht nach den Wünschen des Kardinals zu endigen. Nur durch Verschwiegenheit konnten die Angeklagten gerettet werden, und Monsieur hatte gesprochen. Sein Bekenntniß war zwar nicht gerichtlich und ohne Zeugen; es konnte nach der gewöhnlichen Ordnung des Rechts nicht gelten. Aber man erklärte diese Formalitäten für unnöthig, um das Geständniß eines Sohnes von Frankreich gültig zu machen. Monsieur entdeckte nicht allein die Thatsachen; er schämte sich sogar nicht sie zu vergrößern, indem er sagte: Cinq-Mars habe ihn durch dringende Bitten zu diesem Verbrechen verleitet. Ein Mann von vierzig Jahren, der Bruder des Königs, der seiner Begnadigung gewiß war, hatte die Niedrigkeit, einen jungen Mann von zwei und zwanzig Jahren anzuklagen, daß er ihn verführt und zur Verletzung seiner Pflichten verleitet habe, nur um vielleicht dadurch einigen Vorwürfen zu entgehen. Ob er gleich ein Prinz war, so hätte ihn Cinq-Mars doch durch entehrende Angaben verächtlich machen können; aber er erzählte ohne Erbitterung, und ohne Gegenbeschuldigung, was er nicht verschweigen konnte, nemlich; daß, so oft der Prinz mit dem König oder dem Kardinal unzufrieden gewesen sey, er ihn habe bitten lassen, sich mit ihm zu vereinigen; wofür er ihm seinen Schutz zugesichert. Gerade in einem solchen Zeitpunct, habe er auf Eingebung Monsieurs und des Herzogs von Bouillon den Gedanken gefaßt, mit Spanien in Unterhandlungen zu treten, um sich einen Zufluchtsort zu verschaffen, der

ihn vor dem Haß des Kardinals sichern und diesen nöthigen würde, in den allgemeinen Frieden zu willigen. Dies sey seine Absicht gewesen. Er bekenne sich aber für schuldig, und flehe die Gnade des Königs an, als seine einzige Zuflucht.

Die Geschichtschreiber sagen: Richelieu sey weniger neugierig gewesen, die Mitschuldigen zu kennen, als zu wissen, ob wirklich der König darein gewilligt hätte, seines Ministers los zu werden. Sie setzen hinzu: Nach dem Geständniß des Oberstallmeisters, habe der Kardinal nicht mehr gezweifelt, daß Ludwig ihn eben so würde behandelt haben, wie den Marschall von Ancre, wenn sich ein entschlossener Mann dazu gefunden hätte; und dies bestimmte Richelieu, mehr als je, alle unternehmende Männer vom König zu entfernen.

Der Herzog von Bouillon, gewiß schuldiger, als de Thou, erkaufte sein Leben und seine Freiheit wieder durch die Abtretung seines Herzogthums Sedan, und erhielt sogar dagegen noch sehr schöne Güter in Frankreich. Der Herzog von Orleans, der größte Verbrecher von allen, erhielt die Erlaubniß sich als Privatperson nach Blois zurückzuziehen. Und so reiste er dann zum zweitenmal durch einen Theil von Frankreich, ohne Achtung, ohne Ehre, und mit dem Schimpf beladen seine Freunde aufgeopfert zu haben, deren blutige Bilder ihn beständig umgeben und seine Erniedrigung auch noch mit Gewissensbissen begleiten mußten.

Während er als Flüchtling die Provinzen durchreiste, begab sich Richelieu, an dem Tage der Execution, wie ein Sieger von Lyon nach Paris, von seinen Garden in einem Zimmer getragen, wo sein Bett, ein Tisch und ein Stuhl für eine Person stund, die ihn auf der Reise unterhielt. Die Träger giengen, im Re-

gen

gen- und Sonnenschein mit unbedecktem Haupt. Da die Thore der Stadt und der Häuser zu eng waren, so wurden ganze Wände abgetragen, damit Se Eminenz durch keinen Stoß erschüttert würde. In Paris stieg er ab im Kardinals-Pallast, wo eine Menge Menschen war, die theils sehen, theils bemerkt werden wollten. Er sprach mit mehreren, und nahm alsdann von der Menge mit einem verbindlichen Blick Abschied. Man bemerkte einen Stral von Freude auf seinem durch die Krankheit gelb gewordenen Gesicht, als er sich in seinem Hause, mitten unter seinen Verwandten und Freunden sah, die er gefürchtet hatte, nie wieder zu erblicken, und sich noch Herr über diesen Hof wußte, wo so viele Neider sich geschmeichelt hatten, er werde nicht wieder erscheinen.

Der böse Wille seiner Feinde hatte sich zwar nicht vermindert, aber nach diesem lezten Beweise seiner Macht, hatte er nichts mehr davon zu fürchten. Dem gedemüthigten Gaston konnte es eine lange Zeit nicht in den Sinn kommen sich an die Spitze einer Partie zu stellen. Und wer hätte es auch wagen können, sich einem so schwachen und verrufenen Menschen anzuvertrauen? Die Königinn Mutter, so wohl durch ihre heimlichen Anschläge als durch ihre öffentlichen Klagen furchtbar, starb den 3. Julius zu Köln. Aus Mangel an Geld mußte sie noch vorher sich allen königlichen Glanz entziehen, ihre Bedienung wegschicken, und sich blos auf die unentbehrlichsten Bedürfnisse einschränken. Man beklagte sie, weil man immer die Leidende bedauert; aber es ist doch nicht zu läugnen, daß sie sich ihr Unglück selbst durch ihren stolzen und herrschsüchtigen Character zugezogen hatte. Ueberdies hatte sie ihr Leben mit einem unauslöschlichen Flecken befleckt. Nach der Bemerkung des Präsidenten Hénault war sie — nichts

sehr bestürzt und betrübt über den traurigen Tod eines unserer größten Könige! Der Kardinal ließ für sie prächtige Exequien halten, und sprach von ihr, als ob er Hoffnung gehabt hätte, in weniger Zeit wieder ihre Gunst zu erhalten. Sie vergab ihm zwar sterbend; aber, da der päbstliche Nuncius, welcher sie bereitete, ihr zuredete: Richelieu ihr Bild, welches sie in einem Armband trug, als ein Zeichen ihrer Versöhnung zu schicken, wandte sie sich auf die andere Seite und sagte: das ist zu viel! Der Minister würde sich ohne Zweifel eines solchen Beweises der Achtung sehr gerühmt und ihn bei dem König für eine unumstößliche Rechfertigung seines Betragens geltend gemacht haben.

Indessen darf man glauben, daß er damalen weniger begierig war, Beifall und Zuneigung von dem Monarchen zu erfahren, als besorgt, sich vor desselben Widerwillen zu hüten. Mit verdoppeltem Eifer suchte er deswegen die tapfersten Kriegsmänner an sich zu locken, und den König zu überreden, daß er diejenige entfernte, welche er nicht gewinnen konnte, und deren Unerschrockenheit ihn irgend eine schnelle Ausführung fürchten ließ. Ludwig, von seinem Minister beständig gedrängt, entschloß sich zum zweitenmal zu dieser Gefälligkeit; aber er benachrichtigte die, welche er opferte, daß seine verstellte Ungnade nicht lange dauern würde.

Richelieu trug auch würklich den Tod in seiner Brust, während er sich gegen ihn nach allen Seiten waffnete. Er war schon zu Narbonne so krank gewesen, daß Er es für nöthig hielt, sein Testament zu machen. Einem Schein von Wiedergenesung folgten häufige Rückfälle, ein schleichendes Fieber und Geschwüre, die Zeichen eines schlechten und verdorbenen Bluts. Er schmachtete einige Monate, mehr noch durch die Heil-

mit

mittel als von dem Uebel selbst gequält und endlich wurde sein Zustand höchst gefährlich.

Man bemerkte damalen noch keine Plane, Anschläge oder Bemühungen von Seiten derer, welche auf seinen Platz rechneten, wie das sonst in ähnlichen Fällen zu gehen pflegt. Alles war so gut unterjocht, daß niemand sich rührte. Der Kardinal verfügte unumschränkt über die Ministerstelle wie über die Gunst und das Zutrauen des Königs. Er zeigte ihm an, welche er vorziehen sollen, und der folgsame Monarch gieng in nichts von seinem Willen ab, so daß man sagen kann: Richelieu regierte noch nach seinem Tode.

Er zeigte viele Festigkeit in den Augenblicken des Todes. Die Sakramente der Kirche empfieng er mit Andacht und Ergebung. Man hat bemerkt, daß er die Umstehenden nicht um Verzeihung bat, wegen Fehler, die er bei der Staats-Administration und in seinem übrigen Benehmen begangen haben möchte. Vielleicht schwieg sein Gewissen, oder wollte er seinen Feinden den kleinen Triumpf nicht lassen, zu sagen, er habe etwas wiederrufen. Viele Anhänglichkeit zeigte er für seine Verwandte, die er dem König empfahl; besonders sah man eine zärtliche Vorliebe für seine Nichte, die Herzogin von Aiguillon, welche er immer am meisten geliebt hatte. Er machte sie gleichsam zur Oberaufseherin der Familie.

Nachdem er diese Anordnungen gemacht hatte, starb er ruhig den 4. December im 58. Jahre seines Alters, mit Ehre und Würden überhäuft. Während seines Agonistrens bemerkte man, daß der König lächelte; und dies bestätigte die schon vorhergefaßte Meinung, daß der König dem Ende, der von seinem Minister über ihn ausgeübten Herrschaft mit Vergnügen

entgegen sehe. Als man Ihm meldete: Richelieu sey so eben verschieden, sagte er nichts weiter als die Worte: In ihm ist ein großer Politiker gestorben!

Und doch hat man bemerkt, daß Ludwig nie von den Vorurtheilen zurückkam, welche sein Minister ihm eingeprägt hatte. Selbst ehe er starb, gab er ihm noch die Genugthuung, ihn an seinem Bruder durch eine erniedrigende Erklärung zu rächen. Der König machte darinn eine Aufzählung von Gastons Vergehungen und seinen Rückfällen, sprach viel von seiner Undankbarkeit und Verrätherei, und schloß damit, daß er den Schuldigen zu jedem Amt im Staat ausdrücklich aber zur Regentschaft, für unfähig erkläre. Sobald ihm aber Richelieu fehlte, um seinen Entschlüssen Beharrlichkeit zu geben; begnadigte er seinen Bruder wieder einige Monate nachher, und erließ eine Gegenerklärung, worin die Verfügung in Rücksicht auf Würden und Regentschaft wiederrufen war. Doch da dieses nur eine Verzeihung war; so konnten die Beschuldigungen der Undankbarkeit und Verrätherei, folglich die Beschimpfung selbst dadurch nicht abgewälzt werden.

Das nehmliche wiederfuhr fast allen in seinem Reich, welche in Ungnade gefallen waren. Sie wurden begnadigt; aber viele darunter durften entweder gar nicht oder wenigstens selten und erst spät vor dem König erscheinen. Obgleich er von der Strenge, welche ihm sein Minister eingeflößt hatte, nachließ; so that er doch immer den Willen des Verstorbenen, und ließ gewissermaßen das Siegel der Ungnade auf den Stirnen derer, welche der Kardinal damit gezeichnet hatte.

Mitten unter einem Hof, welcher durch die Trübsinnigkeit seines Oberhaupts immer ein gleich finsteres Ansehen hatte, wurde selbst Ludwig (1643) von einer aus-

auszehrenden Krankheit überfallen, und bereitete sich zu seinem herannahenden Tode. Wenn die Königinn wirklich bei der schwächlichen Gesundheit ihres Gemahls einst den Vorsatz gehabt hatte, nach seinem Tode sich mit Gaston zu vermählen; so wäre sie in der That zu tadeln. Aber sie behauptete immer ihre Unschuld über diesen Punct. Indessen machte ihr Ludwig in seinem Herzen oft den Vorwurf, daß sie seinen Tod gewünscht habe. Noch als er dem Tode sehr nahe war, beschwor sie ihn, diese verächtliche Meinung von ihr nicht mitzunehmen. Er antwortete Chavigni, welcher für sie sprach: In dem Zustand, worinn ich bin, muß ich ihr verzeihen; aber ich kann es nicht glauben.

Bei diesem Vorurtheil gegen sie, welches durch ihren Beitritt zu vielen nachfolgenden Intriguen und durch des Königs Ueberzeugung von ihrer Unfähigkeit zu regieren und ihrer Parteilichkeit für Spanien noch verstärkt wurde, darf man sich nicht wundern, daß er sie von der Regentschaft auszuschließen suchte. Er sann lange auf Mittel. Aber da er weder seinen Bruder noch die andern Prinzen, welche würklich nicht genug Ansehn hatten, um seine Wahl zu behaupten, dazu berufen konnte; so ernannte er nach vielen politischen Zusammenstellungen die Königin zur Regentin und seinen Bruder zum Generallieutenant des Königreichs; setzte aber einen souveränen Rath und verbot jenen beiden in diesem etwas zu ändern. Für denselben wählte er den Prinzen Condé zum Oberhaupt.

Nachdem seine Gemahlin und sein Bruder durch einen Eidschwur bekräftigt hatten, sich seinen Verfügungen zu unterwerfen, unterzeichnete er diese Erklärung den 19. April, und setzte mit eigener Hand darunter: Obiges ist mein ausdrücklicher und letzter Wille, den ich

vollzogen wissen will! Den andern Tag wurde dies Testament beim Parlament eingetragen.

Der König litt noch beinahe einen ganzen Monat. Während dieser Zeit sah er sich ziemlich verlassen, da die, welche an ihn hätten denken sollen, mit Cabalen beschäftigt und gegen ihn sehr gleichgültig waren. Er starb den 14ten Mai in seinem 43sten Jahre; wenig bedauert, so wie im Leben wenig geliebt.

Sobald der König todt war, schrie Potier und sein ganzer Anhang: die Regentschaft gehöre, nach allen Rechten, der Königinn, und die Einschränkungen durch den eingesetzten Rath seyen für Ihre Majestät beschimpfend; es bleibe kein ander Mittel, diese Schande auszulöschen, als daß man die ganze Einrichtung zerstöre. Anfänglich war es ungewiß, ob das Parlament einwilligen würde, eine Anordnung aufzuheben, welche an sich klug war, und die es erst kürzlich gerichtlich eingeschrieben hatte. Es war zu fürchten, des Parlements Weigerung würde um so fester seyn, da der Prinz von Condé, den man als Oberhaupt von diesem Rath unterdrücken wollte, der Kanzler Seguier, der Kardinal Mazarin, Chavigni und andere Glieder davon, welche alle sehr eifrige Anhänger hatten, darauf bestehen würden. Ueberdies hatte man Ursache zu fürchten, der Herzog von Orleans möchte selbst auf die Regentschaft Anspruch machen, sobald man die Erklärung, worauf sich die Macht der Königinn gründete, angreifen und umstoßen würde. Es war also nicht mehr die Frage, die Sache mit Gewalt durchzusetzen, wie der Bischoff von Beauvais und seine Anhänger wollten.

Man mußte unterhandlen, dem Prinzen von Condé schmeicheln, den Kanzler gewinnen, und sich durch

Ver-

Versprechungen der Einwilligung von Mazarin, Chavigny und den übrigen Gliedern des Raths versichern. Der Prinz von Condé gab den Bitten seiner Frau nach, der vertrauten Freundin der Königin, welche sich verbindlich machte ihm in Rücksicht auf Güter und Ansehen eine größere Entschädigung zu geben, als er durch die Vortheile seiner Stelle im Conseil sich je versprechen konnte. Um Seguier und die übrigen dahin zu bringen, daß sie die ihnen durch die Erklärung zugefallenen Rechte aufgaben, versprach man ihnen dieselbe Gewalt, und eben so viel Ansehen unter einem andern Titel.

Auch die bestürzten Freunde des Kardinals mußte man besänftigen, weil des Königs Erklärung sie gegen die Rache der Königinn sicherte. Sie hatten noch eine sehr mächtige Parthie, die sie bei dem Parlament in Thätigkeit setzen konnten. Anna sprach mit den Oberhäuptern im besondern, unter andern mit der Herzogin von Aiguillon, und versicherte sie ihres Wohlwollens. Ihre Nachgiebigkeit gab ihr eine günstigere Meinung von ihnen. Bei dem Uebergewicht, das diese Prinzessinn ohnehin über den Herzog von Orleans hatte, wurde es ihr nicht schwer, ihn nach ihren Absichten zu leiten. Man gewann den Abt von la Riviere, der ihn beherrschte, und er unterwarf sich allem.

So war dann alles in dem Lit de Justice. welches der junge König den 18. Mai hielt, nach dem Wunsch der Königinn leicht durchgesetzt. Anna von Oestreich wurde ohne Einschränkung als Vormünderin und Regentin erklärt, und erhielt dadurch das Recht, ein Conseil nach ihrem Willen zu wählen. Die letzte Ehre für den ganz ausdrücklichen und letzten Willen König Ludwigs des XIII.!

Omer Talon, der General-Advocat, zeigte als Beweggrund dieser Umänderung die Gefahr einer getheilten Gewalt. Aus einer solchen Theilung, sagt er, können nur Factionen und Staats-Parthieen entstehen! Es war hier das erste, aber desto öfter während der nächsten Minderjährigkeit wiederholte Beispiel von Parlamentsverfügungen, bei welchen sich diese Versammlung für die Urheberin hielt und doch nur die Maschine war.

Bayerische Staatsbibliothek München

e als
r ge-
t er,
ntste-
wäh-
Bei-
sich
doch

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google